





Friedrich.

Ein Roman

von

Sigismund Wiese.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1836.




HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY



Friedrich.

Erstes Buch.

1.

Und ein Loberuf ging durch den ganzen Himmel, der Engel und Heiligen unendliche Reihen und Scharen ergossen ihre Seelen in Preisgesang; ein Herz und eine Seele fluthete in den Dreieinen der Urgeister und Erlösten völliges Leben: erbrausend, ihres Geistes inne, ertönte die Vollendung. Und das neue Licht, in allen verbreitet, wogte allumfassend ein zitternd Glanzmeer: in und durch einander ein lebendes Entzücken der Seligen Sein und Wesen, die hehre Wollust! Und in Klang und Licht war Liebe Leben, Geist Dasein: in Erfüllung athmete jedes Herz, alles in allen lebte Gott! Und der laute, allgemeine Hymnus verlor sich in betende Stille: des Heilandes der Menschen selige Augen wandten ab von seinem himmlischen Vater, sein Blick verweilte auf den Heerschaaren, die sein Wort ausrichten auf der Erde. Und die Geister der irdischen Natur begannen im Wettgesang, priesen und rühmten und sagten solche Worte:

„Heil dir, der da kommt! Du, unserer Hoffnung Preis, du, in dem alle Creatur geschaffen ist, durch den sie das Wesen hat, Heil dir, der da kommt! Ja, komm! Das ganze Geschöpf, entzweit in nie zu sühnenden Streit, findet

Frieden nicht, du kämest denn! O komm, daß in dir der inbrünstige Geist der Natur seine Gestalt gewinne, das Gesetz sich verkörpre, die Wollust daure! Erde und Himmel schmachten in dem ersten Fluch: voll Scham des ewigen Wechsels nahen und gehen Sonne, Mond und Sterne; sie täuschen mit Tag und Nacht, mit den Zeiten des Jahres die undauernde, lügenverblendete Welt. Daß Tag und Nacht in eines seien, die ewige Klarheit deine Schöpfung verkläre, Frühling und Herbst, Sommer und Winter sich verbinden, daß die Gegenwart Vergangenheit und Zukunft in sich schließe: Heiland, der lichten Freuden Quelle, komm! Der Elemente grollende Sehnsucht, ihr inbrünstiger Haß bannt in schwankende Erscheinung ihres Wesens Trieb; der Geschöpfe auf den Tod entbrannter Streit der Liebe zerreißt, verdirbt ungesühnt in währender Angst ihres Daseins Wollust: daß die Sehnsucht sich erfülle, daß einverleibt seien, deren Seelen in dir eins sind, vollende dein Beginnen. Verneue die Creatur, erlöse von Angst und Tod die harrende Natur! Ah des bleichen, zerfallenen Daseins sei genug, dein Licht glänze auf, dein Wesen sei Leib, gieb den neuen Himmel und die neue Erde, wie du gesagt hast und gesprochen!"

Und von dem Sange und Gebet der Naturgeister durchdrungen lobten und beteten die Engel der Geschichte des Menschengeschlechts, sie sprachen:

„Ist Wollust der Geist der Natur, dein Leib, o Herr; wir auch beten, komm, du der Menschengeschichte Geist! Zerrissen in selbstische Völker, Familien und Einzelwesen verschmachtet das kriegende, arbeitende Geschlecht, daß dein Odem des Friedens, der Ruhe und Vollendung sich voll ergieße in unselige, weihelos trotzende Brüste. Seitdem, ach! des Menschen Geist und Wille von Gottes Geist und Willen sich scheiden durfte, das heilige Gesetz ihn verfluchte, durchbildend

zu verneuen die gefallene Natur, zu verneuen sich selbst zum bewußtvollen geistlichen Bunde mit dir, du dem unselig Strebenden zur Seligkeit dich gabst: bringt er, völlig zu leben in dir, überfliegt sein Gemüth seine mühselige Bestimmung. Du, der Allmächtige, kürze ab die Zeit seiner Noth, erfülle sein Streben durchhin; wie du ihm einwohnst im Geist, verkläre mit eins, wiederbringe seine Natur damit, daß du kommst, in deiner Füll' und Herrlichkeit kommst; komm, Herr!"

Und die Geister der Völker nahmen die Worte auf der Sehnsucht und heiligen Begier, sie lobten, sie weiheten und sprachen:

„Es ist uns gesagt, daß wir vergeistigen sollen die irdische Natur, sie beherrschen, in die geistige Gestalt wandeln, das Aeußere in das Innere verklären, daß es fähig sei, deinem Reiche eingebildet zu werden; aber es ist uns auch gesagt, und du selbst hast sie verheißen, deine Wiederkunft: alle Völker sollen ein Volk werden, alle Sprachen eine Sprache, Herr, einen Hirten und eine Heerde hast du verheißen! Ach, da die selbstische, schwere Müh' alle Zeit dieser verblindeten Völker verschlingt, die du dir doch zur lichtvollen Seligkeit gesetzt, und da sie der Vollendung Preis fühlen und der verschuldeten Ohnmacht Schranke fluchen, der sie unterliegen: eile voraus, Allmächtiger, erlöse den Kriegergeist, welcher in Todeslust zu enden sich sehnt; reiße die Zeit an ihr Ziel, daß sie in Ewigkeit verschlungen werde; komm, alle Völker harren auf dich!"

Und die Engel der Familien und häuslichen Altäre erhuben ihre Stimmen und rühmten, sangen und redeten:

„Auf dich, o Herr, harrt alle Creatur, deine Liebe ersehnet sie. Du giebst ihr den Geist der Liebe, dich selbst hälst du zurück, und sie findet nicht Raum, nicht Stätte

für die Offenbarung des köstlichen Kleinods: in selbstischer Liebe muß sie Pein und Qual, den Tod erleiden. Du setztest zum Ziel ihrer Bestrebung die freie, deine heilige Liebe, durchbildend die Triebe soll sie reich und voll zu deinem Licht eingehen, den siegreichen Streit deines Wortes machtest du zur Bedingung für die Aufnahme in dein himmlisches Reich; allein, du sprichst, es geschieht, du gebietest, es steht da: rücke nah' dein Ziel, laß es gegenwärtig sein, die Wallfahrt der Beladenen endige; erscheine, sei offenbar, daß deine Liebe völlig sei!"

Und aller Menschen Engel gaben Raum dem gewaltigen Drange ihrer Herzen und riefen, antworteten und sprachen:

„Die Liebe lasse völlig sein! Wie du ihnen geboten hast und in Mittheilung deines Geistes verliehen, du Liebender, in dir fühlen die Menschen sich Einer im Geist! So zögre nicht, so gieb dich ihnen auch ganz dahin, damit sie ganz erlöst seien, aus dem Kerker Welt erlöst zu deiner himmlischen Freiheit! In den lichten Abgrund deines Gemüths verschlinge gänzlich des Selbstischen lügnerische Kraft, zur neuen Schöne und Vollendung erfülle du die heißersehnte Verbrüderung aller deiner Menschen! Ach komm, Heiland, nimm dein Reich ein, dein Reich, in welchem der neue Geist wohnt, der Geist der Liebe und des Friedens!"

Und den Himmel durchhin erfüllten die Stimmen der Beter und Rühmer, und der Gesang und das Wort aller Engel und Heiligen schallte aus, in Einem Ruf beteten und lobten die Millionen und Millionen und sprachen:

„Wann wirst du, Barmherziger, die Welt in's freie Leben erlösen, wann, Lebender, wirst du alles in allen sein, wann, mein Heiland, kommst du!" —

Und des Heilandes der Menschen selige Augen hefteten an seinem himmlischen Vater, und er öffnete die Lippen —

siehe, auf ihr Antlitz stürzten anbetend die heiligen Heerschaaren, er antwortete und sprach:

„Die Zeit ist nahe; ich komme, bald! Der da war und der da ist und der da kommt, der Allmächtige, siehe, in einer Kürze komm' ich."

Und die Urgeister und Heiligen, von seinem Odem beseelt, riefen laut und sprachen:

„Heil dir, der da war und ist, Heil dir, der da kommt!"

Und der Welterlöser blickte sie an, und sie vernahmen sein verheißendes Wort:

„Ich der Anfang und das Ende, der Erste und der Aeußerste, in dem beschlossen ist das Unvollkommene, der Streit der Elemente und Geschöpfe zum neuen Frieden, zur Vollkommenheit: gesegnet mit der lebendigen Ruh', mit meinem Frieden wandelt hin! Der Sühne Geister durchwirkt in heiligem Verein die Reiche und Völker: eingehen soll zum Licht das theure Menschenkind, das annoch farbig glüht in irdischer Schöne, zum Lichte eingehen alles, was durch mich geschaffen ist. Ihr, allen engeren Bundes, der Mensch mit Menschen eint, Beschirmer: baut fort mit Zuversicht die innere Welt! Wo Lieb' und Sehnsucht wehen in Menschenkreisen, bin ich in ihrer Mitte: nach mir hangen die gütigen Regungen der Menschenbrust, ich will bei ihnen Wohnung machen! Ich der Anfang und das Ende, das A und O, ich der lebendige Gott!"

Und von des Allliebenden Verheißungen entzündet strahlten Engel und Heilige in überschwenglicherem Licht, und keine Worte fand die volle Brust der Liebe.

Und der Heiland sprach:

„Minder strahlend, schwankend ungewiß schwebt eurer Reih' Unendlichkeit vor mir: bezeugt mit meinem Namen auch der Mensch die Gültigkeit von seinem ewigen Werth,

doch mein ermangelnd sinkt er wieder, wieder der Nacht anheim, aus der ich ihn befreit. Füllreicher glänzt, auch ihr, die Engel jedwedes Menschen, in meiner Kraft durchleucht' euch neue Freude: ich komme, bald, und alle Sünden sind durch mich vergeben, nur eine nicht, der Sünden finstre Quelle: die Sünde wider Jesu, Gottes Geist! — Schau, ein lichteres Leben webt in euch, und mir strahlt euer göttliches Genügen: keinem von den Menschen ward seine Freiheit zum Verderben! Nur einer unter euch zagt, tiefe Trauer verdunkelt ihn, er zittert bang zurück. Komm her zu mir! Bist du der verschuldetste von allen, lehr' alle, wie ich dein Gericht vollziehe, wessen sie zu mir sich zu versehen haben. Sprich, wer du bist und welche Qual dich drückt!"

Und die vor den andern schöne, hohe Gestalt des Angeredeten verfinsterte mehr und mehr ein tiefer Gram, weil er also reden mußte:

„Herr Herr! Des Menschen Geist, den ich vor dir zu vertreten berufen ward, ist ungeduldig, stolz, wider dich. Er leugnet, daß Gott Mensch geworden, daß Jesus Nazaraeus Gott sei. In diesem Seher hätte Gott Vollendung verkündigt, aber nicht geleistet. Er würde sie haben leisten müssen, wenn er selbst dem Jesus eingewohnt. Dann wäre in seiner Person die Idee verkörpert, das Wort erfüllt, die Einheit Gottes und der Welt, die Versöhnung, die Erlösung wäre durch das Wunder deiner Erscheinung, der erschienenen Wahrheit vollbracht gewesen. Ein neuer Himmel, eine neue Erde hätte mit seiner Geburt erscheinen müssen. Die Welt sei Welt geblieben, als solche verneine sie eine jegliche Bedingung für seine Erscheinung, Jesus Nazaraeus sei nicht Gott."

Und die Blicke des Heilands hefteten an dem Angesicht

seines himmlischen Vaters, und Gott der Vater erwiederte, er sprach:

„Verklärt ist die Welt in meinem Sohne, und verheißen wird seine Wiederkunft allen Menschenkindern: mit ihrem Glauben ist er da! Den Vater aber kennt kein Menschenkind, das den Sohn nicht kennt!"

Und den Engel ergriff ein neuer Schmerz, und er bekannte und leugnete nicht:

„Der Unselige kennt dich nicht, wie du willst gekannt sein; er fußt auf seines Geistes Freiheit, auf das Urbild einer vollkommenen Welt; heut', itzt will er die Stunde der Verklärung: er fragt, warum du ihn in Qual gebannt? da er die Fühlung deines Wesens habe, warum du ihn in Qual gebannt, fragt er!"

Und allsogleich sprach Gott der heilige Geist:

„Er frevelt wider mich!"

Des Menschen Engel aber rief in Wehmuth:

„Daß er in Jesu dich erkennte und gehorsam wäre, ausharrend in Geduld und Hoffnung um Gottes willen! Dir, o Herr Herr, unterwirft er sich mit Beben: er betet an in seiner schwachen Menschheit!"

Die Dreieinen antworteten und sprachen:

„Er ist gerettet!" —

„Lob, Ruhm, Preis und Ehre unserm Gott, dem von Herzen demüthigen, dem sanftmüthigen — dem heiligen Gott!"

Und in dem Chor der lobenden Heiligen und Erzengel gewann des Menschen Engel das Wort, er sprach:

„Dir, dem Gott, dem heiligen Geist ist sein Leben in einer Höhe geweiht, die auch den Erzengel zu schrecken vermöchte und zu ängstigen. Dich will der arme, großherzige Thor halten, in Wissen, Schauen, Handeln, Fühlen vollen-

det sein wie du — du aber bist Einer! Seinem Entzücken folgt die Qual der Unkraft, und er entbehrt weit über Menschenmaß, weil er die Fülle einst besessen hatte."

Mitleidend schaute der Freund der Menschen auf des Menschen Engel und sagte solche Worte:

„Wer sind seine Eltern, seine Geschwister und Freunde, welch ein Haus bewohnt er, welch ein Vaterland: warum schließt sich der höchstverirrte, ärmste Mensch nicht seinen Nächsten an, seiner Welt?"

Hinstürzend vor dem Angesicht der Gnaden rief schmerzlich des Menschen Engel:

„Da er nicht in deinen Wegen wandelt, verweigert ihm die heilige Liebe Trost; ach, und die Schranken seiner Menschheit quälen ihn, verachten muß er die selbstische Liebe. Er lebt einsam!"

Eine Stille ward, denn Gott der Vater beschied des Menschen Engel:

„An diesem auch will ich Theil in meinem Sohn. Sein Wandel droht ihm ewiges Verderben. Der Fürst der Finsterniß rüstet sich, ob er den Uebermenschen sich gewinne. Ewige Entbehrung ist sein Loos, wenn er die Freiheit aufgiebt in dem heiligen Geist. Er selber wähle zwischen Tod und Leben."

Ungewiß zagte stumm der ganze Himmel.

Der Heiland aber offenbart', antwortete und sprach:

„Ein Mensch, der sich in seiner Menschheit selbst gefaßt, wird nicht verloren, ob er auch verirre: ich bin bei ihm, der Lebende! Getrost! So wandelt hin!"

Und wieder ging der Loberuf durch den Himmel, und erbrausend, ihres Geistes inne, ertönte die Vollendung:

„Heil dir, der da war und ist; Heil dir, der da kommt!"

Und gestärkt von seinem Anblick und Wort eilten die himmlischen Heerscharen und gingen hin, daß sie sein Wort ausrichteten auf der Erde.

2.

Die schwarze Sonne strahlte ihre Schatten durch den ungeheuren, von fremden, unterirdischen Lichtscheinen ungewiß erhellten Raum. Ein Geschrei wie von stürmenden Kriegsheeren erfüllte die Luft, in Tausend und Tausenden rannte der Haß vereinzelt durch einander; aber die brennenden Augen aller wurden in Furcht gefesselt von einer schwarzstrahlend Gestalt, die hoch thronte. Ihr galt das Triumph- und Hohngeschrei der Dämonen und zerstörenden Geister in Natur und Menschengeschichte. Sie riefen und sprachen:

„Sohn der uralten Nacht! Freier! Selbstbeständiger! So lange sie währt, ist dein die Natur, wir aber halten auf in deinem Dienst das Werk des Gekreuzigten! Der Mensch, ob er auch nach dem neuen Leben sehne, dient dir, dein ist seine Geschichte! Dein ist die Welt, Sohn der uralten Nacht, Freier! Selbstbeständiger!

Der gellende Ruf und Gegenruf verstummte plötzlich, Satanas redete:

„Ihr thatet eures Wesens Art gemäß, ich lob' euch, meine Geister und Boten! So erhalten wir uns unser selbst, von unserm Dasein unser Selbstgefühl, weil fremd ist, gegenüber uns die ganze Schöpfung und sie zu vernichten unseres Lebens Zweck! Täuscht euch nicht, ob ihr auch die Creaturen begeistert, daß sie jedwede sich selbst zum Ziele setzt, dem alle Kräfte dienen sollen: entwunden ist das Scepter unserer Faust! Nicht unserer Urfreihei dient das

Geschöpf. Durch den Gekreuzigten, den ich verfluche, sind die Menschenkinder genöthiget, in ihren Tiefen die neue Creatur in Gott zu suchen. Sie aber lebt außerhalb des Streites, welchen wir mit diesem Gotte streiten. Nur scheinbar triumphiren wir, und unsere Thaten dienen Gott! Nichtsdestoweniger, seid nicht lässig; ob wir auch unterliegen, kämpfen wir. Wir auf uns selbst gestellt, wir sind die Freien! Er, der eine Welt braucht, um da zu sein, ist zu gering, daß wir uns ihm verglichen! Mag uns auch alles Sein entrissen werden, wir die freien Geister trotzen bis zur Hölle diesem Schöpfer: wir trotzen ihm, auch wenn er den Sohn zur Ernte seines Todes niedersendet und die Erde zurückschlingt in den Himmel: ganz einsam, über uns allein, trotzen wir dem weichmüthigen Tyrannen!"

Kriegs- und Wehgeschrei, Lob und Fluch durchhallte die unermeßlichen Räume. Auf's Neue verstummte der Chor aufhorchend: Satanas redete:

„Fahrt empor! Pflanzt an die Stätten der entzweiten Kirchen, in selbstständiger Nationen Mitte, auf die Altäre eigener Familien, in jede Menschenbrust neben das Panier auch eure Fahne! Daß die Elemente sich bekämpfen, schafft den Streit der unvernünftigen Creatur! Die Freiheit lehrt, den hohen Trieb der Unabhängigkeit allen Geschaffenen! So rast dem Herrscher in den Eingeweiden; fragt nicht, ob er genesen werde, denn wir sind wir selbst, wir stehen oder fallen!"

Aus dem verworrenen Knäul der Fortstürmenden brach mit rasender Geberde eines Menschen Dämon hervor, schwarz strahlend vor den andern, er rief:

„Ich kann nicht weg, bevor du mich gehört!"

Die Hölle stand gefesselt, denn Satanas sprach gespannt:

„Du bist in freudiger Unruhe, sprich!"

Des Menschen Dämon aber verweilte, dann sprach er:

„Seit er gekreuzigt worden, den du verfluchst, gewannen wir nicht eine Seele. Nur Ein Frevel giebt dem Menschen das Anrecht, sich der Hölle zu überliefern, die Verzweiflung an dem Logos, welcher Gott und Mensch vereint. Der große Tod auf Golgatha ist diesem Menschenvolk gleichsam in's Mark gefahren. Lebt ein Freigeist auch verwegen dahin, doch findet sich wenn auch im Sterben erst der Augenblick, wo er bekennt, er sei persönlich ewig: damit aber entspringt er uns, die Hölle ist genarrt! Des Menschen Geist, dem du mich beigesellt, lebt unserer Freiheit näher, als du denkst. Ich darf hoffen, er werde zu gewinnen sein."

Die Hölle stieß ein Geschrei aus, Satanas redete:

„Du hoffst! Sag' an."

Mit lachendem Ingrimm sprach der Dämon:

„Nicht zum Geschöpfe will sich der Mensch erniedrigen; die Fülle möcht' er bannen in seinem leiblichen Dasein; selbstgenugsam will er in der Vollendung leben: er heischt, sich dem Schein der Schöpfung zu entreißen. Dem Augenblick, der ihn gezeugt, springt er voraus; er von allen, die leben und athmen, steht uns am fernsten. Weil er jedoch hoch gestiegen und erhaben thront, thront er, rings umdräut von dem Abgrund, auf glatten Höhen. Er kann es nicht, er hat die Kraft nicht, den Gott zu halten; er wird verzweifeln, ihn verfluchen, er muß uns verfallen: eines schweren Siegs Triumph feiern wir."

Satanas redete wild erwartend:

„Du reizest mich, ich bin gereizt; du schmeichelst mir, ich kenne mich. Wenn es gelänge, einen zu gewinnen, wär' Aussicht da, sie alle zu erobern."

Des Menschen Dämon versetzte kühn:

„Ist dein Geist von edel freierm Stoffe als der seine,

warum solltest du auf ewig die Fähigkeit nur haben, da zu sein, doch nicht das Dasein selbst!"

Finstrer und stolz sprach Satanas:

„Ich mag nicht leben!"

Der Dämon sprach:

„Deiner goldenen Freiheit erhabene Majestät tast' ich nicht an: Sieg nenn' ich Dasein! Wenn du beharrst, es mag deinem unvergleichlich hohen Wesen doch gelingen: du vernichtest die Schöpfung! Dann: die Welt auf das Nichts zurückgebracht, die rechte Wahrheit Wahrheit, Qual und Lust ausgetobt, zusammensunken das ganze Gebäu — Ja, ja, da alles Ding Hemmung ist und Aengstigung, Noth und Tod, bleibt der rechte Philosoph doch der Satan."

Satanas redete:

„Sprich, wessen versiehst du dich? Er verleugnet mich und glaubt an sich?"

Verschlagen entgegnete des Menschen Dämon:

„Zwar wohl, wie's fällt. Bald von Leben voll, mit innigem Geist, in glühendem Gefühl scheint er in jenen geheimnißvollen Tiefen zu weben, aus welchen die Creatur sich fort und fort entwindet: er schwört auf seine Gottheit löwenmüthig. Aber ach, schon greift ihn Angst! Beklemmt ist seine Brust, jede Lebensregung staunt und starrt, denn nimmermehr entspricht seinem Schöpfer das Geschöpf. Geplimbert und verödet, ohne Gegenstand und Besitz wünscht er den Tod, und oft war er daran, sich selbst zu ermorden."

Satanas redete:

„Lockt ihn keine Seele aus der Tiefe, reiht er sich nicht der Ordnung ein der Welt; lebt er in die Breite gar nicht, nach der Lust?"

Bedeutend versetzte des Menschen Dämon:

„Er ist einsam!"

Ein Stillschweigen hielt die Hölle, Satanas brütete, er schrak empor:

„Vielleicht gewinnt ihn mein Wort! Wo nicht, durch riesenhafte Triebe kett' ich ihn an seine Welt, ich raub' ihm seine Welt, und — er mag zusehen! — Fort, voran du Schalk, ich folge dir! Ich selbst will den ungemeinen Menschen von der Brust dessen, der ihn schuf und hält, mir zureißen, meiner hehren Freiheit! Bei mir selbst, ich schwör's, ein elendes Werk ist dieses Gottes krüppelhafte Welt: sie vernichtet, mir sie gewonnen zu haben, ist eine würdigere That als ihre Schöpfung! — Zum Werke der Zerstörung, fort, Alle!"

Die Hölle fuhr jauchzend auf, und die Dämonen des ewigen Todes vertheilten sich auf ihren Wegen.

3.

Der Abend eines heißen Sommertages warf seine unerquickenden Schatten über den mit uralten Eichen gezierten, düstern Vorhof in das Schloß herein. Das Schloß selbst, der Stammsitz der reichsgräflichen Familie von der Pfalz, war von einer mannigfaltigen, aber unruhigen, durch schöne Symmetrie nicht gelichteten Gestalt, versprechend mehr als leistend: es stammte aus dem religiösen Mittelalter. In dem ungeheuren, schwach erhellten Bibliotheksaal, dessen Wände von oben an bis unten aus durch Bücher aus allen Zeiten, Völkern und Sprachen besetzt waren, schritt Friedrich, Reichsgraf von der Pfalz, ein Jüngling, der einzige seines Namens, tiefsinnig auf und ab. Seine Augen, groß, von einem schwärmerischen Schnitt, schienen eines ungemeinen Glanzes fähig, itzt waren sie in sich gekehrt. Die Bildung

des Mundes, Kinnes, der Wangen und Schläfe deutete vielmehr auf ein sinnlich lebenvolles, geschichtlich ausgebildetes Gemüth, als daß sie eine Seele angekündigt hätte, welche über die Bedingungen ihrer Existenz hinausstrebt. Sein Bild im Ganzen war von einem fragwürdigen Charakter, ob nämlich der Eigner zu einem Helden, Denker oder Dichter neige: nicht leicht begegnete ihm wer ohne Selbstbesinnen.

Friedrich war jung, der jüngste seines Stammes, und seine bisherige Biographie von keiner factischen Bedeutung. Die Eltern, die Geschwister starben ihm früh dahin, ein tüchtiger Pädagog leitete seine erste Ausbildung, in dem classischen Alterthum war er wohlunterrichtet. Auf Universitäten durchforschte er ohne Genügen die philosophischen Systeme, poetisch organisirt genoß er mit Weihe die Gaben der Kunst und Religion: Befriedigung, wie er sie suchte, ersehnte er vergebens. In der Natur fand er wie allerwärts nur eine momentane Erlösung. Sein Verlangen nach dem Bunde der Freundschaft und Liebe, welches sich bei ihm in einer wunderbaren Höhe gemeldet, blieb ohne den würdigen Gegenstand. Der Politik und Geselligkeit, wie sie gäng und gäbe, gewann er keinen Geschmack ab.

Ueber diese historischen Träger des Daseins, durch welche sich der Mensch mit seinem Schöpfer zu vermitteln strebt, führte Friedrich sein durchdringlicher Geist hinaus, entbrannt, von dem Triebe durchherzt nach einer persönlichen Vereinigung mit Gott. Seit Jahr und Tag hatte er sich aus dem lauten Treiben der Welt auf seine großen Besitzungen zurückgezogen: er lebte einsam, in Frage, ob er sich auf eigenthümliche Weise mit dem Dasein abzufinden im Stande sei. Sein innerer, tiefer Drang auf das Mysterium der Wahrheit von keiner Erfüllung gekrönt zerrüttete ihn. Schlaflose Nächte, verängstigte Tage begannen sein Haar grau zu fär-

ben, den Glanz seiner Augen zu erlöschen, sein kräftig schönes Antlitz mit den Linien der schmerzlichsten Sehnsucht und Entbehrung zu überziehen. Seine Gestalt und Haltung verdüsterte sich und brach. Er wünschte aufrichtig seinen Tod, und das Einzige, was ihn am Leben erhielt, war eine gewisse, ahnungsvolle Erwartung: es müsse ihm in seiner Nacht das Licht dieser Wahrheit aufgehen, nach welchem er mit wildem Verlangen sich verzehrte.

Auch heute, zu dieser Stunde in solcher Gemüthslage zog er gleichsam das Facit seines bisherigen Strebens, und berieth tief mit sich, ob und in welchen Wegen es ihm zu leben möglich sein werde: er blieb ohne Resultat.

„Wenn ich die Wahrheit in mir erlebte; wäre mir vergönnt, mit dem Herzen zu denken, mit dem Geist zu fühlen; dürft' ich bewußt jenseit der Sinne leben: ich erkennte, ich hätte Licht. Gedanke wäre Sein, Wort Handlung, das Innere das Aeußere, das Geheimniß der Existenz mein: ich webte in den Sphären der Vollendung!"

Der hohe Jüngling richtete das Haupt empor; über sein schmerzliches Angesicht flog ein Strahl von Entzücken. So mag den schwarzen, gewitterschweren Himmel ein Sonnenblick erleuchten. Friedrich versank in sich selbst; ein bitteres Lächeln umschwebte seinen schöngeformten Mund.

„Nicht einmal auszusprechen weiß ich das Leben dieser Tief' und Fülle, viel minder, daß ich dasselbe in meinem eigenen Herzen besitzen dürfte: luftig fühl' ich's mich umschweben, erscheinen will es meinen Sinnen nicht. Das Ende aber allen Wegs der Wahrheit ist die ewige Leiblichkeit. Ohne sie — was hab' ich, weiß ich, halt' ich an der Erkenntniß. Versteht sie das Gesetz, aber kein Inneres, durchschaut sie aller Dinge Stand zur Wahrheit, aber das Wesen der Dinge nicht, fällt Geist und Materie außerhalb

des Daseins ihrer Thätigkeit und ist ihr Geschäft ein öder Formelndienst, was frommt sie mir! Selbstverleugnung? Ideen sind Luft, Kindertand! Selbstbestimmung? Schattenspiel, bornirter Jammerstand, des Todes Raub! Der Bund von beiden? Ein Gut der Hoffnung: Welt, Bewußtsein, Leben fühl' ich mir entrinnen. So muß ich beide Welten in die Schanze schlagen, und die neue Schöpfung entsteht mir nicht. Ein Ergebniß langer Mühen, das mich noch aus den Sinnen hetzen wird. Je mehr ich dringe, je mehr verlier' ich; wovon ich mich erfüllen möchte, quält mich; es stocken und starren die Kräfte meines Innern, mein Loos ist die bitterste Entbehrung!"

Friedrich stand stille. Unstätt irrten seine erloschenen Augen, sein Anblick war furchtbar. Abgebrochen, kurz, laut sprach er:

„Sehr gewiß! Nur wer die Wahrheit ist, hat die Wahrheit. Mir — die baarste Verzweiflung der Erkenntniß Frucht."

Minder streng von Ansehen schritt er abermals in dem schallenden Saale auf und ab.

„Wenn ich andere Wege ginge! Mag mir das Bilden, Handeln ziemen — in diesem Triebe hab' ich mich nicht versucht! Es kann sein, daß mein Genius in dieser Sphäre, durch natürliche Regung überwältigt, von seiner furchtbar strengen Forderung abläßt! Wenn das könnte sein, würde ich zweifeln wie jetzt? — Dürft' ich mit Untrüglichkeit im Antriebe heiliger Manie bilden, dann schüf' ich das erschöpfende Kunstwerk, das Symbol der Wahrheit selbst, die vollkommene Schöne! Der eingeborenen, eignen, tiefsten Sehnsucht überschwengliche Befriedigung — Erfüllung, Weihe!"

Er verweilte bei dieser Anschauung, und ein Blitz hehrer Lust leuchtete aus seinen Augen hervor. Gleich verdunkelt fuhr er fort:

„Ach, unfähig ist dieß volle Schauen; so weiß ich nach außen nichts zu bewegen, nichts zu gestalten! Die gemeine Kunst, ob sie erfreut und entzückt, hat nicht die Macht, mich zu halten. Persönlichkeit, ewige, reale Selbstexistenz, darauf zu zieht mein Sinn!"

Sein Wesen fermentirte sich, ein besonderer Anreiz bemächtigte sich seiner, und doch verfolgte er verzweifelnde Gedanken.

„Wäre mir beschieden, frei zu handeln, ureigen doch: dann entspränge die That, nach welcher mein Herz entzündet ist. Aus eigener Lust der Menschheit wegen Handlungen üben der Vollkommenheit! — wehe, wo ist die Zeit, Ort, Bedingung nur dafür! Was frommt es, mich zu erschöpfen in Thaten, die von der Zukunft ihre Vollendung hoffen! — Der höchste Aufschwung, dessen ich fähig bin, muß eine leere Ausgeburt meines Gehirns, ein Traum mir däuchten ohne Gegenstand!"

Friedrich verweilte, er schlug die Hände zusammen und rief aus:

„Was wird mit mir in dieser Angst und Leere, da sinnliches Leben Qual mir und Beängstigung, das höchste Sein ohne erschöpfende, wahre Entäußerung wesenlos ist! O Busen, wie der Hölle Abgrund schwarz, auch Sehnsucht hat aufgehört zu quellen in deinen Tiefen; den Gott verkörperst du selbst so nicht mehr, aus Ueberkraft mußt du versteinern!"

Etwas Entsetzliches ergriff ihn, und mit dem Ausruf:

„Wahnsinn? — Hinaus, in's Freie, daß ich erweiche!" stürzte er fort.

4.

Aller Friede auf Erden ist überschwenglich: ein Kriegergeist ist der Erdgeist. Die scheinbare Ruhe des heißen Tages und Abends rächte sich durch eine stürmische, gewittervolle Nacht. Die während des Stillstandes riesenhaft aufgenährten feindlichen Element' und Kräfte stürzten gegen einander; in gestaltenreichem Wechsel tobte das schwarze Firmament, die Erde in ihren Wäldern und Wässern dröhnte und brauste.

Graf Friedrich stürzte in den Lärm, in die blitzende Nacht hinaus. In solcher Höhe ging das geistige Leben *dieses* Jünglings, daß er, nur voll von der Urfrage, dem Urdrang seiner Menschheit, von dieser dem sinnlichen Menschen entsetzlichen, furchtbar schönen Nacht unbeherrscht blieb. Der tönende, knarrende, splitternde Wald, die in und durch einander jagenden Wolken, die witternde Atmosphäre, der ganze Aufruhr einer nach Tod und Untergang verlangenden Natur vermochte nicht, ihn zu ergreifen, seinen Geist durchdringend zu bändigen. Immer weiter strebt' er durch die Nacht, und an dem unheilvollen Himmel klammerte sein Auge.

„Schlägst du mit scharfen Fittigen mein Haupt, wirfst Aeste und Blitze über mich herein: ich biete dir die wehrlose Brust, tödte mich, ich habe genug gelebt! In deinen Donnern, deinem Blitz und Brausen vernehm' ich dich nicht, nicht deine Wahrheit, noch wohnst du mir ein und meiner Wallung: du richtest hin mich selbst wie die Natur!"

Friedrich stand stille, seine Augen beseelte eine wunderbare Gluth. Er breitete die Arme aus und sprach:

„Erhabener Geist, heilige Wahrheit, Gott in Person! Ich bete nicht, daß du mich nicht schmachten lässest, von

dir entfremdet starren, verzweifeln, nicht deine geistige Nähe nur, nicht die Sehnsucht ersleh' ich; denn sei es, daß die Kräfte meines Innern leben oder mir der Tod im Herzen wohne, von deinem Dasein bin ich überzeugt: dieß Dasein will ich, wirklichen Verein, das Wunder, dein Leben selbst! Laß dich erreichen dieß mein Seelenflehen, daß du erscheinen mögest, mein erhabener Geist, und ich von Angesicht zu Angesicht dich schaue! Zerreiße deinen Himmel, spreng' die Erde, gieb dich heraus, erscheine mir, mein Geist!"

Selbsterstaunt hielt er plötzlich ein, wild schweiften seine Augen herum, er rief schmerzhaften Ingrimms:

„Spottend schlägt der Donner mein Ohr, der Blitze Hohn entgeistert meine Seele: zerreißen nicht wird der harte Himmel, meines Wahnsinns bin ich mir ganz bewußt!"

Mit eins fixirten sich seine Augen, er stürzte zurück und starrte sprachberaubt vor sich aus. Einen Schatten sah' er wie eines sturmbewegten, großen Baumes, doch eines Menschen Schatten; der Schatten war aufrecht, nicht hier, nicht dort; zerflossen bald, dann wieder dicht und konnte keine Gestalt gewinnen. Satanas war's im Schatten seines Wesens.

„Seh' ich? Leb' ich?" schrie Friedrich heraus. „Wer bist du? Sprich! wofern Schatten reden — Riesenhafter Schatten, was willst du mir?"

Mit einer Stimme vieler Donner antwortete im Schatten seines Wesens Satanas:

„Du brauchst dein Vorrecht gleich, als Philosoph nach Sein und Zweck zu fragen, von dir bin ich verstanden. Finde dich! Höre mich!"

Empört, seinem Graun sich überhebend, sprach Friedrich stolz:

„Ich höre! Sprich mit mir! Wer bist du?"

Und Satanas im Schatten seines Wesens sprach sogleich:

„Ich bin der, den die Menschen fliehen und brauchen. Ich bin der Freie, Selbstbeständige, der dieser Welt in ihrer Gliederung vom Engel bis zum Wurme fremd, ungeheuer gegenübersteht! Ich bin der Tadler dieser Weltenordnung, die im Widerspruch nur mit ihrer Schöpfung in Entzweiung bestehen kann! Ich bin der Hasser alles dessen, was ist, des unfreien, herrschsüchtigen Schöpfers voraus! Ich bin das Nein, der Feind von aller Creatur, der Tod, ihr wirklicher Zerstörer! Ich der einzige meiner Art, ich bin" —

Ganz Begier, ganz Fassung rief Friedrich:

„Halt ein, ich weiß genug! Was willst du mir?"

Satanas erwiederte:

„Dem Geist erscheint der Geist! Zuvor laß mich bekennen, daß ich es weiß, du habest der Freiheit dich mit deinem ganzen Leben zugeschworen! Vernimm und prüfe dich, ob du vermagst, dich urfrei dem Urfreien zu verbinden!"

Herausfordernd sprach Friedrich:

„Laß hören!"

Und Satanas antwortete, er sprach:

„Verstehe und du bist gewonnen! — Im Anfange war ich, die Fülle in mir selbst, das Innenleben, der reine Geist! Wir lebten einig, wir die Urgeister: in Freiheit und Sehnsucht lebten wir einig! Der unruhvolle Weltenschöpfer aber, mehr von Sehnsucht bewegt als von Freiheit, mußte sich in seiner Schöpfung wiederfinden: er bedurfte, um der Liebe willen mußt' er schaffen, er mußte schaffen, um zu existiren. Nicht hemmen konnt' ich ihn und seine Geister in ihrem Werk: mich selbst schied ich aus ihrer Mitte Rath. Mir folgten alle, die selbstgenugsam, in sich selbst beschlossen, fest hielten an unserer Wesenheit! — Geschaffen war die Welt, dem Einen unterworfen, der in Allen sich nur fühlte, bewußt, selig, vollendet! Allein was ich vorausgesehen, es

mußte werden: seine Geschöpfe ermangelten des Geistes und Muthes, die Urfreiheit zu tragen! Auch in ihnen, wie in ihrem Schöpfer, bevor er schuf um seiner Liebe willen — wog das Verlangen vor noch der persönlichen Existenz! Natürlich aber wollten sie selbst sein, frei um ihretwillen, selbstisch wollten sie Götter sein! Drob reute es diesen Herrn der Welt, daß er geschaffen, und in seiner Reue war die Vernichtung seines Werks beschlossen! Frei ohne Liebe, unfrei in Liebe von ihm, der frei ist in Liebe, abhängig mußte diese Welt Gesetzen unterworfen werden, die dem Wesen ihrer Existenz zuwider dasselbe verfluchten! durch den Tod dem reinen Geist, der Urnacht überlieferten: ich war der Sieger, mein die Welt! — Sie mir zu entreißen und sich zu halten, fand er ein furchtbares Mittel! Er zeugte sich den Sohn in seinem Geist, entzündete durch dessen Leben und Sterben die lieblos freie, unfrei liebende Welt in freie, heilige Liebe, gewann die Fülle des Besitzes und brachte mich auf mich selbst zurück: durch die verneuende Kreuzigung seiner Creatur rettete er sich, verblutend fand er sich wieder! Er hat ein Liebesreich gegründet, in welchem die Freiheit zum Genusse ward! — Wie tief erniedrigte er das höchste Gut, die Urfreiheit, in welcher ich mich freue! Wie hat er seine Geschöpfe des wahren Glückes beraubt, da seine Liebe um ihres neuen Lebens willen, das sie auf Erden nicht gewinnen, ihr Sterben in sich schließt. Fürwahr, ihr allesammt seid zum Leiden geboren! — Ein reines Loos fällt dem, der mir sich weiht. Er braucht des Pfades nicht der Mühseligen, von diesem selbstmörderischen Ganzen schließt er sich aus, im freudigen Trotze lebt er meiner Freiheit, und keine Gewalt entreißt ihn seiner Selbstbeständigkeit!"

Satanas verstummte. Friedrich rief mit Entschiedenheit: „Armseliger! deine Freiheit kenn' ich, ich verachte sie!

Nicht in der Zerstörung meines innern Selbst, in meiner eigenen Menschheit Verherrlichung ersehn' ich die Freiheit dessen, der mich geschaffen! Begriffst du mich, du wärst scheuselig dir in deiner Nacht; ahnetest du die Freiheit, nach der ich ringe, du würdest dich vernichten!"

Mit tiefem, bitterem Hohn fragte Satanas:

„Wenn du die Qual und Angst, welche du leiden mußt, gegen die Wiedergeburt, derentwillen du sie leiden mußt, nichts achtest, dann magst du wohl die Seligkeit des neuen Lebens in deinem innern Selbst erfahren haben!"

Ohne Antwort sprach Friedrich:

„Meine Sehnsucht zeugt von ihm, treu zum Tode bin ich dem hohen Lebensgeist, den ich bekenne!"

Satanas versetzte hämisch:

„Warum dringst du und was treibt dich? Des Menschen Freud' und Weh' hast du übersprungen und dich in deiner Welt einsam gestellt! Gram und Unmuth wohnen in deinem Angesicht! Deine Rede, nicht ein Erguß aus warm erfülltem Herzen, dringt aus tiefbeklommener Brust! Wie du, blickt, leibt und lebt Unruhe und Lebensangst! Selbst mir, dem Untheilnehmenden, ich schwör's, thut dein Anblick weh! Sind dieß die goldenen Früchte des Lebensgeistes, den du preisest?"

Friedrich begann und Fassung gewann seine Rede nur im Verfolg seiner Worte:

„Wenn ich im Ringen nach dem höchsten Gute das Menschliche in mir zu gering anschlug; wenn mich der Geist nicht ruhen ließ im Schooß der Eltern, an der Brust des Freundes, im Arm der Liebe, am Herzen der Pietät; wenn ich des Reichthums und Besitzes Macht, der Ehre stolze Güter verachtete, gewann mich die Lust nicht mit ihren Gaben, der Rausch der Poesie; wenn ich dem wilden Meer des Le-

bens und Wahns mich so entrissen, von Zacken zu Zacken diesen Fels erklimmt, verweil' ich nun auf seinen höchsten Höhen, und lebt mir in dem Busen kein neues Herz: du, der entbehrt, sei sehr gewiß, ich weiß, was Verzweiflung heißt! Hat wer geduldet, ich auch duldete es; litt wer, ich auch hab's gelitten! Sollt' ich erzählen meiner Qualen leidige Folge und schämt' ich meiner eigenen Schwachheit mich nicht: Bäume, Wolken, Steine würden Leben kriegen, aus diesem Sturme heulte Mitgefühl! Erbarmt doch meine Pein die Hölle selbst — Es sei genug! — Nun es in solcher Weise mit mir steht: entseelt das Endliche mich in Qual, ist Unfähigkeit im Unendlichen mein Loos, schließt eins das andere aus, wohnt kein Vermögen in mir, beide zu vereinen; ist zehrende Sehnsucht allein mein ganzer Schatz: wie, soll ich verschmachten auf meinem Hungerfelsen, Einsamkeit? Viel besser, mich berührte gleich der Tod, als daß ich in der Erkenntniß der Vollendung leblos weiterlebte! Entschluß! Ich will! — Erreicht das Dasein auch nimmer sein Ziel: mit vollem Bewußtsein, zu entrinnen meiner Lebensangst, werf' ich mich ihm an die Brust: beherzt will ich's in Armen fassen; mit ihm mich leiden, mit ihm mich freuen, will keinem Menschlichen mich hinfort verschließen!"

Lauernd versetzte Satanas:

„Was willst du? sprich!"

Mit schmerzlicher Energie sprach Friedrich:

„Ich weiß es tiefer, ach! als sonst ein Mensch, daß ohne dich keine Seele leben kann auf Erden; und selbst erschienst du mir, weil ich nah' andrängte meinem Schöpfer, auch das weiß ich. Vielen Stoff des Daseins brauch' ich, und mehr als andere Menschenkinder bedarf ich dein."

Satanas redete:

„Was willst du? sprich!"

Friedrich versetzte:

„Ich stutze gleich, weil ich nun wählen soll! Nur die Gesammtheit hat mir Wesen, wie darf ich Einzelnes verfolgen? Doch ach, zu tief fühl' ich's, ein Ganzes werd' ich nimmer sein hienieden, anschmiegen muß ich mich dem Ganzen! — Wohlan, was mich zum herbsten, zum furchtbarsten getäuscht, absagen will ich ihm: geläng' es mir, der Wissenschaft mich zu entschlagen! — Die That verlang' ich!"

Satanas redete:

„Wohl! In welcher Sphäre?"

Friedrich sann und sprach:

„Lebendiges Leben, darauf dringt mein Sinn! Ich auch bekenne den Gekreuzigten, doch den Geist allein, der ihn regierte. Wenn dieser Jesus Gott im Fleisch gewesen, wenn er nicht in dem Zusammenhang der Welt gestanden, die entzweite Welt wäre in ihm gesühnt, vollendet; sie existirt, er auch nur war ein Seher! Die Kirche sollte auf Hoffnung stehen, nicht auf Erfüllung — ich bin nicht der ihre!"

Verlockend antwortete Satanas:

„Du bist im Gebrauch deiner Freiheit nicht blöde!"

Friedrich aber rief aus:

„Die Freiheit! den Vollgenuß gieb mir, in wirklichen Handlungen den Geist zu bethätigen, der mich bewohnt! Doch nicht auf die gemeine Art darf ich mich in die Ordnung einreihen der Uebrigen; ich kann mich den Niedrigen nicht vergleichen, mein Geschick sei vor dem der Andern groß: ich will den Ruhm!"

Satanas redete:

„Er soll dir werden!"

Mit plötzlicher Wendung rief Friedrich aus:

„Gut! Laß mich mit Augen sehen, was mich erwartet!"

Satanas redete:

„Der feuchte, stürmische Wald öffnet sich: schau hin, in lichter Tiefe siehst du ein Bild deines Ruhmes!"

Schreck und Staunen überwältigten Friedrich.

Satanas redete fort:

„Das Bild eines Ruhmes, der dir bereitet wird von mächtigen Händen."

Satanas verstummte, Friedrich gewann das Wort.

„Versteh' ich's, wie deut' ich das? wie faſſ' ich mich! Einen Hafen seh' ich, erfüllt von vollgerüsteten Schiffen. Und ein Gedränge wogt an des Hafens Strande. Wer ist's? wem huldigt alles Volk? Ich bin es selbst! Ha, was bedeutet dieß Bild mir — rede!"

Doppelzüngig versetzte Satanas:

„Was du dir dasselbe bedeuten lassen willst!"

Friedrich rief aus:

„Es ist verschwunden! — Will die Hölle ihren schlauen Rath verbergen? Sprichst du in Räthseln mit mir?"

Satanas schwieg. Friedrich sprach fort:

„Es sei! Die Nacht weicht, die meine Brust umfangen hielt; ja, erheitert hat mich dieß Bild. Gieb mehr, laß mich schauen, was mein erwartet."

Satanas redete.

„Ergötze dich im Voraus; an wirklichem Genuß soll dir's nicht fehlen."

In allen Kräften belebt rief Friedrich aus:

„Und wieder muß ich einen Hafen schauen! Bin ich's abermals, dem alles zuströmt! — Sie steigen aus! Gewerke, Innungen verlassen die Schiffe und folgen mit den wunderlichsten Instrumenten ihrem Führer! Auch Krieger schau' ich — welche Menschenmenge! Ich wünsche sehnlichst, du mein Ebenbild, wo du zu sein. Vorbei! vorbei!"

Zögernd sagte Satanas:

„Hast du genug?"

Friedrich rief glühend:

„Mehr, mehr! mein Busen brennt! Du, weniger als Schatte, sind dieß deine Gaben, sei gesegnet: ganz bin ich von thätigen Kräften voll."

Satanas redete klüglich:

„Unersättlicher, sieh mehr!

In Ekstase rief Friedrich:

„Was enthüllt ein Gott vor meinen Augen! Um mich ein dankbar jauchzend Volk, mein Herrschername tönt von seinen Lippen! Ich die Gesetzesrolle in der Hand! Wie ist mein Busen licht und weit und groß, wie weid' ich mich an dem eigenen Bilde! Verweile Glück — schon ist es hin!"

Mit Nachdruck redete Satanas:

„Verlange nicht, ein neues Bild zu schauen!"

Friedrich sprach:

„Es sei genug! Wie wollt' ich's fassen — jetzt schon glühen meine Adern."

Satanas redete vollendend:

„Genieße denn, was du geschaut."

Voll neuen Verlangens rief Friedrich:

„O nein! Nein, nein! so lass' ich dich noch nicht, Gesell!"

Bereit erwiederte Satanas:

„Was verlangst du noch?"

Verneinend sprach Friedrich:

„Nur keine Hoffnung, daß du mich bethören werdest, du meines Willens Knecht! Ueber dem Geschick bin ich, über deiner Welt, ich bin ich selbst!"

Satanas redete:

„Fordre, du wirst nach deiner Einbildung verfahren."

Friedrich sprach sogleich:

„Nicht nur den Ruhm will ich! Seit ich des Geistes inne ward, hab' ich mir nicht genügt in dem kleinen Leben; sein Glück ist gering, niedrig, weihelos. Auch hier verlang' ich selbstbestimmt die Freiheit: in diesem Sinne will ich Frauenliebe!"

Satanas rief:

„Schau hin!"

Friedrich sah. Seine Wangen färbten sich höher, seine Augen blitzten, mit Innigkeit rief er aus:

„Welch ein liebliches Gebild! Dem Bade, scheint es, entsteigt das holde Weib! Nun erst kann ich sie deutlich sehen. Sie winkt, sie flieht! Wie ist mir! hat mich ein Zauber angeweht! Ich könnte weinen, allein mir jauchzt das Herz! Dir überlass' ich mich, als ob du ewig dauertest — verweile, o liebes Bild! — Vergebens; wie ich mich nahe, ist es hin."

Satanas redete:

„Das Weib wird dein!"

Friedrich rief:

„Gaukle nicht, gieb mir; aus diesem Gefühl laß mich nicht erwachen; nein, kein Erwachen, nur kein Erwachen!"

Satanas rief:

„Sieh hin!"

Friedrich, im Anblick eines neuen Bildes, stürzte zurück; enthusiatisch rief er aus:

„Ein neues, heiliges Glück zückt ungestüm mir wie ein Blitz durch das Herz! Meine Pulse schlagen voller, ich fühle meinen Geist beschwingt, er hebt mich himmelan! Diese theilt mein großes Streben; von dieser, ich fühl's, bin ich verstanden! Erhabenes Mädchen, schaue himmelwärts, in dir belebt fliegt auf zu heitern Höhen mit dir entrückt mein kindlich heiterer Sinn! Hohe Liebe, in Vollgenügen schwelgt mein Herz! O selig, stürb' ich jetzt, o dreimal selig —

Weh', sie ist hinweg! — Auf's Neue find' ich mich in meiner Nacht. Entzündest du, o Hölle, mir in der tiefsten Brust die lange niedergepreßten Gefühle all', so gieb mir auch, o gieb Wirklichkeit."

Satanas wiederholte:

„Die Bilder siehst du dessen, was dich erwartet."

Friedrich entgegnete:

„Erwartung eben zehrt mich, mein Hirn zerrüttet sich: was mir werden soll, es werde gleich. In dem vollen seligen Weltgefühl will ich wallen und weben — nur nicht hinaus mehr, nimmer mehr hinaus! O nirgend ist Verzweiflung oder dort!"

Satanas redete:

Mit riesigen Armen soll dich die Erde fassen, du wirst ihr nicht entrinnen — Schau hin!"

Er sahe. Tief bewegt rief er aus:

„O meine Liebe! Wohl gleichst du dem Wesen, das ich anfangs sahe, doch bist du's nicht: die Gegenwart und die Erinnerung, so gleichen sie einander! Wie Eos selbst schweifst du mit flüchtiger Sohle vor mir hin, des Berges Reh vergleichbar! Wie fühl' ich mich nach deinem Pfad' gezogen! Magie des Anschauns! Wie bin ich gerührt, wie gut ist mir! O Liebliche, ein sonderes Gefühl, so innig, eigen, geheimnißvoll bindet unauflöslich mich an dich!"

Satanas sprach:

„Unauflöslich! du erfährst das einst!"

Friedrich erschrak und sprach gerührt:

„Sie ist hinweg! Auch dieß Bild raubtest du, und vor den andern fühl' ich dessen Lücke!"

Satanas redete:

„Willst du noch mehr schaun?"

Friedrich, sich sammelnd, erwiederte:

„Wessen Herz ertrüg' es, die Erfahrung eines Lebens zusammengedrängt in einen Augenblick zu fassen? das meine hat es ertragen — Nun lass' ab! — Es ist erreicht! Mit hundertfachen Trieben fühl' ich mich auf's Neue an die heimische Erde gebunden!"

Hier strebte Friedrich groß empor, und ganz er selbst sprach er fest:

„Allein — wie du mit dem Worte nicht vermocht, meinem Lebensgeist mich zu entfremden, sollst du auch mit dem Leben nicht mich belisten! Dich verfluch' ich, wie es sei, ob ich auch scheiterte in meinem Streben."

Satanas redete:

„Wohlan! das Leben walte! Du verfahre mit deiner Freiheit, wie du magst und darfst!"

Betäubt stürzte Friedrich nieder, und da er sich wiederfand, schien die Sonne gütig herein und unfern von ihm schwirrte eine Lerch' empor.

Zweites Buch.

1.

Friedrich war zu unruhig, zu tief ergriffen von der Sehnsucht nach dem Leben, um die Rückkunft der Boten, welche die Stimmung seiner Landsleute erforschen sollten, abzuwarten: schon hatte er, theoretisch gewiß, ihm werde der Zulauf einer großen Masse Volks nicht entstehen, für die Förderung seines riesenhaften Unternehmens jenseit der Meere erfolgreiche Schritte gethan. Seine Ansicht von dem gesellschaftlichen und kirchlichen Zustande Europa's versprach einer excentrischen, heroisch helfenden That nicht nur einen Erfolg, sondern rechtfertigte auch dieselbe. Graf Friedrich war der Meinung: die Wurzel der Uebel, an welchen Europa kranke, sei in dem umfassenden Sinn des Wortes Unglaube! Der Glaube aber sei der Leib des Geistes, und ohne ihn müsse dieser in das Weite zerrinnen. Weder politisch, noch kirchlich glaube dieß Geschlecht; daher erstarre die wirkliche Organisation in todte Gesetzlichkeit, und die Freiheit des Geistes räche sich durch ein Spiel unzeitiger Ideen. Oft war Friedrich versucht, der Zeit eher zu wünschen, sie glaube dumm: die alte Legitimität in Familie, Staat und Kirche übe noch mit practischer Innerlichkeit, ohne irgend einer Kritik zu un-

3 *

terliegen, ihre Rechte: als daß er in der Anschauung ihres Schwindelns neben und über den Formen der Geschichte irgend ein Genügen fand. Allein er erwog, daß es eben von vorgeschrittenem Geist zeuge, wenn die hergeerbten Institutionen der Völker ihrer Bildung nicht genugsam seien; es müsse dieß Drängen und Treiben in den Gemüthern und Geistern zu einer neuen, höheren Gestaltung in Kirche und Staat führen. Dieser itzt im Schwange seiende, ängstigende, unerfüllte Zwischenzustand aber, stets begleitet von dem heftigen Verlangen nach einer neuen Ordnung der Dinge, werde ihm Vorschub thun bei seinen Landsleuten, und seiner Unternehmung auf eine besondere Weise Mark und Nachdruck verleihen.

Eine Colonisation, die Uebersiedelung nach America war sein Plan, von welchem er meinte, daß derselbe bei seinen unbestimmt strebenden Zeitgenossen Anklang finden werde. Er hatte für jenen Zweck, so weit es thunlich, mit den Nachbarvölkern derjenigen Landstrecke, die er einzunehmen gedachte, Unterhandlungen angeknüpft und durfte eines friedlichen Erfolges sich versichert halten.

So standen die Sachen, als seine Boten mit den besten Nachrichten von ihren commissarischen Reisen zurückkehrten. Nicht nur die große Masse von Menschen, welche bei einem Zustande hochgesteigerter Cultur auf das künstliche Gleichgewicht des Ganzen einzugehen nicht befähigt sind, welche durch Glücksfall oder Neuerung mit ihrem bisherigen Sein und Haben in das Schwanken gekommen; auch derer eine Anzahl, welche materiell auf das beste, nämlich mittelmäßig arrondirt, in Familien beglückt, doch geistig unzufrieden nach Bedingungen sich sehnten, unter welchen sie ihrer schlummernden, menschheitlichen Kräfte inne werden könnten: diese alle hatten dem Worte der Boten ihr Ohr geliehen und mit

williger Zustimmung vernommen: „Europa sei zu voll; es stoße Mensch auf Mensch, Anspruch auf Anspruch, Europa müsse colonisiren" — und dergleichen.

Vor den anderen Gesandten Friedrich's zeichnete in seinem Referate Kilian Frech sich aus, seines Gewerbes ein Journalist. Mit einem eigen leidenschaftlichen Geist und Hang ging dieser auf die Unternehmung des Grafen ein.

Friedrich empfing den Bericht des Journalisten in seinem Park. Mit lebhafter Gesticulation ging dieser neben ihm her und redete unausgesetzt.

„Er sei zwar immer auf das Resultat gestoßen," sagt' er, „daß die Menschen am Ende doch geschaffen wären, sich in Einschränkung, in einem bescheidenen Glücke zu gefallen. Allein sie triebe einmal eine innere Unruhe, der Geist von etwas Besserem, als sie hätten; darüber kämen sie, ehe sie sich's versähen, in das Weite und wüßten da weder, was sie wollten noch sollten: auf das Neue müßten sie dann in irgend eine Schranke zurück. Freiheit und Nothwendigkeit würden, so lang' die Sonne auf- und niedergehe, nicht in das Gleiche kommen: der Geist schaue ewige Formen und der Stoff habe zeitliche Grenzen. Wenn nun alle Welt fortrase, werde er doch nicht der Narr sein, im Strome stehen zu wollen? Man müsse mit, man wolle oder nicht! und wer könne wider seinen Stern?"

Herr und Diener traten itzt aus dem Park in den Ahnensaal des Grafen ein.

„Ueberdieß," fuhr Kilian Frech fort, „ich für meine magere Person bin von dem Glück so genarrt und überrannt, daß ich, wie ich nichts mehr hoffe, auch nichts mehr scheue; ich bin so aufgelegt, verzeih' mir's Gott, ich schlüge mich mit Hölle, Tod und Teufel!"

„Sie sind willkommen," entgegnete Friedrich. „Wenn

wir uns in Zukunft so gefallen wie itzt, mögen Sie vor den Andern um meine Person bleiben."

Ohne Antwort verbeugte sich Kilian Frech tief. Der Graf verlangte, daß er in seiner Mittheilung fortfahre. Der Journalist sprach:

„Ich habe es stets gesagt, sprach ich in Oesterreich, wir taugen nicht recht in die Verhältnisse der alten Welt, wir wittern Morgenluft, eine andere Welt haben wir im Sinne. Man will mehr sein, als Handlanger der Scholle, bei welcher man hergekommen; man will eine Lage der Dinge, in der sich nicht allzuviele Seelenkräfte in uns schmählich zu verdämmern brauchen; selbst will man mit eigenem Sinn, mit Lust und Liebe anfassen; man will nicht wie ein Pferd in der Dämelei hinleben; kurz, es soll etwas geschehen, will man, um unsern Zustand zu verbessern! — So sprach ich schon im Preußischen: die alte Jungfer Europa leidet an Ueberfüllung und an Krämpfen: an Ueberfüllung, es ist klar! an Krämpfen: emancipirt man die Völker, sie werden zügellose Libertiner; läßt man's in dem alten Schlendrian, sie bleiben dumm und dumpf! So oder so — schlimm! — Meine Herren, fuhr ich fort, in dem überlebten Europa, wo alles hergebracht ist, eine todte Last, wo nichts mehr frisch und fröhlich geht von Herzen, ist doch jegliche Reform nur ein neuer Flick auf 'nem alten Rock, junger Wein in altem Schlauch: wie aber, wenn man das Ding von vornen, recht in seinem Grund anfaßte, wär' da die Möglichkeit nicht, daß sich ein junges, frisches Leben würde bilden? Europa muß colonisiren! — Und in Berlin rief ich aus: wär's auch wieder ein hohler Traum, wir genießen doch das Glück der Hoffnung! Allein es kann gelingen! Wenn wir nur wieder inne werden unserer Menschheit, wenn das Herz nur Theil hat an Aller Loos, wenn wir nur nicht mehr in flachster

Allgemeinheit Zahl mit Zahl, sondern Mensch mit Mensch leben, innerlich, mit eigener, freier Regung und mehrere Wenn's; ich sage: fort! Hand angelegt! Colonisirt! Ein Glück blüht uns, welches uns, die wir unfähig scheinen, kann tüchtig machen, eigen und vortrefflich! Wir werden glücklich werden, wo nicht, ist's allerwärts egal auf Erden: gemeine Drangsal, herzliches Ermüden im Norden wie im Süden! — Mein Herr Graf, mit solchen Ansichten, Gesinnungen und Reden bin ich aufgetreten und mit nicht vieler Ausnahme war meines Publicums Acclamation allgemein. Ohne Weiteres dürfen Sie einen Aufruf ergehen lassen. Ich hafte Ihnen mit Leib und Leben: Landleute, Handwerker, Beamte, Geistliche, Militairs werden zuhauf Ihnen zuziehen. Die Unzufriedenheit mit dem statu quo in Politik und Leben ist groß."

Dieser nicht durch den höchsten Gesichtspunkt gezüchtigte, ungeordnet mannigfache Bericht bewies doch im Verein mit den noch vereinzelteren und verworrenern der übrigen Gesandten Friedrich's, daß seine Theorie lebendig gewesen: Europa sei im Wesensgrunde kritisch, skeptisch, profan und sehne sich schmerzlich nach einem Zustande der Erfüllung und Weihe.

„Mein seltsames Vorhaben ist versprechend," sprach er; „mit kräftiger Begier wird man es anfassen."

Er erließ einen Aufruf an seine Landsleute, in welchem er zum Anschluß an seine Ueberbürgerung aufforderte.

„Seine Güter, liegende und fahrende Habe, werd' er verkaufen, drei Kauffahrteier anschaffen und ausrüsten: er lade von nah und fern alle, so viele ihrer durch innern und äußern Beruf geschickt seien für seinen Zweck und Aufnahme finden könnten in den drei Schiffen, mit ihm gemeine Sache zu machen, in detaillirte Unterhandlung zu treten."

2.

Das Unternehmen Friedrich's gewann einen reißenden Fortschritt. Leute aus allen Ständen, die meisten freilich in dem bloß dumpfen Verlangen nach einem Zustand, welcher Wohlsein im Allgemeinen fördre; viele aber mit hellen Sinnen und bewußten Kräften vereinigten sich dem Grafen für eine Zukunft, von welcher eine geringere äußere Bedrängniß und eine größere, innere Regsamkeit zu hoffen stand. Demgemäß hatte Friedrich seine Herrschaft verkauft, die versprochenen Schiffe vorrichten lassen. Noch befand er sich in seinem Stammschlosse, zu seinem Auszuge war Alles bereit.

Während er reisefertig zum letzten Male die Reihe der Prachtzimmer durchging, ergriff ihn mächtig ein lange niedergehaltenes Gefühl: von dem Erbe seiner Väter sollte er scheiden! In der Vergleichung seiner Gesinnung mit der seiner Ahnen ward er tief bewegt. „Wie damals der Menschen Sinne und Kräfte, wenig geirrt durch den Geist, nur auf das Nahe und Nächste gerichtet gewesen; wie gutmüthig, sinnlich und behaglich sie gestrebt, wie die Familien sich centrirt, ohne einmal zu bedenken, daß ihr eigensinniges Glück die Gottheit reize und herausfordre; wie dagegen in der jetzigen Zeit das Leben gleichsam rächerisch aus dieser herzvollen, fast ausschließenden Nothwendigkeit vielmehr in das Gebiet des Geistes sich geworfen, wie dieser Geist keiner Täuschung nachsehe, in seiner Kritik Glück und Werk der Alten zu Grunde gehe:" — dieß bedenkend schied Friedrich wehmüthig von den Räumen, welche ihn jung gesehen.

Bei seinem Eintritt in den großen Rittersaal, woselbst ihn die Intelligenten seiner Expedition erwarteten, von denen er Mehreren und, wie sich ergab, den Bedeutendsten itzt zum

ersten Male begegnete: übergab ihm Kilian Frech die Liste von den Namen derjenigen, die seinem Geschick sich anschlossen. Er sahe die Liste ein und fand, daß auf's Neue ein Trupp von Zwanzigen die Namenzahl vermehrt, verarmtes Volk zumeist, doch rüstige Leute, welche vorzüglich die eigene Unruhe aus ihrer bisherigen Lage hetzte. Mit der Bemerkung, daß sie willkommen seien, Extreme brauch' er, befahl der Graf, jetzt unweigerlich die Listen zu schließen, die gesetzte Zahl sei voll, der Menschen hab' er genug. Einige Beamten entfernten sich, um seinem Befehl gemäß die nöthigen Anordnungen zu treffen, und Friedrich wendete sich ohne eine allgemeine Anrede zu den Anwesenden, unter welchen er die Herren Olearius und Fugger als schon bekannt begrüßte.

Olearius, ein Rechtsgelehrter, geistvollen, unkräftigen Ansehens, stimmte der Bemerkung Friedrich's mit Freuden bei, daß sie gottlob, wenn es ihnen gelingen werde, eine neue Gesellschaft zu gründen, nicht bedrängt von der hergeerbten Last historischer Rechte, ursprünglich und frei in dem neuen Sichregen des Geistes würden urtheilen und sprechen dürfen. Fugger, ein reicher Kaufmann, kräftig und lebendig, sagte, auch er hoffe nicht mehr bedrückt zu werden von dem künstlichen Geldhandel; er hoffe den gedeihlichen, unmittelbarern Cours mit dem Fruchtpreis.

„Willkommen vor den Andern, junger Freund," wendete sich Friedrich an einen schönen Jüngling in der Tracht eines Militär's, „Ihres Antheils war ich mir kaum vermuthend."

„Ich deßgleichen nicht!" sagte ein Mann in den besten Jahren mit fremdem Dialect und in der Uniform eines Staabsofficiers.

Der Angeredete wies auf den Sprechenden und sprach nach einem militärischen Gruße gegen den Grafen gewandt:

„Wenn Herr von Jarosczinski durch einen edeln und verlorenen Kampf für die Selbstständigkeit des armen Polen gezwungen ist, sich Ihnen, mein Herr, und Ihrer Sache verzweifelnd anzuschließen: ich folge Ihrem Rufe aus freiem Antriebe! Herr Graf, ich bin Soldat und habe nichts zu thun. Mir däucht, Europa's Geist steht gänzlich im Bewußtsein; er hat philosophisch sich so tief besonnen, daß, wenn er wieder kriegen sollte, seine Kriege die größesten von seinen Freveln wären. Heere aber ohne Krieg — giebt es ein hohleres Ding auf dieser Welt! So oder so, ich fühle mich ermüßigt. Das Land jedoch, in welches Sie uns führen wollen, verlangt im guten Sinne des Wortes den Krieg: Gesittung, Kunst und Wissenschaft sollen von uns geschützt und verbreitet werden; dort darf ich Soldat sein nach Herzenswunsch. Ueber Alles: wen lockte nicht Phantasie und Wunsch in die romantische Fernen! Eine ungeheure, den Menschengeist bis itzt überdringende Natur erwartet uns, welche Anforderung zu Thaten auch hier! Auch wird unserer Gesellschaft die Seele, der Nerv einer lebendigen Gemeinschaft einwohnen. So biet' ich der Politik und Diplomatie unserer Salons Ade, der todten Geselligkeit überdieß, deßgleichen Allen, die in der Plackerei des Tages so gehorsam ein elendes Staubleben fristen. Ich versehe mich zu Ihnen und Ihren Zwecken, mein Herr Graf, alles Guten und Besten."

„Sie sind vermählt," fragte Friedrich.

„Und meine Neuvermählte sammt deren Schwester begleiten mich," versetzte der junge Officier.

„Vortrefflich!" sprach der Graf. „In Ihrer Stimmung, Herr von Hagen, kräftigt sich die meinige; ich hoffe, Freundschaft wird uns inniger einen."

Mit Herzlichkeit drückte Friedrich die Hand des Jünglings und wendete sich einigermaßen erstaunt, so zu sagen,

schüchtern frei an zwei ernste Männer in vorgerückten Jahren, Marcellus und Angers.

„Sie verließen, meine Herren, hohe Aemter, um mir zu folgen?“ sagt' er. „Wie frei und innerlich muß der Antrieb sein, der solche Männer dem immerhin abenteuerlichen, dem wunderlichsten Unterstehen gewinnt!“

Marcellus, groß, von einem weniger phantastischen als ehrwürdigen Ansehen, erwiederte mit sehr entwickeltem Organ:

„Obschon ich innerst überzeugt gewesen, daß mir in dem Entschluß nur zu dieser Auswanderung Ruhe sproß, hat es mich doch viel gekostet, ihn auszuführen. Jetzt aber bin ich ruhig, wie auch dieß Ihr Unternehmen ausschlagen möge.“

„Auch Sie sind mit dem gegenwärtigen Zustande unserer Kirche nicht einverstanden?“ sagte Friedrich.

„Die Zukunft lehre, wie ich es gründlich meine,“ erwiederte Marcellus; „ich darf mit wenigen Worten Alles sagen. Humanität und Historie müssen in den durchaus nur theologischen Protestantismus hinein, das Mythische, das falsche Priesterthum aus der katholischen Kirche heraus: im Bunde beider darf die neue Kirche werden. Diese Idee in das Leben einzuführen, ist das Streben meiner Kraft. Hier, wo die Kirchen bei dem größten Theile der Menschen noch so versenkt sind in die blöden Herzen, daß man selbst äußerlich mein Wort gar nicht zu verstehen im Stande wäre, würde es lächerlich gewesen sein, wenn ich meinem Genius hätte Raum geben wollen. Ich freue mich der Hoffnung, daß in der Colonie, die Sie, Herr Graf, zu gründen trachten, sich die Bedingung ergeben werde für ein ächtes Kirchenleben, das nicht nur geistig, noch nur körperlich, im Sinne des Worts geistlich sich darstelle, vertretend unsern Herrn und Heiland auf der Erde.“

Mit einiger Apathie entgegnete Friedrich leichthin:

„Sie werden, mein Herr, je nach dem Erforderniß, nach der Lage der Dinge, nach den Umständen mit Einsicht und Gewissen frei verfahren; mehr weiß ich nicht für itzt.“

Gleich wendete er sich zu Angers und sprach verbindlich, ja schmeichelnd:

„Darf ich auch von Ihnen eine Harmonie in Gesinnung und Ansicht erwarten? Sie haben so Vieles gedacht und geleistet; mein Herr, was macht Sie zum Genossen unseres Glücks?“

Der Angeredete, ein kleiner Mann von entschiedenem und geistvollem Blick gab sogleich zur Antwort:

„Malcontentie — ich sehne mich nach Leben.“

„Beim Himmel,“ sprach Friedrich, mit charakteristischem Nachdruck, „darin harmoniren wir.“

Angers fuhr ruhig fort:

„Heut zu Tage laufen in Europa die Ideen ihren Weg für sich, und die Herzen fesselt selbstisches Interesse wie nur jemals: im Hirn von Thoren lebt die Einheit beider. Einem Manne von Geist geht in diesem widersinnigen, zerrissenen Gewirre und Treiben die Kraft des Denkens und Empfindens zum Teufel. Ich für mich selbst habe das abgezogene Thun in dem Geschäft von ganzem Herzen satt; nicht minder ekelt's mir, in einem kleinen Leben jenem gegenüber mir egoistisch wohlzugefallen. Vielleicht, warum denn nicht: es mag uns glücken! Noch mag in der Gesellschaft, die wir gründen wollen, ein Funke zu entzünden sein von kräftigem, kräftigendem Gemeingefühl, von wahrem Geist. Dem Zug dieser Hoffnung folg' ich.

„Wir alle!“ versetzte Friedrich zustimmend feurig. „Meine Herrn, zum Aufbruch, zur Sache! Nicht das Wort, uns eint diese Sache selbst, Sinn und Charakter: vom Moment

erwarten wir die That. Eilen wir, daß er erscheine! Hand an's Werk!"

Mit einem sonderbaren, hochsinnigen und doch staunenden Blick verließ der Graf den Saal seiner Ahnen: lebhaft folgten ihm seine Freunde und Gesellen.

3.

Die vollgerüsteten Schiffe flaggten, die Anker sollten gelichtet werden. Die meisten Passagiere hatten die Schiffe schon bestiegen, aber noch wogte auf des Hafens Strande ein unruhvolles Gewirr und Gedränge. Matrosen waren beschäftigt, Gepäck hinüberzuschaffen, eintreffende Passagiere beeilten ihren Gang, andere wurden von Angehörigen aufgehalten, und eine zahllose Menge Neugieriger umgab das bunte, aufregende Schauspiel. Jetzt öffnete sich das Gedränge. Hagen, jener lebhafte, junge Officier, begleitet von zwei Damen, Frau und Schwägerin, nahte sich dem Strande. Die Menge war nicht wenig erstaunt, daß die beiden gracilen Frauen an einem so abentheuerlichen, gefahrvollen Unternehmen Theil zu nehmen den Muth hatten. Hagen's Neuvermählte, Henriette, von einer äußerst zarten Incarnation und Haltung, schien über ihr Beginnen einigermaßen bekümmert; aber ihr besorgter Blick gab einem liebreizenden, kindlichen Auflachen Raum, da sie dem Jüngling ihrer Wahl in die muthwünschenden, muthbeseelten Augen sah. Minna dagegen, die Schwägerin Hagen's, ein Mädchen von kaum funfzehn Jahren, war von den Vorstellungen der Reise und was dieselbe bedeute erfüllt, ohne durch die ungewisse, gefahrdrohende Zukunft sich muthlos machen zu lassen; zum wenigsten spiegelte ihr wunderbar beseelter Blick

eine überschwengliche Zuversicht. — Die Drei bestiegen einen der Kauffahrteier und entschwanden dem Blick der nachgaffenden, beifallspendenden Menge.

Eine größere Aufregung entstand. Kilian Frech, umgeben von einem zehn bis zwölf Gesellen, eilte durch die Masse des Volks daher und kündigte die sofortige Ankunft des Grafen und seiner Genossen an. Die letzten Passagiere beeilten sich, die Schiffe zu erreichen; Friedrich, umgeben von Marcellus, Angers, Fugger, Olearius und Andern, erschien. Er ward aus den Schiffen von den hunderten der Passagiere begrüßt, in deren Zuruf das Volk, ohne zu wissen weßhalb, ausbündig einstimmte.

Kein Freund von gehaltlosen Aufregungen, überhörte Friedrich das Geschrei der Menge, aber an des Hafens Strande blieb er unwillkürlich stehen. Er sprach zu denen, die ihm folgten:

„So viele Menschen hab' ich an meinen Stern gefesselt, wenn er irrginge? Mich ängstigt der Gedanke!"

Marcellus entgegnete fragend mit eindringlichem Ernst und Eifer:

„Wie, mein Herr Graf, folgen wir dem knabenhaften dunkeln Antrieb, in der Ferne, hinter den Bergen das Glück zu suchen, oder ist unser Hiersein und Unternehmen das besonnene Ergebniß von unserm ganzen Leben?"

„Sie haben Recht, besteigen wir die Schiffe!" sprach der Graf. Aber da er sich wandte, zu gehen, verweilte er abermals.

„Es ist doch ein seltenes, eigenes Gefühl," sprach er in einem schwer zu beschreibenden Tone, „wenn wir, vielleicht auf immer, von dem Lande unserer Väter und Jugend scheiden sollen."

„Wahr!“ sagte Fugger. „Doch Deutschland macht seinen Kindern das Scheiden leicht.“

„Ja wohl!“ nahm Angers das Wort kaustisch auf, „dieß Land sorgt mit aller Aengstlichkeit dafür, daß man sein nicht gedenke. Um so besser für uns.“

Der Graf stimmte in diese Rede nicht ein. In dem früheren, nur erhöhten Tone fuhr er fort:

„Wir lieben nichts desto weniger dieses Land, dessen innerer Geist so kräftig ist, so regsam und gestaltenreich. Ich zwar vor den Andern hab' es schmerzlich tief erfahren, wie nach innen zu in den Grund erwühlend sein eigensinniger, wissensdurstiger Geist dringt und treibt; Erscheinung und Augenblick verbüßen an ihm Heiterkeit, Kraft und Reiz! Nichts desto weniger lieb' ich, lieben wir dieß Land.“

Nach einem bedeutenden Stillschweigen fuhr der junge Graf in seiner hohen, leichten Weise fort:

„Wenn ich mich solchen Fluges itzt vermessen darf, und ja, ich darf es wohl: sei dir aus tiefstem Seelengrunde, mein Vaterland, ein Lebewohl zugerufen!“

Freudig entschlossen setzte er sogleich hinzu:

„Wohlan, Ihr Herrn, besteigen wir die Schiffe!“

Sie gingen und thaten so.

Kilian Frech aber wendete sich zu seinen Gesellen herum und sprach laut und lustig:

„Ich will mich wie Judas hier zur Stelle stranguliren, wenn nur einer von euch behaupten darf, er wisse, was sein Magen mit seinem Vaterland zu schaffen hat. Ein Name ist Deutschland, das hat's gewollt, an seinem Namen mag es sich mästen! Ade, mein Vaterland! ade Plebejer! Die Segel schwellen, die Anker sind gelichtet: zu Schiff, zu Schiffe!“

Bald gewannen die Schiffe die hohe See; der Wind war günstig, sie schwanden in das Unermeßliche.

4.

Im Fluge ging die Fahrt ohne die geringste Hemmung und Unterbrechung auf das glücklichste von statten; in einer kürzeren Zeit, als es sonst zu geschehen pflegt, erreichten die Schiffenden das neue Land, die neue Welt. Der Graf betrat zuerst das verheißende Ufer. Die Aufgabe seines Lebens stand in unmittelbarer Gegenwart vor ihm, seiner bemächtigte sich eine herrliche Aufregung. Er bestieg einen nahen Hügel, die Colonisten folgten ihm; er warf die beseelten, sprechenden Blicke rings herum und sprach mit hinreißender Geberde in einem verstrickenden, bezaubernden Ton zu den hoch aufhorchenden Gefährten seines Glücks:

„Wir haben es erreicht; in dieser wundervollen Einöde sind wir auf uns selbst gestellt, ihr seid auf mich geworfen, mich erhaltend umfass' ich euch; ein neues Leben darf beginnen: Himmel und Land grüßen, winken; huldigen unserer Ankunft! — Sonne! Treiberin unserer Mühen! hier einmal siehe sie auch belohnt! — Erde! gieb deine Schätze willig heraus, zeuge auch von dem Glück derer, die du nährst! — In fühlenden Brüsten, in schlagenden Herzen habe das gemeine Wohl seine Stätte! Freunde, hier abgetrennt von den hunderttausend zu nichts verbildenden Hülfsmitteln für das Leben der künstlichen Welt kehren wir zum Innern ein: wir fühlen es, daß wir einander Noth haben, auf einander gewiesen ein Volk sind! Das Ganze empfinden wir als unser Werk, die gesellige Verfassung soll die Gestalt unserer Gesinnung werden, kein Profanes wird uns drücken, ängstigen und zerstören, Leben und Geschäft, Familie und Volk nicht zweierlei sein; im Gefühl der haltenden, tragenden Gemeinschaft quelle und ströme der wieder lebendige Geist;

die Freiheit und das Recht erobern wir wieder in unseres Herzens Herzen! — Nun aber, da wir durch Schicksal und Gemüth bestimmt unsere noch tiefverborgene Gemeinschaft mit solchen Verheißungen einer reichgestalteten Zukunft, die voll sein wird von beseligend thätigen Kräften, beginnen, irren wir nicht in den Gefühlen eines unbestimmten Glücks. Wir wissen, daß Arbeit Noth ist, um uns vorerst nur zu sichern wider die Herrschaft dieser gewaltigen Natur, dann diese Natur zu bändigen, daß sie unsern Willen annehme und uns ihren Reichthum herausgebe! Wir verleugnen uns nicht; der gesetzlichen Zucht bedürfen wir, damit der Geist Raum gewinne, und wir in seinem Walten der empfundenen Freiheit inne seien! Arbeit, Ordnung und Gesetzlichkeit: auf diesen ehernen Füßen unserer Gesellschaft erbaue sich die edle Gestalt der Freiheit und Liebe! Praktisch, nahe und nützlich sei unsere Thätigkeit und unsere Weisheit! — Zur Sache, ihr Freunde! Sammelt, findet euch in euern Familien und Sippschaften; wir bezirken das Land, wir weisen Euch das Feld eurer Thätigkeit, die große Arbeit beginne, und die Geschichte selbst rede. Die Geschichte vertrete in wirklichen Handlungen den Flug unserer Wünsche und herzlichen Gedanken."

Nach diesem Zuruf ihres Führers versank die exaltirte Menge auf dieser fremden Erde, unter dem neuen Himmel in eine Stille, die der Andacht gleich ließ. Nach einigem Verweilen unterbrach der Graf dieselbe mit einem fast ungestümen Wink. Alles eilte zu dem Ufer zurück, er selbst legte Hand an: im Verlauf dieses Tages wurden die Schiffe ihres Inhalts entledigt. Die Geräthschaften der Landleute und Handwerker, die Habseligkeiten der Individuen und Familien, die Schätze der Reichen: alles war zu Lande geschafft. Pflug und Thier, Loth und Lineal, Axt und Hacke,

Gewehr und Blei, Korn und Waizen, Bücher und Möbel, Geld und Statuen: in buntem Gemisch bedeckte der Vorrath einer mannigfaltig ausgebildeten Civilisation den grünen, stillen Strand. Nun trat Ruhe ein. Diesem Augenblick vor den andern hatte Friedrich vorgesehen. Eine große Anzahl tragbarer, leicht aufzustellender Zelte wurde aus den Schiffen herausgeschafft. In freudiger Ueberraschung faßte jedweder an: am folgenden Tage war die Zeltstadt errichtet, mit Geräthen und Nahrungsmitteln versorgt und ausgeziert, die vorläufige Unterbringung und Sicherung der Colonisten hergestellt.

Nach so vielen Anstrengungen und innern Aufregungen hatte sich die Bevölkerung schon vor dem Abende in ihrem neuerrichteten Lager zur Ruhe begeben. Nur Friedrich wachte noch. Er bewohnte sein Zelt allein; ihm war, *als drücke* das Linnendach auf ihn; seine Stimmung zu groß und fassungslos ertrug die Einschränkung nicht, er mußte unter den freien Himmel hinaus.

In den lautlos stillen Zeltgassen durchschütterte seinen Busen der Gedanke, daß er so viele Hunderte von glückberechtigten, thätig strebenden Menschen der angewiesenen Bahn eines genußspendenden Berufs entrissen, in eine ordnungs- und gestaltlose Wüste geführt. Ein peinigendes Gefühl, ob er fähig und im Stande sein werde, dieser Menschenschaar eine neue Ordnung der Dinge, eine Verfassung von Umständen darzubieten, welche geeignet wäre, sie zu halten, zu schützen, zu beglücken: die Größe, das Riesenhafte seiner Aufgabe bedrängte, ja erschreckte ihn. Lebhaft schritt er aus dem Kreis des Lagers heraus, und ein anderer Geist war in ihm geschäftig. Die Wichtigkeit seines Lebens und seiner Person im Abstich gegen die Abstraction seiner früheren Existenz schmeichelte ihm, rief ihn in seinen wirksamen Kräften wach. Er schwur sich zu, nur das zu verfolgen, was ihm

bei einem so durch und durch menschlichen Streben vorhanden kommen würde zu thun; und da er den Hügel wieder bestiegen, von welchem aus er den Genossen seines Glücks eine lebendig vernünftige Zukunft verheißen, fühlte er sich von der Gestalt seiner Colonie, wie er dieselbe vorbildend in sich trug, dahingerissen, ermaß er, so weit sein Auge trug, das Terrain der blühend gewaltigen Wildniß, ordnete, richtete er ein, wie weit sie bauen und wohnen sollten, bestimmte er sich selbst seinen jetzigen Standort zur Wohnung und genoß in vollen Zügen vorwegnehmend das Glück eines auf ungemeine, kolossale Weise wirkenden Menschen. Der Mond war aufgegangen, das krystallhelle Firmament durchblitzte eine wunderbare Lichtkraft, ein Zauberspiegel lag die durchsichtige Meerestiefe da. Winde, von dem Arom und Balsam der Stauden, Büsche und Bäume geschwängert, umflossen würzreich seine Schläfe. Die magische Kraft dieser unsäglich herrlichen Natur trat ihn an, und während er sich sehnend und hoffend, von Glück und Wunsch bewegt zur Erde sinken ließ, faßte er dieselbe unwillkürlich an, und seine Geberde schien zu sagen: „vergebens sucht' ich in jenen heiligen, stillen Räumen den ungemischten Frieden; Erde! aus dir quillt mir Freud' und Leid, halte mich!" — Er entschlief.

5.

Nun folgten geschäftige, volle Wochen, Monde, Jahre. Durch Geschick und Fleiß bemächtigte sich die Colonie des reichen Ertrages ihrer neuen Wohnstatt; in dauerhaften, auch wider feindlichen Angriff schützenden Häusern waren sämmtliche Bewohner auf das Bequemste untergebracht. Hande und Austausch mit dem benachbarten Staate und den an-

grenzenden Wildenhorden begannen im Schwange zu gehen, schon dachte man auf einen überseeischen Verkehr. Nicht ohne Erfolg waren Kriege mit den Wilden geführt worden, die Ansiedler dehnten waldwärts ihr Territorium über die vorgesetzten Marken hinaus. Im Innern herrschten Ordnung und Gesetz: ohne kirchliche Institutionen wurde das evangelische Christenthum frei gepredigt. Die „Colonie des mächtigen Grafen," wie man sie nannte, verkündigte sich reich und kraftvoll nach außen, ihr inners Gefüge zeigte von Gemeingefühl, von lebendiger Vernunft. Aber noch beherrschte nach Friedrich's weisem Vornehmen die Colonie nur der historische Geist, eine Ordnung der Dinge, wie Zeit und Umstände sie nothwendig gemacht. Die Gemeinschaft fußte auf dem praktischen Gefühl der Nothdurft, nur in Wenigen auf der hellen Einsicht in die höhere Nothwendigkeit: die Macht der Gegenwart herrschte, das Bewußtsein der Gesellschaft war nicht hervorgetreten. Wie es roh, von selbst sich hatte machen und bilden müssen, leitete Fugger Handel und Gewerbe, Marcellus die religiösen Vereine; Angers waren die gesetzlichen Bestimmungen und Olearius die Rechtspflege zu Theil geworden; die Kriege der Colonie führte Jarosczinski im Verein Hagen's. Das vorzüglichste Geschäft des Grafen war seit Monden: den momentanen, individuellen Bedarf der aus dem Wesen der Colonie selbst lebendig hervorgehenden Gesetze mehr und mehr zu reinigen, von dem Zufälligen zu entkleiden, ihn der Forderung der Vernunft anzunähern, ihn dauernd zu machen. Ueberhaupt concentrirte sich in ihm der Organismus der ganzen Gesellschaft, er war das factische Haupt derselben, mit freiwilliger Bereitschaft diente man ihm. Dagegen verfolgte er, nachdem der Bau seines bequemen, ja edeln Wohnhauses vollendet war, in seinen Mußestunden mit Leidenschaft die Anlage eines riesenhaften Parks. — In

dieser reichen, beglückenden Thätigkeit waren Friedrich zwei Jahre hingeschwunden, ohne daß sein Inneres eine wesentliche Veränderung erlitten oder eingegangen, es sei denn, daß sich in ihm ein gewisser Stolz festsetzte, der jedoch, weil er von dem durch ihn hervorgerufenen und gehaltenen Glück Aller sich nährte, edel genannt werden muß.

Ein besonderer Schwung bemächtigte sich der Colonie, und ihre Opulenz wuchs um das Doppelte ihres Maaßes, da eine Anzahl von Europäern, welche diejenige der Insassen überstieg, einwanderte. In Zeit weniger Monden waren auch diese Ansiedler eingerichtet und dem Ganzen einverleibt. Nun nahm der Handel einen entschiedneren Schwung, mit dem Nachbarstaate und vielen überseeischen Mächten wurden vortheilhafte Verträge geschlossen, die Grenzen hinausgerückt und glückliche Kriege geführt. Nach innen zu wuchs Wohlstand, der Luxus fing an, in sein Recht zu treten, doch behauptete sich die Gesittung. Gesandte fremder Mächte kamen eigens, dem „mächtigen Grafen" aufzuwarten; von fremden Kaufleuten und Militairs war die Colonie viel heimgesucht: es stand zu erwarten, daß sie fortschreitend wie bisher in den Rang eines souverainen Staats eintreten werde. Der Graf hatte eine hohe Staffel des Glücks; mit dem ausgebildetsten Bewußtsein genoß er desselben, größere Geschicke vorahnend.

6.

An dem socialen Leben der Colonie nahm der Graf bis jetzt entweder keinen Antheil, oder, wo es geschahe, ohne wirkliche Selbstverflechtung, mit hoher Apathie. Desto lebhafter war sein Verkehr mit Menschen in den Angelegenheiten der Colonie. Heute vorzüglich drängte Ereigniß Ereigniß, Be-

rathung Berathung: bis zum Abend wurde sein Audienzsaal nicht leer. Er hatte die Freude, durch den Gesandten des Nachbarstaates mit diesem ein Bündniß von so vortheilhaften Bedingungen abzuschließen, daß nun die Gesellschaft consolidirt, als ein eigenes Ganze begründet erschien.

Beseelt von dem Gedanken, er sei der Stifter eines neuen Staates, erhoben in eine volle, reich organisirte Zukunft hinausblickend, unermeßlichen Perspectiven sich hingebend, „weil ihm just die Bedingung geworden, wegen Lage der Umstände das Unwahrscheinlichste wahr zu machen," empfing der Graf seine Freunde, Räthe und Diener mit einem hochsinnigen Uebermuth in Gemüth und Geist, vor welchem diese mehr erschraken, als daß sie denselben zu theilen sich im Stande sahen.

„Nehmen Sie nur die nächsten, natürlichsten Vorstellungen," rief er aus, „alles Uebertriebene und Ungewisse sei uns fern; geben Sie nur dem Gedanken Raum, daß die Uebersiedelungen der Europäer in dem Maaße fortgehen wie bisher, welch eine riesenhafte Gestalt nimmt unsere Zukunft an! Die ungeheuersten, unbebauten, fruchtreichen Landstrecken bieten sich den Ansiedlern dar, und den Kern findet dieser Schweif vor in uns: — wenn den in sich klar zusammenhängenden, nur gewöhnlichen Lauf der Dinge nichts unterbricht, mag von uns die Stiftung eines Reiches ausgehen, durch mich ein Staat begründet werden, gegen welchen Rom, Persien, Rußland zu klein und ohnmächtig befunden werden müßten."

Weil er jedoch in den Mienen der Männer eher ein nachdenkliches Erstaunen und schwere Brüterei als eine helle, begeisterte Zustimmung fand: resignirte er sich sogleich, und selbstbeherrscht wie er war fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort, dessen Ernst den Sarkasmus zuließ:

„Dazu ist Noth, daß wir uns rühren, das Allernächste in's Auge fassen und schrittmäßig fortgehend den sichern Grund gewinnen für den Koloß einer einstigen Gemeinschaft von Völkern."

Er ließ sich mit Angers ein, der in seinem Bunde mit mehreren Beamten die Ausarbeitung des Gesetzbuches übernommen.

„Wir gehen zu bedächtig," sprach der jugendlich wünschende Staatsmann, „die Colonie ersehnt die rationelle Fassung ihrer vereinzelt entsprungenen Gesetze. Man will sich nach einer innerst zusammenhängenden Bestimmtheit benehmen, auf alle Fälle Licht und Haltung. Der Wunsch ist allgemein: mit einem aus Ueberzeugung entsprungenen Zutrauen, mit Sicherheit will man fordern und leisten. Der willkürlich historische Geist der Gesetzgebung soll durch die sichernd, überzeugend verpflichtende Nothwendigkeit der Vernunft sich verklären."

„Schön und wahr!" entgegnete der Graf. „Allein nichts darf übereilt werden, oder uns droht Gefahr, durch eine erfundene Haltung derselben die Gesetze zu tödten, die segensreichen in eine Last zu wandeln. Besser, daß Unbestimmtheit und Willkür neben lebendigen Regeln hinlaufen, als daß ein zu frühes System die Entwickelung des Lebens hemme, ja unmöglich mache. Geduld, mein Freund, in einem Tage ward Rom nicht erbaut."

Angers wollte erwiedern, jedoch Friedrich wendete sich von ihm und setzte seine Rede fort.

„Nicht wahr, Herr Fugger? Frisch und von Herzen, aus dem ganzen Leben heraus werde gelebt: die Vernunft darf politisch kein Recht ansprechen wollen, als dasjenige, in welchem das historische Herz ein Genügen findet. Meine Herren, an dem gelehrten Wesen krankt Europa. Für die Ge-

schichte zu philosophisch, für die Philosophie zu geschichtlich hat es das starke, überzeugte Gemüth eingebüßt. Europa weiß nicht deutlich mehr, was es will und soll. Es kann geschehen, daß jene Völker in Folge der Jahrhunderte sich zu uns herüberflüchten."

Er unterbrach sich.

„Was bringen Sie mir Gutes, Fugger?" sagt' er.

Fugger berichtete heiter mehrere Handeldetails, welche die Finanzen der Colonie auf das Erheblichste zu bereichern versprachen. Sehr vergnügt entgegnete der Graf:

„Sie waren mir immer der Bote guter Zeitung. Schon übertrifft das materielle Wohlsein meiner Colonie das Glaubliche, und da nun einmal Geld die machtverkündende Potenz ist: mit welchen wundersamen Hoffnungen darf ich mir schmeicheln! Wohin ich blicke, dringt sich mir der immer eine, immer neue Gedanke auf, daß wir uns der höchsten politischen Anschauungen vermessen dürfen!"

„Dagegen hab' ich nur von Streit und Fehde zu erzählen," nahm Jaroszinski das Wort.

„Krieg ist das Loos der Welt," sprach heiter der Graf. „Was gab es auf das Neue?"

Der Pole versetzte:

„Die verschlossenen, stolzen Wilden sind schlechterdings nicht in den Strom der Gesittung und Cultur hereinzuziehen. Ob als Sklaven, ob in der Schlacht, sie gehen eher zu Grunde, als sie unsere Art und Bildung theilen mögen. Die kriegerische Horde der Botocuden hat abermals die Verträge gebrochen: etliche unserer reisenden Kaufleute sind von ihnen erschlagen, und deren Frauen haben sie mit sich geführt."

„Wo lagern sie, sind sie erreichbar?" fragte der Graf.

„Sie wollen, scheint es," berichtete der Mann, „unserer Rache zuvorkommen. Man sah ihrer einige in der Nähe

der Colonie umherschweifen. Herr von Hagen, der sie recognoscirt, bringt uns die Nachricht, daß sie zu Hunderten versteckt hinter Wald und Felsen berathen, wie sie des vortheilhaftesten unserm Angriff zuvorkommen."

Hagen bestätigte in Anführung des Einzelnen die Mittheilung des Oberofficiers. Der Graf erwiederte:

„Ihre Dispositionen haben Sie selbst zu nehmen; ich werde Sie dießmal nicht begleiten. Die Wilden müssen gute Nachbarn bleiben oder unterworfen werden. Verfahren Sie, wie Vernunft und Nothwendigkeit gebieten. Aber um Mäßigung bitte ich, Herr von Jarosczinski. — Ihnen sei es empfohlen, mein junger Freund, des Greises Kriegseifer und Jähzorn zu beschwichtigen."

„Ein Wort von Ihnen," erwiederte Jarosczinski blind ergeben, „übt mehr Gewalt über mich, als ein Heer in Waffen; ich werde Ihres Wortes eingedenk sein."

Hagen schwieg wider Gewohnheit still; er schien schwermüthig. Friedrich bemerkte das, ohne es ausdrücklich zu erwähnen. Alsbald war er mit Olearius in ein wichtiges Gespräch verflochten, welches die sich neu herausbildende Rechtspflege der Colonie anging. Durch die unverhältnißmäßig große Vermehrung der Gesellschaft war auch ihr Zustand aufgespannter, leidenschaftlicher geworden; natürlich, daß auch der Ausschreitungen, der selbstischen Leidenschaften wider die Formen der Vernunft mehr wurden. Die Gerichte mußten fester organisirt werden, als es bisher hatte geschehen können. Wie vorauszusehen, war Friedrich für die Etablirung der Geschwornengerichte, und Olearius bestand nur darauf, daß die Justizpflege selbst durch einen crassen Naturalismus nicht leide.

„Das einzig Genialische," sagte Friedrich, „bleibt doch die Berufung auf das Bewußtsein der Menschheit, auf das

Gewissen, auf das Rechtsgefühl. Im Uebrigen mögen Sie, um den Thatbestand herauszustellen, zu Hülfe nehmen, was und wen Sie mögen. Ich vertraue Ihnen."

Mit Uebergehung des Marcellus wollte Friedrich die Audienz schließen, Marcellus aber nahm das Wort und sprach:

„Es ist von je ihr Geschick gewesen, das Geschick der himmlischen Religion, daß sie da nicht ihre Stimme hat erheben dürfen, wo physisches, bürgerliches und sittliches Wohlergehen leidenschaftlich berathen und verfolgt wurde. Unsere Colonie leidet keinen Mangel, es ist gesetzlich sehr wohl um sie bestellt, und der Geist der Familien und geselligen Kreise hält sich mit sittlichem Sinn in einem weisen Maaße; allein der Born, aus welchem alle Dinge entspringen und sich nähren, von dem geschieden sie leblos sind und nichtig, wird nichts geachtet. Zwar eine Vorsehung, eine Unsterblichkeit und Tugend erkennt man an; mehr, es giebt deren, die sich mit einem Anschein von Gefühl für diese Begriffe begeistern, aber das rechte innere Gemüth und Wesen der Gottheit, wie es sich offenbart und fort und fort geschichtlich zu uns redet, vernimmt man nicht."

„Ich hemme die Predigt des Evangeliums nicht, ich fördere sie," sprach der Graf ernst, ja düster.

„Aber Sie hören sie nicht!" fuhr Marcellus rücksichtslos fort. „Es ist leider eine Thatsache der Geschichte, daß die große Masse des Volks von je Charakter und Geist von ihrem Stifter und Regenten hernahm. Die Macht Ihres Beispiels, mein Herr Graf, ist ungeheuer."

„Ich erinnere mich's genau," sprach Friedrich, „ich habe Ihnen nicht mehr versprochen, als ich leiste. Auf Kosten einer vielleicht ganz todten, nur durch Gewohnheit noch bestehenden Kirchengemeinschaft, die keine individuelle Lebendigkeit zuläßt, zogen wir es vor, lieber der Willkür Raum zu

geben, und seltsame, aber immer noch sehr lebenvolle Secten haben sich unter uns constituirt, ohne kirchliche Inhibitionen ist ihnen freie Religionsübung gestattet. So hemmt' ich nicht nur, ich förderte die religiöse Entwickelung der Colonie. Meine Pflicht hab' ich gethan — was noch? Mein besonderes Verhältniß zur Gottheit gehört vor mein Gewissen, vor meine Freiheit. Mein Herr" —

Das Ansehen des Grafen nahm jene düstre Gestalt an, die seine Nähe eben so unheimlich und abstract machte, als sie von einem überwältigenden Einfluß war auf alles, was ihm nahte.

„Ich für mich selbst verstehe die Tiefen des Lebens. Ihre Geheimlehre bekenn' ich in meiner Weise; allein sie zu verwirklichen, wie sie verwirklicht werden sollte, geht über mich, ist möglich allein bei Gott."

Friedrich athmete auf, sein Wesen wurde weich wieder, menschlich, gewinnend, ja hinreißend. So fuhr er fort:

„Unter wirkende Menschen gehör' ich; der Wandel mit Göttern drohte mir den Wahnsinn; die würdige Stätte eines thätigen Lebens hab' ich errungen, auch ich bin der strebenden Menschheit ein Theil. Geschick! erhalte mir die beschränkte Fähigkeit, den genügsamen Sinn, die fesselnde Wirksamkeit; um des Lebens willen, bethätige fort und fort den eigen arbeitenden, den ringenden Geist."

„Sehen Sie zu," sprach Marcellus mit überraschender Wendung, „Sie spielen gewagt: Ihre Tugend buhlt mit Ihrer Größe."

„Soll ich sie mir deßhalb verderblich erachten?" entgegnete Friedrich rasch.

„Die Heroen der Geschichte," versetzte Marcellus mit würdiger Haltung, „und ich nehme keinen Anstand, Sie denselben einzureihen, alle große Helden scheiterten an dieser

Klippe! Das Wohl der Nationen wollten sie, ihr Auftreten kündigte sie als die selbstverleugnendsten aller Menschen an; allein im Verfolg ihrer Handlungen wurden sie zu Abgöttern des Geschlechts, und die ungeheure Versuchung zur Selbstsucht bezwang ihre strenge, übermenschliche Tugend! Die Selbstständigkeit raubten sie ihren Völkern und boten für den entsetzlichen Raub sich selbst ihnen zur Anbetung dar: aus guten Genien waren selbstische Dämonen geworden! Natürlich, Menschen an dem Glauben verzweifelt, aus den gestaltlosen Abstractionen der Gebote der Pflicht ihre Begeisterung zu nähren bestrebt, in solcher Art dem schattenhaften Dasein verfallen, müssen der sinnlichen, eine Wirklichkeit lügenden Persönlichkeit in die Arme stürzen, denn auf das Persönliche, wie es sei, zieht des Menschen Sein und Wesen zu." — „Wehe," schloß Marcell mit erhobener Stimme, „wehe Allen, die außerhalb des himmlischen Reichs, welches Christus, der Vollender und Erfüller des Gesetzes, zu stiften in die Welt gekommen ist, nach dem ewigen Leben trachten! Die Hölle dräut neben der Höhe ihrer Existenz, sie stürzen unaufhaltbar; denn die erhabene Tugend ist abstract, und nur der neue, der allmächtige, der Lebens-Geist überwältigt die allgewaltige Lust des selbstischen Geschöpfs!"

„Mag sein," sprach Friedrich, „daß wir die Mündigen, welche die Möglichkeit des Glaubens auf Erden verneinen, aber die Sehnsucht nach demselben treu bewahren, wegen Mangels an dem rechten leiblichen Gefühl der Gottheit in Gefahr sind, der öden Gesetzlichkeit oder berauschenden Natürlichkeit oder beiden zu verfallen: nichts desto weniger sind wir die Wissenden! — Mein Herr, Lehre — Dasein! Schulmotive — Lebensmotive! Himmel — Erde! — Genug! Die wenigen Heroen der Geschichte haben mehr in der Hand der Vorsehung gewirkt, als die Prediger gesammt seit Abra-

ham; wahrhaftig sind sie gerettet, und berechnen läßt sich nichts: vorwärts gelebt! Ueberall, wir haben zu thun, und Declamationen bringen die Welt nicht weiter."

Friedrich ging, von Kilian Frech gefolgt, der sein zweiter Schatte ihm selten von der Seite kam. Auch Angers, Fugger und Olearius folgten ihm. Marcellus und Hagen blieben allein zurück.

7.

Marcellus warf einen durchdringenden Blick auf Hagen, der demselben gelassen aber verständigt erwiederte, doch schwieg er still. Marcellus redete:

„Sollte ich der einzige sein, unter allen diesen geweckten, selbstdenkenden Männern der einzige, der unsere Lage real rein würdigt, der voraussieht, welcher Zukunft wir uns zu versehen haben, der diesen kolossalen Charakter durchschaut? Sahen auch Sie nicht mit Ihren sehenden Augen, daß seine kühn schönen Züge bis zum Häßlichen sich verdüsterten, daß er mit einem so zu sagen dolchscharfen Blick mich anblitzte, da ich ihm die Verwegenheit seiner Bestrebung und deren nothwendiges Endgeschick vorhielt? O nur zu gewiß, er vermag es sich selbst nicht mehr zu verbergen, der Mittelpunct von dem ganzen Umfange seiner Thätigkeit ist schon jetzt die Selbstbeziehung, wir sind ihm die Sprossen nur zur Leiter seines Ruhmes! Gewiß, zuversichtlich! Wie er sich auch mit dem Gedanken schmeicheln und einwiegen mag, daß er des gemeinen Besten wegen arbeite und wirke, in Wahrheit schiebt er schon jetzt dem Standbild der Tugend den Wechselbalg Selbstsucht unter."

„Sie übertreiben wohl!" sagte Hagen.

„An der That nur fehlt es noch," fuhr Marcellus un=

geirrt fort, „an der ersten That seiner Leidenschaft, und wir erleben an ihm, um es auszudrücken, ein politisches Ungeheuer! Lassen Sie nur erst seine Ruhmsucht, seinen Ehrgeiz und welche Leidenschaften noch in Conflict gerathen mit dem Wohl des Ganzen, mit dem Wohle Anderer, und unbedenklich wird er dieß der Feuersbrunst seines Innern aufopfern. — Wie lebt er auch! Lebt so ein demüthiger, hoffnungsvoll ruhiger Mensch? Die Güter der Liebe und Freundschaft liegen ihm fern, keiner Leidenschaft sieht er nach, kein eigenes Verlangen mag er dulden, in ungeheurer Thätigkeit will er das Wohl und Wehe Aller umfassen. Er verblendet sich in seinem beispiellosen Seelenstolz, er sieht nicht klar, daß er in den nächtigen Tiefen dieser Existenz nach der Gestalt entbrannt schon itzt nur sich anbetet, seinem hohen *Egoismus* alles Andere aufopfern muß. Es wird sich zeigen! Weh, und bedenk' ich, daß dieser Vulcan bis itzt unter einer anlockenden, fruchtschaffenden Hülle das tobende, innere Feuer niederhielt: nun aber findet sich ein Anlaß, wie gering er sei, die lang genährte und geschonte Lebenskraft bricht hervor: o in seiner Erschütterung, von seiner heftigen, um sich fressenden Begier mag diese ganze, neue Schöpfung vernichtet werden. Ja, mein Freund, unter unsern Füßen der Grund ist hohl, denn wir bauten auf den Werth eines Menschen, nicht auf den Herrn."

„Keine einzelne Erscheinung in Geist, Geschichte und Natur kann, so lange Welt Welt ist, auf den Herrn allein erbaut sein, daher die Vergänglichkeit aller Formen," sagte Hagen nachdenklich. „Ich theile Ihre Besorgniß nicht in dem Grade, ich sehe hier nur ein Beispiel des Verlaufs *aller* Geschichten auf der Erde. Doch scheint mir sein ungeselliges, in aller Hinsicht einziges, schroffes Leben am meisten wider seine Verlaßbarkeit zu zeugen."

„Das sag' ich eben," entgegnete Marcell. „Einsamen Naturen ist nicht zu trauen. Er allein ist Ursache, daß die Religion, die wesentlichste Geselligkeit, darniederliegt. Unser socialer Verband leidet ebenfalls; weder sittliche Anmuth, noch die schöne Kunst erheitern und verklären ihn: der Regent achtet der geselligen Freuden nicht; ja, der Wissenschaft Raum zu gönnen, fehlt es an Zeit und Geschmack, denn sein ganzes Dasein ist dem Handeln zugewendet. Ein unruhiges Sichabarbeiten in strenger Gesetzlichkeit, ein fortwährendes Jagen nach Ruhm und Gewinn, eine so zu sagen athemlose Thätigkeit — dieß ist der düstre Charakter unserer Gesellschaft, einer ursprünglich heilsbedürftigen, freudeberechtigten, nach Einsicht und Gefühl verlangenden Menschenwelt, die er so gestimmt und geknechtet."

Marcellus hielt ein, Hagen antwortete nicht, er fuhr fort: „Sie selbst, Herr von Hagen; im Besitz einer liebenswürdigen Gemahlin, von wohlgesinnten Freunden umringt, in Beruf und Muße von jenem Muth beseelt, dessen Freiheit nicht aus der Zeit stammt und nicht untergehen kann in der Zeit, wie lebten Sie einst glücklich, wirkend, leicht und hoch; nun sind auch Sie schwer geworden, und dieser menschenscheue, nächtige, mystische Charakter hat auch auf Sie seinen Einfluß üben müssen."

„Es mag so sein," erwiederte Hagen, „die Annahme ist die natürlichste, daß auch meine Stimmung, des letzten in dem Geist unserer Gesellschaft, der eben durch diesen wunderbaren Mann bestimmt wird, sich begründet; allein die eigentliche Ursache liegt näher, wenn schon ich sie nicht deutlich zu bezeichnen weiß."

„Ich bitte Sie, was ist es," sagte Marcellus theilnehmend.

„Ich habe, ich weiß nicht wie," entgegnete Hagen, „meine

gewohnte Heiterkeit eingebüßt. Die Sache ließe sich wohl metaphysisch behandeln, und man könnte, wer eben aufgelegt wäre, geistreich über sie raisonniren; doch bleibt sie dieselbe eben: eine Dumpfheit und Trägheit des Innern, Mangel an Erregbarkeit, Melancholie, wie Sie es nennen wollen: Verdruß und Unmuth, dazusein."

Marcellus wollte erwiedern, Hagen ließ es nicht zu.

„Mich verlangt der Dienst," sprach er aufbrechend, „bereiten Sie, ich bitte, meine Gattin auf diese neue Trennung: noch heute dürften wir marschiren. — Ob mir doch von ihr diese Schwermuth käme? Vielleicht! Sie werden Henrietten in einer ihr fremden Verfassung finden, diese einst so harmlose, kindliche Frau! Sonderbar! Sie ist nachdenklich worden, unruhig, von den Bildern einer schwarzen *Zukunft* geängstigt! Warum? Meine Vermuthungen, wenn ich deren wirklich gehabt, mitzutheilen steh' ich an. Bereiten Sie sie auf die Stunde unseres Abschiedes: wäre er zum Tode! In Kurzem folg' ich Ihnen."

Die Männer schieden, Hagen schnell, Marcellus kopfschüttelnd, ohne Erfolg überlegend, was diese liebliche Ehe, diese lebenvollen Gemüther könne gestört haben.

8.

In dem Saale des Hagen'schen Hauses, welches zwar auch durch eine Wallumgebung und Pallisadenwerk gegen die Angriffe der Indianer befestigt, doch vor den andern der Colonie durch einen leichten Stil sich auszeichnete, in des hübschen Hauses gefälligerem Saale lehnte Minna, schlank und groß, weißgekleidet, unbeweglich an dem Fenster und blickte nach den Bergen hinaus: die Sonne neigte, sie wollte

sie scheiden sehen. Henriette schien mit der Lectüre eines Buchs beschäftigt, bald aber legte sie dasselbe aus der Hand und stand mit einiger Heftigkeit auf. Ueber etwas Quälendes nachsinnend ging sie in dem Zimmer auf und ab; auch davon ließ sie ab und setzte sich an das Fortepiano. Einige Accorde mit dissonirendem Zusammenhang, wild in einander stürzende Läufe, eine selbsterfundene, zu unruhige Melodie konnten das zarte, seelenvolle Geschöpf nicht fesseln. Bald stand sie wieder auf, durchwandelte abermals mit auffallender Schnelligkeit den Saal, sank endlich auf einen Sessel nieder und machte ihrem Busen durch eine Reihe von Klagen Luft, wohl überzeugt, daß sie von der vertrauten Schwester vernommen und verstanden werde.

„Vordem, wie anders, anders war mir da!“ begann sie. „Von Stund' in Stunde, von Tag in Tag hielt, beschäftigte mich durch hundert Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen ein wunderbares, wunderholdes, das schöne Lebensgefühl! Wie war ich gesichert, wie innig beglückt in dem Vaterhause! Mit welchen unsäglichen Wonnen genoß ich die Gaben der Kunst, wie theilt' ich die Stimmungen des holden Wechsels der Natur! Ach, und ich liebte, so schwärmerisch verehrt, von seinem Wohlgefallen, in seiner Liebe wie verklärt: das Maaß meines Lebens war voll!“

Henriette genoß einige Augenblicke die poetische Ruhe der Erinnerung, ein hinreißender Liebreiz verherrlichte ihre zarte Gestalt. Dann in einem Besinnen stürzten ihr die hellen Thränen über die blühenden Wangen und mit dem Ausruf:

„Und nun?“

schlug sie beide Hände vor das Angesicht.

Minna schien ergriffen, aber sie wendete sich nicht herum. Henriette fand sich und fuhr aufstehend fort:

„Wenn er nur etwas, nur ein Geringes mehr hätte,

als diese schöne Empfindung! Allein das Nachdenken macht ihn schwermüthig, er wird rathlos, ihn ängstigt's, da zu sein; von dem Innern und Freien, dem wachen, wahren Lebensgefühl weiß er nicht. Ach, er hat Alles, aber Ernst hat er nicht. In poetischer Täuscherei, in phantastisch gegenseitiger Verklärung soll jedes in dem andern glauben, was es selbst nicht hat. Liebe heißt er das, und zu der Wahrheit aufgeschreckt, daß der Mensch dem Menschen ohne Selbsttäuschung gar nichts sei, rettet er vor der Verzweiflung sich durch die Vergegenwärtigung jener frühen, schwärmerischen Gemüthslagen, in welchen ihm die Lüge Wahrheit geschienen. Was nun? Wenn mein Gatte, er, auf den das Schicksal mich gewiesen, er selber haltlos wandelt in Nacht, nicht wissend, woher ihm das Licht hervorbrechen soll: *woran erhalte* ich? Wer rettet mich von dieser Höllenmarter, daß nichts sei, was uns mit Leben täuscht — o ich bin krank, mein Gemüth ist gestört, ich weiß keine Rettung."

Und in der gräßlichen Verlassenheit einer Seele, die zu den ungeheuern Forderungen des Geistes und Geschicks an seine Geschöpfe aufgewacht mit selbstischen Gefühls- und Lebensinteressen sich nicht mehr täuschend zu trösten vermag, rief Henriette schmerzlich aus:

„Könnt' ich genesen in den Wirbeln künstlerischer Entzückungen, in dem vernichtenden Rausche der Natur, in den Tiefen glühender Lust — Ha, daß ich es den Menschen in Blut und Herz einimpfen könnte, wie es mir Unseligen durch mein Allerinnerstes fluthet: daß sie alle, alle in eine ungeheure Lüge verstrickt, durch ihre Genüsse und Entbehrungen dem Geschick verfeindet, unter dem Fluche des Todes wandeln, in der Sympathie der Verzweiflung fänd' ich vielleicht einen Trost! Sie aber tändeln an dem Abgrunde ihrer Gräber luftig fort; thöricht wie der Ahn durchläuft der Enkel

seinen Weg zum Tode, und in Selbstbegeisterung fällt der eine wie der andere dem ungesühnten Schicksal zum Opfer. Ja, alles Wesen lebt überschwenglich, und im Ungenügen seiner selbst zerrüttet sich das selbstische Geschöpf. Vernähmt ihr nur das Geschrei der Natur, wüßtet ihr zu deuten diese Laute innerer Angst und schmerzlicher Zerrissenheit, verständet ihr das tiefe, seelenvolle Wehe, verständet ihr den Wahnsinn des Gedankens, daß nichts als Liebe ist und diese Liebe keine Stätte findet in der Welt: ihr würdet wie ich die Augen trocken weinen und den Tod bitten: komm!"

Minna erwiederte nichts, und Henriette fuhr fort, mit wollüstigem Affect ihr Gemüth auszuströmen:

„Ich weiß es wohl, daß eine Stimme ertönt ist, und ich kenne sie auch: „das Leben bin ich," verhieß eines Menschen Stimme, „ihr tiefsten und elendesten unter den Menschenkindern, die ihr in der Weltangst von der Verfluchung der Creatur schrecklich zeugt; die das Besinnen so über den Bedarf des sinnlichen Gemüths hinaustreibt, daß ihr nicht bleiben könnt bei den Schmerzen und Freuden einer irdischen, profanen, falschen Liebe, bei den widerwilligen Handlungen nach dem Gebot einer unempfundenen Pflicht, bei der Zerrbildlichkeit einer Erscheinungswelt in Kunst und Natur, die keine Urform erfüllt, bei der gestaltlosen Erkenntniß einer dunkeln Wahrheit; alle, die ihr jedwede Vermittelung mit dem, der in dem Dunkel wohnt, wenn er selbst sie nicht ist, überschreitet, die ihr durch das tiefste Forderniß des Menschengemüths, daß Der euch in Geist, Seel' und Sinnen erscheine, von dem ihr fühlt euren Ursprung zu ziehen und eure Erhaltung, dem Himmelreich Gewalt anthut: kommt zu mir, ich bin das Leben, der Weg und die Wahrheit! Wehe aber, daß wir, obschon wir alles an ihm haben, doch nichts in ihm besitzen, da wir ohne Wahnsinn und Tod der Welt,

dem Leben, dem Profanen nicht entrinnen können und unsere Zuflucht zu ihm nichts einbringt als Güter der Hoffnung! Im Verborgenen wirkt der Ewige, Nacht ist in der Zeit, und das Licht, der Tag, welchen er verheißen, will nicht anbrechen. Ach Gott! Das Leben hab' ich nicht, das Schwärmen hilft mir nicht, des gesetzten alltäglichen Lebens ekelt's mir, und wenn ich dem Geist in mir gewährte" —

Henriette taumelte zurück:

„O nein, o nein!" sagte sie, sank in den Sessel und verstummte.

Absichtlich hatte Minna den Gemüthserguß ihrer Schwester nicht unterbrochen. Jetzt erwiederte sie mit der ihr eigenen Fassung und Ruhe, ohne sich zu wenden:

„Ich glaube deinen Tiefsinn zu verstehen, meine Henriette, aber mein Gemüth geht durchaus nicht auf denselben ein. Ich sehe in dieser herrlichen Natur von jener Angst und Zerrissenheit nichts, die du so tief beklagst; vielmehr, wenn auch diese in die Harmonie des Ganzen hereintönen, sie haben einen ganz andern Klang, als du ihn zu vernehmen wähnst. Wehmuth, die in die Alles verklärende Einheit des Ganzen sich des herrlichsten auflöst, sie nur vernehm' ich. Gern opfern sie, diese sehnsuchtsvollen Wesen, der völligen Befriedigung sich selbst; das Gefühl ihres Daseins, ein Gemisch von Selbstopferung und Selbsterhaltung treibt sie so. Mag das Einzelne vergehen und wiederkehren: die Seele der Natur, ihr Geist, er bleibt ewig der eine und selbige. Ihm zu Liebe legt sich Natur zu Grabe, ihm zu Liebe steht sie wieder auf. Der eine Geist waltet und lebt, und ach, in welchen lieblichen Wechseln! Die Jahreszeiten, die Monde, der Gestirne Kommen und Gehen, Tag und Nacht — Sieh hinaus, wie sie herrlich sich niedersenkt! Auf allen Höhen und Gipfeln brennen ihre Opferfeuer, der

Geschöpfe zahlloses Heer ruft und lobt, ein Lichtfest entzündet die bedürftige Natur in Dank und Freude. Sie verschwindet! Lebt wohl, wundervolle Strahlen, und daß ihr uns wieder zum Leben ruft, zum hellen, thätigen! — Gleich hebt der Mond sein goldnes Haupt." — „Ach Henriette," fuhr sie sich hereinwendend fort, „wer in den süßen, hehren Stimmungen dieser schöpferisch heilig glühenden Natur lebt, wer sie nur einmal recht lebendig erfahren, wie mag der etwas Fremdes, Ueberhebendes wünschen? Diese Unvollendung des Daseins in dem Triebe nach der Vollendung: das eben spricht uns an, beseelt, erfreut uns; unerfreulich, unempfindbar wäre uns ein anderer Zustand."

Sie trat zu der Schwester heran und sprach:

„Ist das anders in den anderen Sphären unseres Lebens? Das Streben, das Werden ist es ja, was uns eignet, verwickelt, spannt! Die ganze Menschengeschichte mag nur davon Zeugniß geben, wie sich der Geist der äußern und innern Natur zu bemächtigen strebt, um jene ewigen uns eingeborenen Formen der hohen Vernunft zu erfüllen. Wie des natürlichen, ist es des vernünftigen Wesens Drang und Zug, das göttliche Gebot zu verlebendigen: der Mensch will das Gute, das natürliche Geschöpf sinnliche Einheit! Welch ein wunderwürdiger Anblick, in dem großen Leben allüberall jenen Geist vertreten, bewundert, ihn herrschen zu sehen. Empfinde in einem Beispiele, was ich sage. Brauch' ich ihn Dir zu nennen? Wirkt der Stifter und Regent unserer Colonie so Großes doch, weil er ein würdiger, hochkräftiger Jüngling ist, der in seinen Unterthanen Willen und Fähigkeit antrifft, dem Geist des Ganzen ihr besonderes Wohlergehen daran zu geben. — Daß aber mit Neigung und Liebe das Geistwürdige geschehe, wird nicht die Geheimlehre des heiligen Menschen gepredigt, und hat sie nicht Gro-

ßes schon gewirkt? — Dann magst du auch den Anblick des geselligen und Familienlebens nicht scheuen: der Geist beider ist edel, selbstverleugnend groß. Daß er, wie die ganze Schöpfung, in dem überschwenglichen Gemüth allein vollkommen ist, wirklich aber nur bestrebt, mehr und mehr sich zu befreien und zu vergeistigen, siehe, darin sind wir mit Freuden befangen, es ist die Art und Weise unseres Daseins selbst."

Minna hielt ein, dann fuhr sie mit großer Herzlichkeit fort:

„Laß ab von dem selbstquälerischen Brüten, erhebe dich auf's Neue aus der unfruchtbaren Tiefe zu dem schönen Leben, schließe dich uns wieder an, deinem liebenswerthen, so ganz in dir aufgehenden Gatten! Ach, daß du *seit der unbegreiflichen*, innern Schickung, die du ein Erwachen aus dem Rausch heißest, die ganze geistige und natürliche Welt nur in einem Widerstreben wider den Zweck ihres Daseins begriffen wähnst, daß du glaubst, dieß Widerstreben sei eben ihr zerrissenes, unseliges Leben selbst: so freilich kannst du in ihrer Vernichtung nur, in der wirklichen Schöpfung einer neuen Welt das Heil hoffen! Doch irrst du, dieß dein Gefühl zerrüttet dich! Mir, die ich in dem Beifall des Weltengeistes lebe wie die ganze Creatur, mir, die ich in der himmlischen Musik, zu welcher die Schöpfung verduftet, mich auch befangen fühle und verklärt, wohnt der Geist des Trostes ein, des schönen Lebens, der seligen Hoffnung. Henriette, empfinde, liebe mich, ach gieb dich uns zurück."

„Liebes Mädchen," sagte Henriette erschöpft und reichte der schöneren Schwester die Hand dar, „du magst wohl reden und rathen, denn deine Seele weiß nichts von meiner Pein. Ich bin, die ich bin, und kann nicht wider mich." Sie stand auf und fuhr fort: „Weit gefehlt, daß ich das

wollte! Der Grund deiner Gefühlsweise ist die meine, die deinige die Oberfläche derselben! Du dürftest an der Seite eines Gatten, wie — Dieß sei! Glaube doch, die Natur meines Wesens bilden Worte nicht um, aber dein Wohlmeinen schätz' ich mir."

Marcellus trat ein.

9.

Der Geistliche wurde von den Damen mit allem geselligen Ceremoniel empfangen. Bevor er von dem Zweck seines Besuchs redete, machte er Umschweife. Diese waren den Frauen so interessant, spannen sich durch ihre Entgegnungen so aus, daß der Meldung von Hagen's sofortigem Auszug in den Krieg fast vergessen ward.

Von dem Eindruck voll, den des Grafen heutiges Benehmen auf ihn gemacht, erging sich Marcellus in eine Kritik des Charakters und der Handlungsweise dieses Jünglings.

„Ich glaub' es wohl," sagt' er, „er mag seine Jugend in seliger Innerlichkeit verlebt haben, denn Menschen von excentrischer Praxis zeichnen tiefe, geheimnißvolle Anlagen aus. Daß er dann aufgewacht, aus allen seinen Himmeln gestürzt in der wirklichen Welt just das Gegenbild der idealen vorgefunden, geht aus seinen überschwenglichen Anforderungen hervor, die er an Wissenschaft und Kunst gestellt. Sie sollten ihm die mystische Wahrheit, die mystische Schöne wiederschaffen, welche er scheiternd im Stoß auf das wirkliche Leben eingebüßt; sie die ersehnte Braut erobern, die persönliche Sühne und Einigung mit seinem Schöpfer! Beide jedoch bezaubern nur mit einer Erlösung, deren Wesen sie nicht in sich tragen: in ihrem Grunde aber einer Sehnsucht nach

Erfüllung sind sie heilig. Hieraus erklärt sich, warum er ihrer Uebung zwar nichts entgegenstellt, doch dieselbe *nicht* befördert. — Immer schlimm, wenn solche über den freilich eben so sehr irrenden als richt schreitenden Entwickelungsgang der Menschheit hinausringende Charaktere innerhalb der geschichtlichen Schranken zu ordnen, zu herrschen berufen sind."

Mit großer, beifälliger Verwunderung war Henriette diesen Worten Marcell's gefolgt. Nun sprach sie:

„Sie scheinen den Charakter des Grafen sehr innerlich und tief aufzufassen."

Im Begriff, etwas hinzuzusetzen, schwieg sie doch. Marcell, durch ihr Wort angefeuert, fuhr so fort:

„Auch um den Zustand der Kirche wird es nicht gut bestellt sein in einer Staatsgesellschaft, deren factisches Oberhaupt nicht zu einem Mitgliede derselben sich bekennt. Was scheint näher zu liegen, als daß dieser nach dem Höchsten trachtende Mensch in der heiligen Religion, in dem Christenthum Trost und Heil hätte finden müssen. Sie verspricht zu leisten, was er verlangt: die geistliche Wahrheit, das leibliche Gefühl der Gottheit."

Die Frauen blickten ihn fragend, verwundert an. Er sprach:

„Zwar glaubt er an den Geist des Christenthums, an einen Christus, nicht aber, daß derselbe in dem Jesus von Nazareth wirklich erschienen sei. So aber erringt er nicht den Stand der gläubigen Wahrheit, in der stolzen Erwartung beharrt er. Immer für sich, immer ohne Gemeinschaft muß er stolsch in einer selbstgeschaffenen Erhabenheit erstarren."

Lebhaft erwiederte Henriette:

„Ein selbstthätiger, bei den Urquellen forschender, von ihnen sich nährender Mensch unterliegt nicht dem gemeinen

Urtheil: nur aus sich selbst kann er erklärt und verstanden werden."

Marcell blickte die schöne Frau mit großen Augen an. Sie aber fuhr fort:

„Es werden nicht alle, die zu mir Herr Herr sagen, in das Himmelreich kommen!" „Er selbst, der Unerreichliche, der Einzige heischte eine lebendige Aneignung seines Worts! Ein ächter Zweifler ist ihm lieber als ein blödsinnig Glaubender."

„Zu richten steht nicht bei uns," entgegnete Marcellus ruhig. „Aber nimmermehr kann es gut stehen um einen Menschen, der so eigensinnig fühlt und denkt, daß er unter seinen Zeitgenossen keine Gemeinschaft findet."

„Ein einziger ihn begreifender Mensch ist ihm anstatt einer Welt," entgegnete Henriette.

„Schon recht," versetzte Marcell bezüglich, „und ich mag in unserm Falle es nicht weiter untersuchen, ob dieser Einzige sich finden möchte: meines Wissens hat er keinen Freund. Wer zweifelt, daß ein Mensch wie er die herrlichsten Herzenserfahrungen haben müsse, allein sie blieben sicher ein Reich des Innern: nur der Gläubige in dieses Wortes kühnster, körperlicher Bedeutung vermag die Welt liebend zu überwinden; alle, die in anderen Wegen dieß höchste Ziel zu erreichen hofften, waren Getäuschte, früh oder spät mußten sie erwachen. Er aber täuscht sich weder, noch setzt er die Möglichkeit, daß jener Glaube sei; in einer vornehmen, ungenügenden Einsamkeit verzehrt er sich, und diese seine schroffe Verschlossenheit kann nur mit der Ertödtung des Menschlichen in ihm endigen. — Wie anders, wenn der erschienene Christus sein Lebensprincip wäre."

„Es mag sein!" sprach Henriette eifernd. „Aber sind wir, die todten Bekenner dessen, der herzlich eines mit dem

Willen des Geschicks lebte, litt und starb, besser daran? Schlimmer! wir heucheln! An seinem Altare weihen wir uns zu Gatten, Freunden; doch weit entfernt, daß der Charakter unserer Bündnisse Leben zöge aus dem Leben des Vollendeten: wir lieben unsere Liebhaber, verehren unsere Verehrer, jedes sucht in dem andern, der Selbstische im Selbstischen die Befriedigung; im Grunde aber bilden wir uns nur ein, Andere zu lieben, ein Jeder liebt nur sich selbst, wird so enttäuscht und verzweifelt."

„Durch Reue zum Glauben," versetzte Marcell bedeutend, „nur durch die Hölle führt der Weg zum Himmel. Der Gläubige aber mag alles Menschliche sich aneignen, denn durch den Glauben ist er verklärt."

„Wer hat ihn, diesen Glauben," sprach Henriette; „das Angesicht der Wahrheit vermag der Mensch nicht zu schauen, er stürbe denn. Durch neue Irrthümer und Leidenschaften rettet sich der Verzweifelte! — Besser doch, wie dieser stolze Graf, der das Leben kennt und deßwegen mit ihm des besondern nicht anbindet."

„Auf den Menschen ist der Mensch gewiesen," erwiederte Marcellus; „einsam lebt kein Geschaffener."

„Er hat seinen Gott, seinen großen Beruf," sprach Henriette.

„Aber eine Tugend, die sich aus dem Glauben nicht herleitet, hat das Leben nicht in ihr," sagte Marcellus und fuhr fort: „Wenn er bisher nicht ohne Erfolg seinen besonderen Willen mit dem des Geschicks zu vereinen trachtete, um des gemeinen Besten willen großartig tugendhaft handelte; es kann geschehen, daß er in der Begeistrung großer Erfolge, wie er deren schon jetzt genießt, seinen Ruhm zum Mittelpunkt seiner Bestrebungen macht. Kein Abstractes taugt dem Menschen, er sehnet nach Leben. Alsdann dürf=

ten wir uns der Despotie eines höchst genialen Egoisten zu versehen haben."

„Sie sprechen von einem möglichen Fall," erwiederte Minna, „und freilich wollte Alexander göttlich verehrt werden. Wenn es indessen auch geschähe, daß dieser mächtige, hervorragende Jüngling einer an und für sich ja unselbstständigen, unfähigen Menge seinen Willen und Charakter zum Ursprung, zur Bestimmung ihrer Handlungen darböte und anbeföhle: nur das gemeine Wohl würde er wollen dürfen, und sein erhaben thätiger Egoismus behielte etwas Göttliches."

„Wie aber wäre es um ihn bestellt," gab Marcellus zur Antwort, „da vor dem Auge des Geistes und der Wahrheit die That nicht, sondern die Gesinnung erwogen wird und geprüft?"

„Es ist uns gesagt," antwortete Minna ernst, „wer nicht wider mich ist, der ist für mich, wer nicht zerstört, erbaut."

Der Geistliche stand auf, die Damen folgten. Mit Wehmuth und Verdruß sprach Marcell wohlmeinend:

„Wider meine gütige Erwartung find' ich in Ihnen Freundinnen eines Mannes, dessen Wege nach meiner Erkenntniß nahe am Verderben sind. Gott wolle, daß er nicht auch Sie" —

Ein ungewöhnliches Treiben und Lärmen auf der Gasse unterbrach die Stimme des unverstandenen Propheten. Die Frauen sahen auf die Straße hinab. Krieger der Colonie hatten sich in einzelnen Trupps versammelt und strebten dem Hause ihres Obersten zu, um sich hier zu einem Corps zu bilden. Bürger, Frauen, Kinder umgaben die wohlgerüsteten Haufen, und Kriegsmusik begleitete ihren Marsch. Minna kam den Eröffnungen Marcell's zuvor.

„Die stolzen Indianer rühren sich wieder?“ fragte sie; „der Graf sendet diese Truppen wider sie aus?“

„Die Feinde sind gesehen worden,“ entgegnete Marcellus schonend, „in schwachen Haufen umschwärmten sie die Colonie. Man beabsichtigt eine sogenannte Demonstration; zu einem wirklichen Kriegszug scheint der Anlaß nicht zureichend.“

„Unser Hausherr wird die Truppen führen?“ fragte Minna mit lebhafter Besorgniß.

„Er und Herr von Jarosczinski,“ versetzte Marcellus.

Henriette vernahm diese Nachricht mit einer sonderbaren Aufregung. Sie zürnte auf das Bitterste mit sich selbst, daß sie über ein Ereigniß nicht erschrak, welches ihren Gatten auf das Neue den augenscheinlichsten Gefahren aussetzte. In diesem Zorne über ihre Gleichgültigkeit empfing sie *ihn*, der eben zum Abschiede hereintrat, mit der liebkosenden, unruhigen Zärtlichkeit einer selbstvergessenen Braut. Nach den bisherigen Vorgängen dieses Empfanges nicht gewärtig überließ sich Hagen, ohne daß er die Motive desselben zu durchschauen vermochte, mit schwer zu beschreibenden Wallungen der momentan beseligenden Empfindung, daß ihm die Liebe seines Weibes wiedergeschenkt sei. Minna aber stand beiseit und sahe schwermüthig auf die Gruppe der Liebenden, denn sie verstand ihre Schwester.

10.

Doch war es nicht der Ton eines freien, hellen Glücks, mit welchem Hagen sein Geschick pries, das ihn nach langer Entbehrung wieder inne werden ließ: ein vertrautes Herz schlage ihm, seiner schönen und verehrten Gattin Herz. Seiner Frage, welches der Anlaß gewesen ihrer Umwandlung,

wich Henriette geflissentlich aus: er suchte sich dieselbe aus seiner jetzigen Stimmung zu beantworten. Mit unentwickeltem Bewußtsein sprach er:

„Mitten in der Fülle von Glück und Wohlergehen überfällt uns zu Zeiten ein düsteres Grauen: die schwarze Vorstellung, es sei doch nichts damit, Leben und Gestalt scheine doch nur, ein Träumen sei die Liebe, und falsch die Freundschaft; schattenhafte Gefühle beklemmen unsere Brust, und das neidende, öd' selige Geschick feiert über uns Lebenvolle seine Triumphe."

Des Jünglings Inneres, von dunkler Ahnung schwer, erwühlte sich; erschüttert rief er aus:

„Wessen Geist ist immer stark genug wider den Anfall der giftigen, tödtenden Melancholie — Ich soll von dir, Henriette, und mein Herz verzagt!"

„Ich sah dich nie wie itzt," sprach Henriette bänglich.

„Fortunens Schooßkinder," fuhr er fort, „die leichtsinnig Hinlebenden trifft das Schicksal der Schlachten selten. Solche nachdenkliche, schwere Gäste, wie ich zu meinem Wunder mich finde, die erliest es sich, die sind sein Ziel und Preis. Henriette, wärest du doch fremd geblieben und apathisch wie bisher. Aus dem vollen Leben scheidet sich schwer!"

„Was sprichst du auch!" entgegnete Henriette in einer Spannung, die so viel absichtliche, als unwillkürliche Theilnahme verrieth.

„Freilich!" sagt' er, „wer kann das ermessen, wer sieht nur eine Spanne seiner Zukunft, aber hier! hier!"

Er preßte die Hand auf Haupt und Herz und verstummte. Zerstört sprach Henriette:

„Muß ich dich mahnen, Bester; haben wir die Personen ausgetauscht? Erinnere dich!"

„Wohl!“ sagt' er und erhub sich. „Fall' ich, nicht unnütz werd' ich gelebt haben, ich starb in meinem Beruf.“

Wie unabsichtlich setzte er sogleich hinzu:

„Henriette, den Grafen fürchte!“

„Wie?“ fragte Henriette bestürzt.

„Die Trommel lärmt, ich muß hinweg!“ sagte Hagen ohne Antwort. „Minna, sei treu, verlasse mein Weib nicht! Mein Weib — dieses Wesen, das mich tausendmal an ewige Freuden erinnert, mit ewigen Gefühlen überströmt! Wie naht' ich dir, wie hab' ich mit dir gelebt, in welchem reichen, bewußtvoll schönen, ganz entfalteten Dasein! Weh, und so verworren, dumpf, unsäglich bewegt muß ich von dir! Wär's recht, belachen sollt' ich diese Ahnungen, allein ich bin ihr Raub. O sehr gewiß, es herrschen Geister in der Luft, in der Finsterniß des Todes: sie flüstern uns sinnraubende Weisen; wir verstehen sie nicht, doch wir wissen, daß das Unglück naht! So geschieht mir — ich muß fort. Ich bitt' euch, theilt meine Bangigkeit nicht, bleibt hell, klar und selbstbewußt. Ade! — Mein Weib!“

Mit einem Ausruf stürzte er der gänzlich verdunkelten Frau an den Hals. Ungestüm riß er sich von der Sprachlosen fort, Marcellus folgte ihm.

Henriette fand sich zuerst wieder. Sie hatte nur sympathetisch gelitten.

„Er hat Recht,“ sagte sie, „was soll uns das? Ist er nicht zehn, zwanzigmal gegangen, und wir blieben wir selbst; warum denn jetzt uns verlieren an unklare, nichtsbedeutende Wallungen? Dergleichen ist ein Lotteriespiel: einmal trifft es zu, und tausendmal irrt's! O ja, geht man darauf aus, von allen Punkten kann man in den Wahnsinn überspringen. Nichts davon! Gott nach seiner Weisheit schütze ihn

uns, er arbeitet in seinem Beruf. Komm, komm, dieß Aengstigen und Peinigen ziemt uns übel."

„Ja, komm, unter freien Himmel!" sprach Minna aufseufzend. Die Schwestern gingen mit einander.

11.

Der Graf trat aus dem Atrium seines großgeräumigen, im Bau durch Ruhe und Entschiedenheit sich auszeichnenden Wohnhauses unmittelbar von dem Hügel herab in die gewaltigen Anlagen ein, die er begonnen, um dem Urwalde vor ihm nach dem Gepräge seiner Phantasie, seines Willens Physiognomie zu leihen. Er selbst hatte den Plan zu dieser Arbeit entworfen, und es freute ihn, selbst die Ausführung desselben zu leiten. Schon war der Bau so weit vorgeschritten, daß der Beschauer mochte den riesigen, die höchsten Potenzen der Naturkraft wältigenden Menschengeist bewundern, der mit kleiner Hand in so kolossalen Zügen den verworrenen, blinden Massen vernünftige Beseelung, Ordnung und Licht mitgetheilt. Der bahnbrechenden Faust hatten Bäume, die aus der Urwelt zu stammen schienen, selbst Felsen, Wasser Raum geben müssen; die wildesten, ungestaltesten Massen und Gruppen waren in schönen und grotesk erhabenen Formen der Anschauung befreundet und nahe gebracht; wohlthuende Grenzen friedigten die in das Unermeßliche fortschreitenden Bildungen ein; ein Kunstwerk war im Entstehen, welches nicht minder durch die Gewalt seines Stoffs begeisterte, als es in den ersten, geistigen Formen befreite und erhub.

Friedrich durchschritt rufend, Rechenschaft fodernd, die Gänge des Parks, die Gruppen der Arbeiter. Er war er-

freut von dem Fortschritt seines Werks, er war zufrieden; die Arbeiter durften feiern. Mit Zuruf und Segenswunsch zogen sie in Schaaren grüßend an ihm vorüber, der Park ward still wie der Abend. Die Sonne senkte ab, Friedrich verweilte, seine Seele verlor sich in Licht und Glanz.

Auch der persönlichst strebende Mensch, der durch Erkenntniß und innern Drang der Nöthigung freiwillig folgen mag, sein Leben der Wahrheit zu weihen, wird wieder und wieder von der Poesie des Genusses gewältigt. Abgelenkt von der schweren, inhaltsvollen Arbeit der Durchbildung seiner geschichtlichen Existenz in Gott, der einzig wahrhaften Poesie, spricht er in dem Unbestimmten eine Seligkeit an, welcher keine Worte genugsam sind. Nicht aufhören *wird* der Naturdienst, der Dienst der Kunst vor der Vollendung der Dinge, in welcher die Freiheit selbst Bestimmtheit ist, die Wahrheit Gesinnung und Persönlichkeit. Seitdem Friedrich von dem höchsten, hienieden unerfüllbaren Drange abließ und sich nach einer großen Ab- und Einsicht seiner Zeit einreihte, mußte er auch der Natur- und Kunstandacht wieder Raum geben, welche an und für sich ohne Gehalt nur für die Aufnahme des heiligen Gutes befähigt. Er suchte sie nicht, aber er verschloß sich ihr nicht mehr. Denn jener heiligen Raserei, die weder das schlecht Individuelle der Natur leiden mag, noch ihre Alles in sich auflösende Seele, sondern einzig Wesen und Wahrheit in einer Welt ewiger Individuen empfindet und schaut, hatte er, wenn nicht entsagt, sie doch gemäßigt.

Kilian Frech, sein stäter Begleiter, sahe ihn von innerer Selbstthätigkeit in dem Glück einer überschwenglich sehnsuchtsvollen Stimmung gleichsam ausruhen: gleich dünkte ihm der Augenblick geeignet, seiner Suada den Zügel zu lassen. Das

Gemüth des Grafen in feinen Nüancen empfindbar berührend sprach er:

„Ich wünschte, die Europäer sähen das Schauspiel dieses Sonnenuntergangs — die würden Augen machen! Wie gehet in das Große hier Natur und Leben! Ja, Sonne und Sonne ist unterschiedlich: von dieser Reinheit, von dieser Ueberschwenglichkeit und begeisternden Kraft des Lichts haben jene kaum eine Vorstellung; daher verstehen sie auch die Poesie ihrer Bibel schlecht genug. Welch eine tief durchsichtige, wunderbar glänzende Bläue, dieser warme, köstliche Himmel! Pah! nur den Baum da sollten sie sehen, vorzüglich die gemüthskalten, herzensgraufarbigen Nordländer! Wie er so dasteht in seiner hundertjährigen Pracht, mit seinen breiten, dicken Blättern sich in dem Abendroth singend wiegt, den Gipfel nach dem Himmel wirft und die Wundermacht seines Gottes lobt! Ich wollte die Trunkenen bei den Händen fassen, ich wollte sie führen und rufen: seht! Und die Seen, Felsen, Stauden, Gewächse, das Schlingwerk, die Glockenblumen, die unabsehlichen, einsamen Landstrecken: die redeten ihre gar vernehmliche, erhabene, liebliche Sprache. Ach, ach! Und schauten sie dann diese schnell sich herbreitenden Gold- und Silberschleier, wie sie das Land überwogen, die wallenden Gewande der Gottheit: das sind Farben, rief ich, die glühen! wie sie in einander schmelzen, wie sie sanft sind und von dieser innern Kraft und feuervollen Beseelung!"

Der Graf wendete sich und ging wieder.

„Es erwehre sich, wer mag, des köstlichen Gedankens," fuhr der Journalist ihm folgend fort; „mich heben Vorstellungen, ich werde von Anschauungen getragen! Dieß unabsehlich weit und weiter sich hinauserstreckende, überströmend fruchtreiche Land denk' ich mir bebaut, bewohnt, genossen

und gepriesen. Ha, des abenteuerlichen Marco Polo Phantasien, des phantastischen Columbus Erwartungen von diesem Lande müssen zu gering befunden werden gegen eine solche Wirklichkeit! Quinsay mit seinen sechsmalhunderttausend Familien, goldgedeckten Palästen und tausend in die Wolken schwingenden Brücken, das Perlenland Cathay, beherrscht von zwanzig mächtigen Königen, die alle dem Großkhan im Osten schatzen, dieser selbst in seinem märchenhaft gewaltigen, von Schätzen, Genüssen und Herrlichkeiten überfließenden Land und Reich: nicht erreichen mag eine zum Wahnsinn verwegene Phantasie die Gestalt der Dinge, welche hier sich bilden wird, wenn dieses ungeheure Land den auserschaffenden Kräften seiner Natur gemäß von bildenden Völkern wird in Besitz genommen sein! Was, pilgern nicht schon jetzt die Europäer zu uns herüber, und werden sie nicht sämmtlich ihr altes, morsches, verwittertes Gebäude, das Marterloch der Angst und Arbeit verlassen wollen und sich herüberflüchten in ein Reich der Jugend, der Hoffnung, des Genusses? Wird dieß in dem reinsten Silber strahlende Mondlicht, und diese Sterne, die ein jeglicher hell glänzen wie jenseit der Mond, werden sie es nicht mit Augen sehen, daß mein mächtiger Graf Völker regiert, die sich mit seinem Namen nennen, von seinem Namen ihren Ruhm und ihre Begeisterung herleiten? Ha, unserer Zukunft!!"

Der Graf, welcher bisher halb hinzuhören schien, versetzte immer fortschreitend trotz seinem Wort geschmeichelt:

„Kilian Frech fühlt nicht, daß er durch seine übertriebene Phantasien eine vielleicht herrliche Zukunft ironisirt und dasjenige erdrückt, was geleistet ist und noch zu leisten steht."

„Mein Herr Graf verzeihe!" erwiederte Frech gewandt, „wenn sich die simple Beschreibung dieser Natur wie die Poesie eines Visionärs liest, so darf die Darstellung des

Factums einer hier civilisirten Menschenwelt die Farbe des Unmöglichen charakterisiren. Bei durchaus besonnenen Kräften wag' ich die Behauptung, daß meine Malerei nicht schmeichle. Wie, oder ist das Licht, dem wir folgten und folgen, einem Meteor zu vergleichen, einem fallenden Stern, wie sie eben itzt zu hunderten um uns fallen, einem Cometen, diesem wilden, ungezüchtigten verlorenen Sohn des Himmels? Nein, unser Regent bei der schwindelndsten, abnormsten Laufbahn ist in seinem Gange bestimmt, wie der Lauf planetarischer Welten, er läßt eine untrügliche Berechnung zu, wir dürfen seine und unsere Zukunft mit Sicherheit ermessen. Schon jetzt ist der Bau unserer Gesellschaft in seiner ganzen Gliederung bestimmt, eine gesetzliche Circulation durchwallt diesen kunstvollen Körper. Die Vernunft hat ihr Panier errichtet in der lebendigen Wirthschaft unseres trefflichen Haushalts: seine Fortschritte sind zusammenhängend, stätig, und kein Glied behauptet eine undauernde, verbrecherische Selbstständigkeit. So denn, wie ich die Gestalt dieses Himmels kenne, die Gleichförmigkeit seiner Bewegung, mag ich die Zeichen auch unserer Zeit deuten; denn die Vernunft ist es, die den Propheten macht."

Unter diesen gern vernommenen Worten war der Graf, ohne auf den Weg zu achten, mit einer schmeichelnden Perspective beschäftigt, über die Grenzen seines Parks tief in den Urwald hinausgeschritten; unter währendem Geschwätz folgte ihm der Diener. Plötzlich, unfern eines Bassins, hielt Friedrich ungestüm seinen Gang auf. Mit der Geberde des lebhaftesten, eines wonnevollen Erstaunens fuhr er mit der rechten Hand zur Stirn und stand vor sich hinausblickend wie eingewurzelt. Seine ganze Seele trat in diese von Wohlgefallen strahlende Augen; daß er nichts verliere, daß er in den Anblick aufgehe, schien sein Odem selbst ihm

zu laut, zu störend zu sein. Der Journalist stand gleichfalls still beiseit; ohne sich zu rühren, blickt' er mit behaglicher Ironie bald den Grafen an, bald die Gruppe, welche diesen so entzücken nnd außer sich selbst setzen sollte.

Minna war dem von Balsamstauden umkränzten Bassin schon entstiegen. Ein weites Gewand umflatterte ihre jungfräuliche Gestalt. Noch floß ihr Haar ungenestelt herab, aber sie war daran, ihrem schlanken Wuchs den Gürtel zu umgeben. Das Grün des Ufers schmiegte elastisch um ihre nackten Füße; sie stand in dem Schatten eines riesigen Schilfgewächses.

In der ungewissen Helle des Mondenlichts, das durch Blätter und Zweige in zerstreuten Strahlen den Teich überglänzte, tauchte Henriette aus dem plätschernden Bassin auf. Nur den Moment sahe sie Friedrich nackt: augenblicklich überwarf sie das dargereichte Gewand ihrem sich einschmiegenden, mattglänzenden Leibe.

Minna hatte der Graf nur flüchtig wahrgenommen. Henriettens Anblick verschlang sein Gemüth.

„O Paris, Paris!" flüsterte Frech, „scharfsinnigster, verbuhltester aller Prinzen, hier hätte dein Witz Banquerott gemacht. Die eine mehr als Diana, die andere Cypris selbst, Lilie und Rose, Schauspiel für Götter — theile deinen Apfel, guter Paris."

Die Damen waren schnell bekleidet; sie schienen sich zu unterreden, dann nahmen sie, von einer Dienerin geführt, die Richtung nach dem Park.

Friedrich blieb in seiner Stellung, noch schien er nicht zu sich selbst gekommen, aber sein Arm war herabgesunken.

„Daß uns doch," sprach Kilian und sahe den Frauen unverwandt nach, „wenn uns so recht naturwahr zu Muthe wird, der alte Homeros immer nahe ist. Wandeln sie nicht

über den grünen Plan dahin wie Here und Pallas selbst: mit dem Wort des Dichters zu reden, wie zwei Täubchen?"

Nach einem Stillschweigen schien sich der sprachlose Graf mit plötzlichem Entschluß aus den schönen, herrlichen, ihm wunderbaren Gefühlen, in welchen er geschwelgt, loszureißen; ohne ein Wort folgte er entschiedenen, gemäßigten Ganges den Damen. Zögernd ging ihm der Diener nach und lachte kalt satirisch vor sich hin, als er in der Kürze den stolzen Grafen mit den Frauen in ein Gespräch verflochten sah.

12.

Henriette und Minna verließen in der Absicht Saal und Haus, um von den ungestalten Ahnungen, mit denen Hagen sie überschüttet, von der eigenen, unverstandenen, sie ängstigenden Tiefe an der Brust der Natur zu genesen. Im Verfolg ihres Ganges erreichten sie das Bassin, welches so abgeschlossen und der Colonie entfernt sie öfter schon zum Bade eingeladen hatte. Sie überließen ohne Fragens ihre matten Glieder der labenden, stärkenden Fluth. Nachdem sie gebadet, wollte Henriettte zurück, allein Minna verlangte die Fortsetzung des Spaziergangs, weil sie die Schwester sowohl als auch sich selbst durch denselben hell und beruhigt fühlte. Sie gingen, wie vordem schon öfter, von ihrem Mädchen geleitet, zu dem neuen Park, dessen Anlage einer der interessantesten Gegenstände war für das Gespräch der ganzen Colonie.

Der Graf mochte die Frauen schon früher in den wenigen, geselligen Zusammenkünften, die er durch seine Gegenwart erfreut hatte, flüchtig gesehen haben, aber er erinnerte sich dessen nicht: für die Töchter irgend eines der Ansiedler,

die vor Kurzem von Europa herübergebürgert waren, hielt er sie. Eigentlich hatte er keine feste Vorstellung der Art. Es lag, hauptsächlich vor dieser Zeit, ganz in seinem Charakter, daß er, von seinen überhäuften, fassenden Interessen voll, Individualitäten übersah oder auf die Kenntniß ihrer gemeinen Lebensverhältnisse kein Gewicht legte.

So im Betreff seiner äußeren Stellung nahte er den Frauen. Sie waren von seiner Begegnung überrascht und mußten sich einem Manne gegenüber anfangs zusammennehmen, der durch seine schroffe, einsame Haltung zwar Ehrfurcht genoß, aber kein geselliges Zutrauen.

An Henriettens Seite, denn nur sie sah und empfand er, beseelt von dem allgewaltig erwachten Triebe nach Mittheilung und Verständniß ließ der Graf den *Reichthum* seines Innern so weit sich entfalten, als Henriette ihm sympathetisch folgend erwiedern konnte. Doch blieb der gesprächliche Contract beider, von der Gegenwart der Dritten beherrscht, wesentlich conventionell. Henriette aber ward es zum ersten Male inne, von welchem befreienden und erhebenden Charakter der Umgang mit einem Manne sei, welcher das Weltgeheimniß verstehe und genieße. Erklärt, in einer Weise, die dem Entzücken nahe kam, über sich hinausgetragen fand sie sich durch ihn; befreit, erhoben athmete ihre Seele, sie durfte ganz sie selbst sein, ja sie schien sich mehr zu sein, als sie wirklich war.

Der Graf geleitete die Damen zu den Punkten der neuen Anlage, von welchen aus am überraschendsten mit den bestimmtesten Umrissen die Idee derselben und deren local originelle Ausführung in die Augen sprang. Er erklärte, was noch geschehen müsse, wie sich die Gestalt des Ganzen darstellen werde, und hatte die Freude, mit innerer Auffassung und selbstthätiger Anschauungskraft gehört zu werden.

Der Gegenstand des Gesprächs ward größer genommen: von dem Charakter der Natur und des Landes, in welches sie gepilgert, war Frage. Man verglich dasselbe antithetisch mit Europa. Witz und Scharfsinn in Auffindung von Aehnlichkeiten und Unterscheidung derselben hatten ihr verlebendigendes, geistvolles Spiel. Man erging sich, voll Lobes dieser in einem Ueberfluß von großartigen, lieblichen Formen, von tiefen, wechselnden, brennenden Farben prangenden Welt, voll Rühmens eines Himmels, „dessen durchsichtige, warme Tiefen von den Lichtern, groß und klein, mit dem überschwenglichsten Glanz durchleuchtet, von dem Brillantfeuer der Meteore fremd ausgeziert werde und köstlich geschmückt:" begeistert erging man sich von solchen Bildern voll in Anschauungen der Natur im Großen, und gleich war man in dem Gebiete des Geistes selbst, des Innern, in dem Gefühl des Geheimnißstandes der Welt.

„Es kann nichts Erhabeneres erfunden werden," sprach der Graf, „nichts Süßeres und Heiligeres als diese Gestalt einer lichtüberströmenden, in dem Spiel und Wechsel unendlicher, reizender Formen immer neuen und jungen Welt. Allein wir fühlen und wissen es, daß sie nicht die eigene Gestalt ist der schaffenden Kraft: sie verhüllt die verborgene Himmelsgluth, aber sie offenbart sie nicht."

Henriette schmiegte schüchtern ein, sie fühlte sich geheimnißvoll berührt, aber sie erwiederte nicht mit dem Wort. Gespannt horchte sie auf, Friedrich redete wieder: Wollustschauer überflogen ihren quellend rosenschönen Leib, denn seine Worte athmeten Sympathie.

„Ist denn die erscheinende Natur etwas Anderes," sagt' er, „als das gestaltenreiche Motiv für die Wollust ihres wesentlichen Daseins? Der Lebensgeist aller Geschaffenen, was wäre er, wenn nicht der Schein des Widerstrebens wider den

Tod der Wollust, in Wahrheit aber die unerfüllte Sehnsucht nach diesem Tode? Hassend sich selbst zu erhalten und liebend in dem Andern aufzugehen, das ist der Erscheinungsgrund aller Creatur! Jedoch der gespannte, unwahre Zustand dieser Existenz muß sich rächen durch den Tod, und die Liebe triumphirt! Daß die Seele ihres Siegs den neuen, den siderischen Leib gewänne, daß der süße Tod die Gestalt des neuen Lebens annähme, daß das wahre Schöne offenbar würde!"

Friedrich sah Henriettens Wangen sich höher färben, ihre Augen von der Gluth verklärt; in der hehrsten Wallung rief er aus:

„Haben wir die Schönheit doch, das schöne Gefühl, die lebenvolle Gestalt. O immerhin! mögen sie das *Leben*, das über uns geht, nur weissagen, in ihnen ist der Gott nahe, wir fühlen ihn, und eine Erfüllung ist die Sehnsucht auch."

Henriette, aus der süßesten Verwirrung sich absichtlich wiederfindend, entgegnete schüchtern, ableitend:

„Gewiß, Natur kann nur diese sein. Mit ihrer eigenen Erscheinung wäre die Zeit erfüllt und die neue Welt an das Licht gebracht."

„Ach," setzte die melancholische liebliche Frau hinzu, „daß wir so oft in unserem Tiefsten gedrungen sind, uns der *schönen* Welt zu überheben: diese Zustände sind entrückend, tödtlich!"

„Wenn sie Liebe sind — Leben selbst!" versetzte der Graf mit inbrünstigem Geist. Henriette zitterte. „Liebe ist Verrath an dem Geschöpf, ist Geschick, ist Wahnsinn! Der Schreck über ihren Raub ward zum Schöpfer dieser Welt! Die erweichend durchdringende Ueberhebung dieser *Welt* ist Freiheit, Seligkeit, ist Liebe."

Der Graf hielt ein in dem Gefühl, nicht die Verwegenheit seiner Worte sowohl, als das innerliche Ergreifen ihrer

Individualität erschrecke das holde Weib. Ein Stillschweigen entstand. Dann lenkte er wieder ein.

„Die alten Völker," sagt' er, „waren darin tief, daß sie bei allem ernsten Nachdenken die sittliche und natürliche Welt mit einander verglichen. Das Endgeschick beider ist dasselbe, nur daß in dieser nach der sinnlichen Vollendung, dort nach der Güte gerungen wird. Auch unsere Gesinnung und That wie unser Wissen und Bilden ist die Entfaltung nur zu einem Dasein, welches allein dessen Theil sein kann, der dem siderischen Leibe einwohnt. Unsere Erkenntniß und Tugend ist auch Motiv nur für die geistig sittliche Vollendung, welche nicht sein kann auf Erden. Allein wenn uns auch hier kein Sein gegeben worden als in der unfähigen Entzückung, in der Ekstasie der Andacht: das Streben und Wirken ist an uns! — So mögen Tugend und das schöne Gefühl der Erscheinung in einem abgeleiteten, unvollendeten Dasein des Genusses und edler Hoffnung uns halten, beseelen; jene furchtbar göttliche Raserei nach der freien Welt ewiger Individuen, uns in Wahnsinn oder Tod zerstörend, müsse auf Erden uns über unsere Sinne nicht hinausjagen! Einmal aber, ja o Gott, einmal wird es geschehen; wenn wir unsere Bestimmung erfüllt und Herrn geworden der uns noch ganz beherrschenden äußern und innern Natur, wenn der Geist sich befreit hat aus der Dienstbarkeit des Stoffes und waltet in seinem Hause Sieger und Regent, dann wird die Wahrheit erscheinen, das Reich der Liebe beginnt, die neue Erde und der neue Himmel ist, wir haben die Heimath wieder!"

Mit dem schönen Erstaunen eines Gemüths, welches sich aus einem nächtlichen Labyrinth dunkler Ahnungen, unverstandener Wünsche durch ein mächtiges Lösungswort in das erheiternde Licht einer durchdringenden und beruhigenden Ein-

sicht versetzt fühlt, vernahm die unstätt von einem wogenden Geistesleben umhergetriebene Henriette des Grafen tief gedachte, sehr zusammenhängende Weltansicht. Zum ersten Male itzt durchleuchtete sie das Besinnen wie ein Blitz, daß sie für diesen Jüngling ihres Verständnisses und Wohlgefallens Regungen empfände, die sie in dieser Innerlichkeit und Tiefe noch nicht gekannt. Sie erwiederte nichts Eigenes, konnte es sich aber nicht versagen, seinem fragend beseelten Auge mit freudiger Zustimmung zu begegnen. Die Verfassung Friedrich's drohte seine absichtliche Haltung zu vernichten. Gleich sanken vor der verlangenden Gewalt seines Blicks ihre Augen nieder, sie erröthete ganz. In diesem Augenblick ertönte durch die wunderbar stille Nacht Hörnerklang, Kriegsmusik.

„Mein Gatte!" rief Henriette unwillkürlich aus.

Auf dieß Wort entstellten sich des Grafen Züge zum Häßlichen.

„Wie?" fragte er groß, und ein furchtbarer Trotz lag in dem Ton dieser Frage. Er verstummte blaß.

Henriette vermochte nicht gleich zu antworten. Absichtlich conversationell und leicht nahm Minna das Wort:

„Wir haben Ihnen Dank, Herr Graf," sagte sie. „Uns ward das seltene Glück Ihrer Theilnahme. Die Gattin und Schwägerin Hagen's werden beneidet und gepriesen werden, wenn man in der Colonie vernimmt, daß sie während einer schönen Stunde den Umgang genossen des hohen Grafen, den Alle verehren und kennen möchten."

Friedrich nahm sich zusammen. Er sagte etwas Freundliches und kam dem Abschiede der Frauen zuvor. Bis zum nahen Saume des Parks geleitete er sie und entließ sie hier höflich, scheinbar gelassen.

13.

Als Friedrich sich allein sah, überließ er sich dem Ungestüm einer Leidenschaft, an welche kein Wort reicht.

Zu viele Umstände wirkten zusammen, um sein Gefühl auf eine solche Höhe zu steigern. Zu ihnen gehört vor allen die lange Entbehrung, in welcher sein Herz geschmachtet. Wie alle begabte Menschen im höchsten Grade der Leidenschaft der Liebe und Freundschaft fähig lebte Friedrich doch zu rasch. In seiner zartesten Jugend durchlief er das Stadium der Herzenserfahrungen, von welchen Andere Zeit ihres Lebens sich nähren. Als Knabe hatte er bis zur Raserei geliebt, das Gut der Freundschaft in allen schwärmerischen Gefühlsnüancen ausgekostet. Da er sich nun besann, im Besinnen zerfiel, die Menschheit, sich selber zu suchen gedrungen ward, zerriß der Faden seines Lebens. Auf das Neue mußte sich derselbe anspinnen, wenn er anders am Leben erhalten bleiben sollte. Bei den Gefühlen seiner Kindheit mochte und konnte er nicht betteln, ihre Verirrung auf vorübergehende Gegenstände war ihm eine Erlösung gewesen, diese Verirrung aber ängstigte und entsetzte ihn nun. Er warf sich in die Bahnen des Geistes und lebte so. In dieser Verleugnung seiner Natur konnte er als Mensch nicht beharren, ihr Herz war ihm wieder aufgegangen, und zwar in der dem lebenvollen Menschen einzig eigenen Weise, in der Liebe des Gegenstandes: er hatte die Thränen wieder, das innige Verständniß der Natur, die seligtrunkene Lebensseele des sterblichen Menschen. — Dieß sein Schwanken zwischen Geist und Natur, deren völlige Sühne zu vollbringen ihm nimmermehr gelingen konnte, begründet sich in dem Wesen selbst des irdischen Daseins. Welcher Mensch

ward einer absoluten Erlösung gewürdigt! Friedrich ersehnte dieselbe, und diese Sehnsucht war die Wahrheit seines Lebens; allein weil nur Sehnsucht, erhob sie ihn nicht in den Zustand wirklicher Einheit und Vollendung, er war und blieb ein Sohn des Irrthums und der Leidenschaft. Ueberdieß ward seine unter allen Umständen nothwendige Zerrissenheit dadurch unendlich erhöht, daß er Jesum nicht bekannte, daß er der Christ: er hatte nicht Demuth. — Ein Unglück freilich, daß ein Wesen sein Herz wieder geweckt, welches ihm das Gesetz weigerte. Stolz und gnadenlos wie er lebte, konnte er dieß Unglück ein Mittel sich nicht werden lassen für die Züchtigung und Nahrung seines verborgenen Menschen, er verglich sich dem Schicksal selbst. In dieser irrigen Gefühlsweise hatte er alle Ursache mit demselben zu rechten, da es ihn mit einem Unglück überdrang, dessen Vernünftigkeit er von seinem Standpunkte nicht erkennen, nicht gelten lassen konnte.

Auch Henriettens Verständniß von ihm war ein Motiv seiner großen Exaltation. Er, der von allen Unbegriffene, nur sich selbst Klare, den die blos poetisch oder blos philosophisch organisirten Menschen für einen gestaltlosen, in eine dunkle Wahrheit eingehüllten Mystiker verschrieen, den die biblisch christlichen Menschen nicht für ihresgleichen anerkennen konnten: hier findet er in einem zarten, weiblichen Gemüth die Echo des Rufs seiner Menschheit!

Alle Motive aber seiner Leidenschaft verloren sich in den Urgrund seiner Liebe selbst, die in ihrem genialen, räthselhaften Eigensinn keine Einsicht zuläßt. Zu solchem seine ganze Natur verschlingenden Feuer fermentirte sie sich, weil er in dieser Disposition, von dieser himmelschönen Nacht begeistert und gestimmt, Henriette, so wie er sie sah, zum ersten Male gesehen. Das Bild zerstörte seine Sinne! Die

zitternden Lichter des Mondes umgaukelten ihn wieder; in der grünen Nacht hört' er das leise Wellengeräusch: eine Nereide, Thetis — er sieht sie! Das kindliche Antlitz, das gelbe, ringelnde Haar, die glänzende, feuchte Schulter! die wallende Fluth ihres Leibes Gewand — sie taucht auf! Es wird Nacht vor seinen Augen; er fragt, ob er das gesehen; Inbrunst erwühlt sein Mark, er kennt sich selbst nicht mehr.

Friedrich sprang auf von dem Sitz, auf welchen er seiner nicht Herr, keiner Ueberlegung fähig hingesunken. Er suchte Fassung. Er erwog, daß Henriettens Bild wesentlich den Eindruck einer Leidenden auf ihn gemacht.

„Sie ist verschleudert," rief er aus. „Nach mir hängt ihre Seele, mich liebt sie, sie liebt zum ersten Mal! — Wie, soll ich der Narr sein, mich einer Verkettung von Umständen zu unterwerfen, die sinnlos ist? Was macht das Schicksal lebendig als die Einheit seiner Fügung mit meinem vernünftigen Willen? Einer todten Uebermacht unterwerf' ich mich nicht! Unvernünftig ist's, daß dieß in heiliger Unruhe tiefe Geschöpf an Seiten eines empfindsamen, unwahr beruhigten Häuslers ihre Tage soll himschmachten müssen, verlassen, sich gestaltlos verzehrend! Einen Verrath an Natur und Menschheit übt' ich, wofern ich mich selbst wollte fallen lassen um des Gebotes einer Pflicht willen, die die Vernunft nicht begreift und das Herz nicht faßt. Nein, ihr Sterne, ich habe sie mein empfunden, mein Weib ist sie schon jetzt! Zerstören mag euer öder Richterspruch liebend wallende Herzen, den lebendigen Göttertrotz ihres Daseins brecht ihr nicht!"

Wahr in seinem Sinne; allein Friedrich war von Leidenschaft verblendet. Trüglich und veränderlich sind die Neigungen des Menschenherzens. Daher entbehrte sein Trotz allen Grundes; das Schicksal hat überall, so auch hier Recht.

Von Natur dringend, stürmisch, tobend, nur durch einen geschäftigen, wohlgeübten Willen in der vernünftigen Fassung von Geschichte und Leben, sann Friedrich, auch itzt über die süßen, hehren Motive der Liebe gleich hinausschreitend, Plane, wie er Henrietten besitzen, einzig besitzen könne.

„Wie Weiber sind, aus Zartgefühl, Mitleiden, Gewissensfurcht wird sie den Gatten nicht aufgeben wollen. Und wenn sie ihn aufgiebt, ich kann der blödsinnigen Welt ein Aergerniß nicht geben. Machthaber untergruben ihr Ansehen und stürzten nicht selten, weil sie der öffentlichen Sitt' und Meinung zu spotten geschienen."

Weit weg warf er den Gedanken eines sträflichen Verhältnisses, denn sich mußte er sie eignen, und sein wildflammendes Gemüth verfluchte den, der an ihrem Liebreiz Theil haben sollte außer ihm. — Da er so rathlos überlegend dastand, fuhr es ihm zu Sinn, es machte ihn toll, daß er nicht abzusehen im Stande war, auf welche Weise er das Hinderniß, welches sich zwischen ihn und seine Liebe gelegt, übersteigen werde. Verwöhnt seit Jahren, seinen mächtigen Willen durchzusetzen, widerstand ihm hier, wo seine Leidenschaft zuschlug, ein unbesiegliches Etwas — Er stampfte mit dem Fuß, er gerieth außer sich, seine Augen rollten, dämonisch, frech zum Entsetzen wurden seine Züge.

„Das Hinderniß hinweggeräumt!" knirschte er, „Gewalt!" Er schien im Begriff, seinem bösen Engel zu rufen. — Jarosczinski stand vor ihm. Wie der Blitz fuhr ein rettender Gedanke durch die Nacht seines Innern. Er hatte sich wieder; gefaßt ließ er sich mit dem Slaven ein.

14.

Es war des Grafen Brauch, die zum Aufbruch bereit stehenden Krieger kurz vor ihrem jedesmaligen Auszug, ob er ihn nun mit unternahm oder nicht, zu mustern, durch seinen Charakter, seine Willensmacht kräftigend auf sie einzuwirken. Auf die Frage des Jarosczinski verneinte er für dasmal die Erfüllung dieser Maaßregel. Zwar erstaunt über die Art des Empfangs von Seiten Friedrich's, doch durchaus militairisch geschult, unterfing sich der Pole keiner weitern Frage, wandte um und wollte gehen. Der Graf fragte, er stand wieder.

„Haben Sie keine weitere Nachricht von der dießmaligen Anzahl unserer Feinde," sagte, ohne aufzublicken, Friedrich; „wird die Affaire blutig ausfallen?"

„Ich selbst wagte mich mit einem Cadre hinaus," sprach der Officier, „ward aber nach kaum tausend Schritten durch einen Pfeilregen gezwungen, mich zurückzuziehen. Ich vermuthe, daß nach der Seite hin wenige Bäume und Büsche sein werden, hinter welchen nicht eine Rothhaut steckt. Treulose, verstockte, faule Halbmenschen, die aller Zucht zu niedrig sind! Unser Blei soll mit ihren Knochen Bekanntschaft machen! Dießmal, Herr Graf, suchen wir sie in ihren Schlupfwinkeln und Verschanzungen auf; sie dürfen uns schlechterdings nicht wieder so nahe auf den Leib."

„Ich lobe gänzlich Ihre Absicht, mit Ernst die Indianer von unserem Feuerherd zu halten," entgegnete der Graf.

Er verstummte, blickte auf und sahe Jarosczinski glühend, unsicher an.

„Mein Herr Graf?" sprach der Pole betroffen, voll Erwartung, was es gäbe.

Friedrich sah weg. Mit erzwungener Fassung sagt' er: „Hagen begleitet Sie! Ich mag ihn nicht, den *eingeschränkten*, geistlosen, alltäglichen Gesellen!"

„Er ist ein braver Officier," sprach Jarosczinski.

Friedrich schwieg, er schritt auf und ab; Jarosczinski harrte.

„Herr von Jarosczinski," redete er heraus, „haben Sie ein Ohr für meine Mittheilung, können Sie mich vernehmen?"

Jarosczinski erwiederte:

„Ich habe meinen Gedanken nicht Sprache geben wollen, aber, mein Herr Graf, ich sah sie niemals so bewegt!"

„Wie bewegt," versetzte der Graf rasch.

„Zwischen Entschluß und That schwankend," entgegnete der Officier fest. „Sie quält etwas, das in die *Welt will*, und Sie lassen es dem Ding nicht zu."

„Jarosczinski," unterbrach ihn Friedrich, „Ihr Vaterland stieß Sie aus, Sie waren am Bettelstab, und — Sie wissen es, nicht nach Dank geizen meine Handlungen, aber bei Ihnen möcht' ich den Anspruch des Dankes versuchen."

„Befehlen Sie über mich!" entgegnete der Pole mit Feuer.

Friedrich ließ augenblicks von ihm ab: er fühlte, daß der Mann nur das Edelste von ihm erwarte. Wüthend stampft' er den Boden und rief:

„Hab' ich denn keinen Freund!"

Nun merkte Jarosczinski Unheil. Er erinnerte sich manchen Gesprächs mit Marcellus: plötzlich stand der mächtige Regent vor ihm, er hatte zu dem Menschen das Vertrauen eingebüßt.

„Wer durfte es wagen," rief er aus, „was konnte groß genug sein, Ihr uns allen theures, wichtiges Dasein zu stören, zu verwirren, zu zerrütten selbst? Nennen Sie mir das Heilmittel, dessen Sie bedürfen; schafft es Jemand her, so bin ich's."

„Und wenn die Höllenküche nur die Arzenei herausgäbe?“ fragte Friedrich.

Der Pole überlegte. Nach einem Besinnen sprach er:

„Entweder, oder! eine weise Distinction der Schule; allein zwischen beidem liegt und wühlt und arbeitet die ganze Welt.“

„Nicht anders!“ sprach Friedrich. „Es giebt Conflicte, die ohne den Angriff auf das Geschick oder die sklavischste Unterwerfung nicht gelöst werden können. Ich wehre mich, das ist das Loos aller Creatur, mag er zusehen. Die Frage stellt sich so: er oder ich!“

„Wenn jedoch über Nacht besserer Rath käme?“ versetzte Jarosczinski bedeutend. „Ich sehe Sie sehr aufgestürmt, Herr Graf, etwas Fremdes ist Ihnen begegnet: werden Sie im Gleichgewicht Ihrer Kräfte urtheilen und empfinden wie nun?“

„Von einem ewigen Feuer brenn' ich,“ erwiederte der Graf. „Diese Leidenschaft muß mich verderben oder beseligen. Thor, der ich wähle! Ich will entschieden haben; einem unverstandenen Geschick will ich nicht erliegen, Vernunft und Herz zeugen mir; wo ich stehe, findet kein Zweiter Raum und“ — entschlossen, furchtbar kalt setzte er hinzu — „genug des Redens: Hagen muß fallen!“

Ernst erwiederte Jarosczinski:

„Wessen versehen Sie Sich zu mir?“

„Zum liebsten räng' ich mit ihm,“ sprach Friedrich; „aber an dieß Spiel, an diese Art seines Untergangs setzt' ich meine Zukunft! Die Moral gemeiner Menschen erträgt den Affect nicht, wie er mir in den Adern wühlt; würd' er laut, er untergrübe meine Herrschaft. Hagen muß fallen, ein anscheinender Zufall verhülle die Absichtlichkeit der That.“

„Sollt' ich verstehen?" sprach der Pole über seinen Einfall selbst erschreckt.

„Verstehen Sie mich?" fragte Friedrich graß.

Nach einem Stillschweigen antwortete der Andere mit Entschiedenheit:

„Wahrscheinlich stürmen wir die Verschanzungen der Wilden. In die äußerste Gefahr will ich ihn anstellen: vielmehr," setzte er mit Energie hinzu, „ich will ihn neben mich stellen! So entscheide das Geschick! Mehr versprech' ich nicht."

„Genug!" sagte der Graf.

Keiner von beiden wagte ein Wort weiter. Jarosczinski ging.

Durch das neu beginnende, durch die Nacht herüberschallende Kriegsspiel wurde Friedrich aus schwarzer Brüterei geweckt. Mehrere Stunden hatte er gefeiert, die Arbeit wartete.

„Zu den Geschäften!" sagte er laut und ging dem Schlosse zu.

15.

Bis Nachmitternacht hatte der Graf angestrengt gearbeitet, alsdann von einer plötzlichen Müdigkeit überwältigt unausgekleidet sich auf das Lager geworfen. Ihn quälte ein furchtbarer Traum.

„Ihm war, als halte er sich nicht mehr vor den Abgründen des Lebens, als werde er überstürzen müssen in Wahnsinn, Wollust oder Tod. Angstgejagt eilte er in die Nacht hinaus, in den sturmerbrausenden Wald. Alle Creatur wurde angefaßt von dem allmächtig wirkenden Lebens-

geist, er nicht. Vergebens fleht' er um den Tod, vergebens, daß ihm der Retter komme: seiner trocknen, jammervollen Verzweiflung spottet die fortrasende Natur, ihm erscheint kein neu beseelender Geist. Da schlägt ein fassender Donner sein Ohr, er erblickt den riesenhaften Schatten; der wandelt, grinst, kommt auf ihn daher. Friedrich will entfliehen, gefesselt ist sein Fuß. Der kalte Schweiß rinnt ihm von Stirn und Gliedern: der Schatten berührt, er überdeckt ihn, es ist um ihn gethan. Sich selbst verloren in der wüsten, schwarzen Nacht schreit Friedrich schrecklich empor — er erwacht. Er springt auf seine Füße, er hat sich wieder."

Die Sonne schien herein. Friedrich riß die Fenster auf: in diesem Augenblick, seine Seele hätte er hingeben mögen, wenn er die jüngste, verfluchte That — Mit einer überraschenden Wendung verließ er das Fenster. Des Weibes Bild erfüllte ihn gänzlich. Seine Miene, seine Augen trotzten von Leben. Er schellte dem Bedienten, er hatte sich mit Entschiedenheit in den Gang seines Lebens wiedergefunden.

Während seiner Toilette durfte Kilian Frech vor ihm erscheinen; den Bedienten sendete er weg.

Bei seinem Eintritt glich der Journalist einem Menschen, der von dem blauen Himmel donnern gehört und sich nun fragend und lachend umsieht, woher der Schall könne gekommen sein. Die Unterredung des Grafen und Jarosczinski's hatte er behorcht und, ohne sie gänzlich zu verstehen, nur daraus entnommen, daß jener auf Hagen, den er sonst vorgezogen, einen wüthend wilden Haß geworfen, daß über Hagen etwas Verderbliches beschlossen worden. „Wenn er nun auch combiniren wolle," sprach er mit sich, „daß jene Anadyomene die Gattin Hagen's sei, der Graf aber in sie entbrannt den Rivalen aus dem Wege räumen lasse: so wäre doch in jedem nur mittelmäßigen Roman eine so schnell er-

wachte und jäh handthirende Leidenschaft als unmotivirt und unnatürlich schlechthin zu verwerfen, wie sie denn nun hier in ganzer Wirklichkeit vor seinen Augen sich solle breit machen dürfen? Auch könne der Graf nicht wissen, ob er wiedergeliebt sei, und in diesem Falle müsse auch von Seiten der Frau eine so toll geniale Leidenschaft vorausgesetzt werden! Endlich ob nicht andere Mittel hätten die Liebenden zum Ziele führen können?"

Allein der Journalist vergaß, das eigentliche Wesen allen Ursprungs ohnehin, des größten Dichters Wort: „wer liebte je und nicht beim ersten Blick!" Die Leidenschaft aber kennt nur äußerste Mittel.

Friedrich selbst, bisher so zurückhaltend, daß er *keine* Familie in seiner Colonie jemals von freien Stücken besucht, versagte es sich des Aufsehens und Aergernisses halber, itzt das Hagen'sche Haus öffentlich zu betreten. Er trug seinem Diener auf, mit den Mädchen der Dame Bekanntschaft zu machen, in dem Hause sich zu orientiren, daß er erforderlichen Falls ihn zu führen im Stande wäre.

Kilian's Augen wurden nun beruhigt klug. Eifernd versprach er seine Dienste, und fing ohne Weiteres zu philosophiren an.

„Schurke!" rief der Graf, „du hast gehorcht!"

„Diese Brust ein Sarg!" unterbrach ihn Frech tonlos mit äußerster Anspannung.

Augenblicklich traute Friedrich der eindringlichen Versicherung. Kilian aber fuhr zu sprechen fort:

„Moral ist gut, aber absolute Moral ist todt: die Lebensmotive machen's! Die gesetzlichen Philister taugen weniger etwas, als die moralischen Spitzbuben! Je nach Schicksal und Charakter stellt sich die Frage anders und anders; aber des moralischen Excesses ist nur ein Genie für Tugend

fähig. Bei einem Machthaber, dem corporirten Volksgeist gleichsam, dem Briareus, dem Volke in Person, der so kolossalisch ist in seiner Pflichtübung, werden die Leidenschaften auch ein riesenmäßiges Ansehen gewinnen. Wenn große Tugend alles Einzelne, leidenschaftlich Widerstrebende überwindet, wirft große Leidenschaft allen tugendhaften Widerstand über den Haufen. Unvermittelt rächt sich Höhe mit Tiefe, Flug durch Sturz, Tugend durch Leidenschaft. Eins bei dem andern, es ist nicht anders: neben die Kirche des Teufels Capelle!"

Der Graf hatte schon das Zimmer verlassen und sich in den Audienzsal begeben. Kilian Frech lief mit den Worten davon:

„Ich will mich mit dem Jüngferchen verwickeln, vor Abend weiß ich Auskunft."

16.

Henriette fand zwar in Friedrich ihr Verständniß, von dem inbrünstigen Geist seiner Leidenschaft ward sie überdrungen, auch contrastirte seine männliche Schöne ihrer zarten Erscheinung in einem Grade, wie er nur selten angetroffen werden mag, überdieß umgab ihn der Nimbus des Ruhmes: allein erklärt in seinem tiefsten Grunde mag es nicht werden, daß eine durch Sitte und Zeit doch immer beherrschte Frau plötzlich von einer sträflichen Flamme ergriffen wird. Lachend und nichts bedenkend war sie Hagen's worden, und da er an dem Gängelband des Geschicks hinlief, sich desselben selbstständig zu bemächtigen nicht getrieben ward, sie aber durch ihre tiefere Natur zu diesem Verlangen aufschreckte, zerriß ihr Contact mit ihm, sie stand daher allein,

und die Mystik ihres Wesens fand in Friedrich eine wundervolle Beruhigung; doch auch dieß motivirt nur, erklärt den Ursprung ihrer Liebe nicht. Sie empfand aber in dem Gefühl für diesen Jüngling einen Genuß, eine Seligkeit, vermittelst deren sie des tiefsten glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß alles, was sie von Liebe empfunden und erfahren, nur verheißend gewesen auf ihren jetzigen Zustand, daß sie nun einer Erfüllung inne sei.

Mit Erstaunen und Furcht sah Minna, daß die Schwester aus ihrer haltlosen Unruhe durch die Liebe zu einem fremden, wie sie fühlte, gefährlichen Manne zur Bestimmtheit des Innern sich wieder erhoben; sie ermaß die Zukunft, und ihrer bemächtigte sich ein Grauen. Sie fand, auch suchte sie nicht Anlaß, Henrietten vergebliche Vorstellungen zu machen, die Liebende mit ihrem doch trostlosen Rath zu behelligen; Henriette aber schwieg.

In gegenseitiger Spannung floß den Schwestern der Tag dahin. Henriette, momentan auf das äußerste verdunkelt, daß ihre Leidenschaft ihren Gatten verrathe, blieb im Ganzen in jener liebeseligen Trunkenheit, die das Profane weiht, Leben und Welt geheimnißvoll macht: der himmlische Leichtsinn auch, das Erbtheil aller Wesen ihrer Art, half dem heißen, köstlichen Geschöpf hinaus über die schweren Fragen des Gewissens. Minna schwankte in unentschiedener Bangigkeit, ob sie mit Wort und Handlung einschreiten solle. Unter solchen Umständen wurde des gestrigen Abends gar nicht erwähnt. Minna sprach viel von Hagen, von den Gefahren, durch welche er eben jetzt gehe, Henriette schien sie nicht zu hören. Die Sonne schied.

„Ich muß in's Freie," sagte Henriette, „ich verschmachte nach Einsamkeit."

Sie ging in ihren Garten hinaus, wider ihre Gewohnheit ohne die Schwester.

Mit wichtigen Geschäften, in unausgesetzter Thätigkeit hatte Friedrich den vollen Tag hingebracht; der Abend kam, und Kilian Frech ward vorgelassen.

„Wie ich gesagt," sprach der behende, verschmitzte Journalist, „vor Abend hab' ich Auskunft. Das dienende Frauengeschlecht, mein Herr, verleugnet seinen Charakter nicht seit der Hagar. Diebsgelüst und Wollust, um diese würdigen Angelpunkte dreht sich ihr ganzes Leben. — Jene überaus wachsame Zofe Ihrer und meiner Gebieterin gewann ich. Auf's Beste bin ich von den Gewohnheiten der Dame und wie und wo sie logirt und schläft unterrichtet: ich darf meines Grafen Führer sein in dem Irrgarten der Liebe."

„Voran denn, du geist- und lebensgewandter Thor," sprach der Graf, „ohne einen Gesellen deiner Art kommt man mit der Welt doch nicht zurecht."

„Sehr wohl," entgegnete Kilian. „Die Abenddämmerung überschleicht die Welt. Um diese Zeit pflegen die Damen das Freie zu suchen. Wir werden in dem Garten sie antreffen, der, wie man sagt, mit beispielloser Anmuth den Wanderer lockt und gefesselt hält.

Friedrich überwarf einen Sammetmantel seiner hohen Gestalt, drückte den Hut in die Augen und folgte Kilian durch die schon öde werdenden Gassen zu dem Garten seiner Geliebten.

Die Ankommenden fanden nach der Verabredung Kilian's die Thür des Gartens nur angelehnt. Ungehindert trat Friedrich in denselben ein; Kilian, der den Mantel behielt, blieb diesseits. Er schloß die Thür, trällerte ein Liedchen und harrte auf- und abgehend der Wiederkehr seines Herren. —

Ist Liebe doch, eine ewige Antike, wie die Natur immer

jung. Friedrich sah sich an dem Orte, den ihre Nähe geheiligt, und Sorge, Gefahr, Reue, Qual lagen hinter ihm. Der Boden, welchen der Fuß der Geliebten betrat, die Luft, in welcher sie geathmet, die Blumen, deren Duft sie sog, den Himmel, der Gestirne Heer, das Mondenlicht, weil sie sie schaut: dem Liebenden war Natur in das Innere verklärt. Leicht und erwartungsvoll von den lieblichen Schauern einer geheimnißreichen Wohllust durchdrungen wandelte er suchend durch die Gänge des Gartens, ob er sie fände, diese Leda, welche er ohne Taumel nicht wagen durfte sein zu denken. An dem Ende des Ganges, in welchen er so eben eingetreten, sieht er eine weibliche Gestalt in faltenreich anschmiegendem Gewande: der Gürtel, ein flatternd farbiges Band — An der Neigung des Hauptes, an der schüchtern *einschmiegenden* Haltung erkennt er sie; sie ist es, sie ist allein, er fliegt ihr zutrauensvoll entgegen.

Henrietten kam diese Begegnung, obgleich sie dieselbe während des ganzen Tages ersehnt und erwartet hatte, so überraschend, daß ihr der Odem stockte. Unwillkürlich ergriff sie, um sich nur einigermaßen darzustellen, das Rosengeländer und wartete leidend der Ankunft des kühnen Freundes.

Zu ungewöhnlich, zu tragisch war die Liebe von Friedrich und Henrietten, sie duldete nicht den oft poetischen, immer geistreichen Zwang der eben im Schwange gehenden geselligen Formen. Zwar hielt Henriette, weil sie ganz Frau war, auf diese Formen, selbst in der höchsten Weih' und Andacht der Liebe gab sie sie nicht ganz dahin: allein dem Genie seines Zuges konnte sie nicht widerstehen, der lyrische Enthusiasmus seiner Liebe ergriff auch sie, und die Liebenden waren in der Kürze ohne Wissen und Wollen bei dem Mysterium ihres Seelenlebens. Sie wandelten in den Gängen des Gartens, von dem Mondenlicht umflossen, und das

einzige Thema von Friedrich's Worten, welches sich in unendlichen Nüancen und Schattirungen gestaltete, war: daß er durch die Liebe Henriettens seinem Wesen Seele, Herz, Gefühl der Natur wiedergewonnen, Güter, deren er sich durch eine unnatürlich hochgehendes Leben selbst beraubt.

„Es war eine Zeit," sprach er und seine kühnen Augen schimmerten mit einer seltenen Erweichung, „in welcher ich alles besaß und doch nichts zu fassen im Stande war. Sonderbar, daß eben jetzt die früheste Jugend mir heraufkommen darf und ach! in welchen rührend schönen Bildern; Liebe, Sie hätten meine Mutter kennen sollen! Mein Vater war streng, eigentlich auch zu weich, und weil das Leben der Männer wenig mit dem Herzen zu schaffen hat, wurd' er hart aus Ingrimm; meine Mutter blieb, die sie gewesen, als Matrone noch ein Kind von Gemüth, doch weise, tief erfahren. Von sehr ehrwürdiger Gestalt war meine Mutter. Ich vor den Andern hing ihr mit einer Liebe an, deren selige Kraft meine physischen Leiden selbst zu beschwichtigen vermochte. Am Kopfweh litt ich viel als Kind, und" — setzte er schmerzlich lächelnd hinzu — „das ist mein geistiges Leiden auch geblieben in aller Zukunft! Damals durft' ich die schlagenden Schläfe an dem Mutterbusen bergen, und mein Schmerz war gemildert. Später, nun, wen kümmerte das weiter, ich hätte immerhin am Schlage sterben mögen; jedoch bei Zeiten lenkt' ich ein und laufe die breite Heerstraße nun auch mit den Andern. Aber wohin gerath' ich?!"

Henrietten groß anblickend schwieg er ganz still.

„Sie erzählten mir," sagte Henriette gerührt, ihm erwiedernd, „von Ihrer Mutter!"

„Ja, ja," sprach er sich sammelnd; „sie starb mir früh. Mütter sollten so früh nicht sterben, sie, die sichtbaren Gottheiten, die ehrwürdigen Mittlerinnen der Kinder und jenes

strengen Wesens, das wir Vater zu nennen angeleitet werden. Ich war sehr religiös, meine Holde; so zu sagen, zu religiös. Es taugt nichts, daß Kinder ganz Sinn sind und Seele; wenn sie alsdann aus dem vollen Leben in dieß zerrissene, plumpe Etwas, das wir Welt nennen, eintreten müssen, erschrecken sie so sehr; sie werden ganz starr und ganz kalt; das aber setzt böses Blut ab, störrigen, widerspenstigen Sinn, hassende, wüthend wilde Gemüthsarten. Ich aber war als Knabe sehr weich und, wie ich wohl sagen mag, im Besitz der Fülle der Liebe."

Vertieft schwieg Friedrich; Henriette unterbrach sein Schweigen nicht.

„Vorbei, vorbei! und doch nicht ganz vorbei!" sagte Friedrich. „Aber erzählen wollt' ich ja. Wer spricht ihn aus, den ganz wunderhaften Traum, den allfähigen Sinn des Kindes! Wenn nicht schon früh alles gesetzlich Bestimmte und vor allem die todte Regel, das elende Schulwesen mich hätte gespenstisch ängstigen sollen — Allein hier mag ich eines Zugs erwähnen, der meine Lieben höchlich verwunderte, über welchen mein stolzer Vater kummervoll den Kopf schüttelte: „dem Friedrich wird das Leben hart aufliegen!" und ich wüßte freilich nicht, daß mir sein Joch sanft gethan. — Die Lehrer wechselten; unser bisheriger Pädagog wurde anderweit versorgt und der neue ward erwartet. Während des Interregnums ich ein vorgeschrittener Bursch von einem Dutzend Jahren: am Busen der Natur lag ich, ich sog Nahrung aus den Urquellen des Daseins, keine, die übertriebenste Vorstellung erreicht die Seeligkeit meiner Existenz, in Musik und Liebe war ich aufgegangen! Nun kam ich vom Flügel her, ich war weiß Gott in den höchsten Regionen gewesen: mir wird angekündigt, die Schule werde auf das Neue beginnen, der neue Lehrer sei angekommen.

Ein Frost zog mir durch den Busen hin, das Leben stand still in mir; dann in der Schule selbst weint' es aus mir heraus, Wort und Gedanke versagen, der heiße Schmerz droht mich zu ersticken. — Liebe, es war, weil ich den Himmel lassen sollte um der Erde willen; und mein Vater sagte: „dem Friedrich wird das Leben hart aufliegen." — Friedrich lächelte: „Allein an meinem eisernen Willen brach die göttliche Trägheit, ich ich rannte alsdann Allen voran." — „O," fuhr er fort, „wenn ich in jene Träume, von denen ich sage, mich darstellend vertiefen wollte, ich schüfe wohl wunderbare Dichtungen. — Das Schicksal traf mich Schlag auf Schlag. Meine Geschwister starben der Mutter nach, der Vater hinterdrein; sehr entsetzt kam ich an fremde Leute, und staunend und starrend wußt' ich mich in die Verhältnisse nicht zu finden. Meine Liebe, das ist der Fluch von unser Einem, daß wir vor dem harten, gleichgültigen, lieblosen, unpersönlichen Leben, vor dem Buchstaben staunen, dieß Medusenhaupt versteinert uns; wir fassen es nicht auf, wie wir uns auch anstellen mögen. Zwar rasch durchlief ich die Schule, aber welche Tage bittrer Angst hatt' ich in diesen verfluchten, dumpfen Mauern hinleben müssen! Auch mich umgab, um mit jenem Dichter zu reden, anstatt der lebendigen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein, Thiergeripp und Todtenbein. Weg damit! Ich war nun freier, und eine neue Periode beginnt. Doch wie? Die Erinnerung thut mir nicht mehr wohl, sie hat aufgehört, mich anzuziehen, und Ihnen muß das auch so gehen, o Liebe!"

„Nein!" erwiederte Henriette ergriffen, „ich verstehe alle Ihre Worte."

„Deßhalb red' ich," entgegnete Friedrich, und ein überschwengliches Wohlsein hielt ihn wieder. „Gelähmt im Herzen schlug ich mich mit dem Profanen herum, so gut es

gehen wollte. Jedoch daß die Schulweisheit aus dem Gewirr des Lebens auf einen befreienden Höhepunkt mich *nicht* retten konnte, lag in dem Zeugniß meiner Seelenlage vor. Biographisch, mystisch sollte mir das Herz für die Wahrheit aufgehen! Auch hier denn ängstigte mich das einseitig geistige Treiben in der Gemeinschaft der Lebenden. Ich verlor alles Vertrauen zu Wesen, die keine eigenthümliche Wahrheit anstrebten, ja ich büßte das Gefühl ihrer Existenz ein, und der Formelnzwang quälte mich unerhört. In dem herzlosen, unsinnlichen Leben ergriff mich Menschenscheu, die Furcht vor mir selbst. Ach so innerlich und ganz Liebe ich als Knabe gewesen, ich ward ganz profan, Selbsthasser, Menschenfeind. Bei Gott, ich saß in den Versammlungen dieser Gelehrten und glaubte an nichts mehr; das Haar sträubte mir sich, Röthe und Blässe überzog meine Wangen, der Schweiß troff mir von der Stirn bei dieser Verkündigung eines Wissens, das das Leben nicht in sich schloß. Alle Welt verwunderte sich, ich genoß die Vortheile und Auszeichnungen einer hohen Geburt, eines großen Reichthums, der innere Geist der Philosophen war mir geläufig, ich hatte den Schlüssel für die Geheimnisse der Kunst und Religion, und wirklich erhielten mich diese bei Leben und Sinnen; und doch verfiel meine Gestalt, mein Blick erlosch, *mein* Haar ergraute, mir drohte Wahnsinn oder Tod. *Liebe*, es war, weil ich mich einen Fremdling unter den Menschen fühlte! Ich konnte nicht, wie sie alle pflegen, nun ein Denker sein, dann ein Mann von Welt, nun künstlerisch, dann religiös begeistert, nun ein Liebender, dann ein Politicus — Die Darstellung des Einen in vielen Formen, von denen keine die vollkommene sein kann, faßte, hielt mich nicht, raubte mir mich selbst. — Meine Holde, die Welt der Liebe und des Friedens trug ich in mir, die Welt des Gesetzes

und Zwiespaltes fand ich vor, und da ich beide nicht zu vereinigen wußte, lebt' ich in der Zerrissenheit, und beide wurden mir zu Schemen."

Friedrich hielt ein; und da Henriette, zu erfüllt, um etwas Bestimmtes zu erwiedern, auch schwieg, fuhr er so fort:

„Nun, ich mag dieß in dem besten Zusammenhange darstellen, und der Unerweckte, der in einem nichtigen Schlendrian behaglich seine Tage verschleift, mit den Denkern denkt, mit den Geschäftigen schafft, mit den Künstlern schaut, mit den Lebenden lebt: er wird das auch für Worte nehmen, ihre Einsicht suchen und, hat er sie, eitel befriedigt weiterleben, denn von dieser Art sind die Menschen! Sie aneignen sich die Gaben der Natur und Kunst, ohne sie zu kennen; sie wuchern mit den Schätzen des Menschengeistes, ohne ihn zu verstehen; sie haben nichts, genießen und begreifen Alles und sind ganz vergnügt dabei. Mit solchen Gesellen hab' ich mich auch herumschleppen müssen, und wie viele gute Stunden raubte mir das Geschwätz der Thoren! — Die innere Noth trieb mich in die Einsamkeit. Bei mir selbst kehrte ich ein, und was ich, ich entbehrte, brachte ich mir zum Bewußtsein. Daß ich den wirkenden Gott entbehrte, daß sein Geschäft und das seiner Geschöpfe zweierlei Thun, seine Gedanken nicht Menschengedanken sind, seine Liebe die nicht ist der Menschen: wer der Geist Gottes sei und wer der Menschengeist, seine Natur und Historie — ging mir auf. Eigen begriff ich den Gehalt meiner Unruhe und Qual. Ich wußte, daß ich daran verzweifeln müsse, obwohl stets darnach ringen und jagen, wirklich in mir zu erleben, darzustellen das Gut meiner entzückenden Anschauung, meiner währenden Sehnsucht, die heilige Wahrheit nämlich, die Einheit Gottes und des Geschöpfs, den neuen, ewigen Menschen. Auch ich gehöre der Erde an, bin an die Geschichte

verfallen, der Wechsel ist meine Welt. So denn von der Ueberspannung geheilt, auf die Grenzen der Natur zurückgebracht, entfaltete sich mir der thätige, wirksame Geist, zweckberuhigt. Himmelab von der Innerlichkeit des Knaben durch die zerrissene Welt schritt mein Geist zu der Hölle der Vernichtung nieder, daß ich in dem Abgrund die Hoffnung der einstigen Verherrlichung aller Creatur in Gott auffassend mich zu diesem Ziele mitwirkend hinstelle in eine Welt, die mit der Erfüllung des Maaßes ihrer Thätigkeit, wenn der Geist in seinen aus ihr herausgebildeten Formen waltet und herrscht, gesühnt, erinnert, vollendet werden wird. — Zwar geistwürdig, geistberuhigt lebt' ich nun, doch lebt' ich nicht unwillkürlich, mit Herz: absichtlich lebt' ich nur. Und es geschah, daß ich ein Wesen erblickte, in dessen Gefühl alle Regungen, die schlummernden Kräfte dieses lange, lang' erstarrten Busens, wiedererwachten, Glück und Wunsch erstanden in mir, ich vernahm die Stimme wieder des Geistes der Natur, im Verständniß aller Wesen fühlt' ich mich. Und ich offenbarte dir das Tiefst' und Beste meiner Seele, du Herrliche, Schmelzende, und mit selbstergriffener Theilnahme hörtest du! Wenn Liebe je in Menschenbrüsten wohnte, ist sie dieß, was mir in allen Adern schlägt: ich liebe, liebe dich, ich möcht' es immer sagen, o — wir lieben uns."

Er war vor ihr niedergesunken; sprachlos, hingerissen neigte sie zu ihm. Er faßte ihren Leib an, sie zitterte. Aber ein ungeheures Entsetzen ergriff sie:

„Ich bin ja eine verheirathete Frau!" sagte sie laut in dem Tone selbsterschreckender, kalter, bittrer Verzweiflung, riß sich los, eilte von ihm, im Fluge den Gang hinauf, in das Haus.

Friedrich sprang auf, er war im Begriff, ihr zu folgen, doch hielt er seinen Fuß auf.

„Nein!" sagt' er. „Es ist genug. Der Ton ihres Ausrufs war die hellste Anklage ihres Schicksals. Sie ist mein, auch in dieser Sympathie mein! Nun erst bin ich stark, das Bewußtsein hat die volle Macht des Gefühls für sich, einem blinden Loose unterwerf' ich mich nicht, mit Freiheit muß ich handeln. Erde! halte mich, und ob der Himmel über mir zusammenbräche, o ich flehe, halte mich, Erde! Nur in das Leere nicht wieder zurück, nur in das Leere nicht!"

Friedrich richtete sich auf. Er warf einen finstern, glühenden Blick nach dem Hause, dann wendete er ihm den Rücken, und mit dem Wort:

„Kehrt' er zurück, ich leid' ihn nicht, und kostet's mich die Herrschaft!" verließ er den Garten der Liebe. Kilian Frech erschrak über die Gluth, über die Erhöhung aller Lebensgeister seines Herrn, und folgte ihm in seiner Weise nachdenklich, ohne ein Wort.

17.

Jarosczinski war dem Grafen schwer verpflichtet. Nach dem Verlust der Freiheit seines Volks, für welche auch er gestritten, irrte er ein politischer Flüchtling in dem Zustande jenes: „ich bettle — mich hungert," heimathlos umher. Friedrich nahm ihn nicht allein auf, er barg ihn auch seinen Verfolgern. Da er zu Macht und Ansehen gelangt war, bekleidete er ihn mit Ehren, wie sie der schlichte Sarmate unter den günstigsten Umständen in seiner Heimath niemals hätte erwarten können. Die Dankbarkeit ist eine Nationaltugend der Slaven, ein Nationallaster aber ihre Verschlagenheit, ihr Hang zur Intrigue. Beides disponirte den

Polen für eine Handlung, gegen welche nichts desto weniger des nicht affectionirten Mannes Gewissen und Ehrgefühl gleich sehr sich sträubten. Zur That aber trieb ihn einerseits das unüberwindliche Ansehen, mit dem der Graf, welcher vermöge der Entschiedenheit seines Charakters, des erhebenden Eingehens seines Sinnes auf die Eigenthümlichkeit des Gehorchenden, vermöge der überragenden Kraft seiner Erscheinung im Besitz des Herrschertalents war, in seinem Innern regierte; andererseits, weil er jenen in der Ausgelassenheit seines Wesens gesehen, die von einer solchen Natur gewesen, daß der Soldat in Wahrheit glaubte, es sei unmöglich, der Regent werde sich zur nöthigen Harmonie des Innern wiederfinden, diese Leidenschaft müsse ihn unfähig machen, ja vernichten, wenn sie unbefriedigt bleibe. — So vielfach bestimmt entschloß sich Jarosczinski zu der verrätherischen That, allein mit Vorbehalt. Hagen sollte zwar in diesem Kriege der Gefahr so ausgesetzt werden, daß er nur wie durch ein Wunder ihr entgehen könne, er aber, Jarosczinski, deßgleichen. Durch dieß Vornehmen suchte der eiserne Krieger sein durch die Wechsel eines gewaltsamen Lebens abgestumpftes Gewissen zu beschwichtigen.

In der Regel führen die Indianer ihre Kriege auf die ursprünglichste Art, im Princip der Todesfurcht, versteckt. Von Baum zu Baum, von Busch zu Busch, von Fels zu Fels mußten die Ansiedler auch dießmal die rothen Herren ihres Landes zurückwerfen. Nach manchem herben Verlust von beiden Seiten gelang es ihnen, die Botocuden meilenweit in ihre Urwälder zurückzuschlagen. Diese warfen sich verzweifelnd in ihre durch Erdschanzen, Laufgräben und spitze Pfähle wohlgesicherte Ortschaft. Der immer voran streitende Jarosczinski stürmte troß dem Einwande Hagen's diesen Flecken. Aber die überlebenden Urwohner flüchteten sich in die sorgfäl-

tig verschanzte Hütte „der Versammlung" und leisteten von hier aus mit der ganzen Kraft einer lebengehässigen Verzweiflung den letzten, schädlichsten Widerstand. Jarosczinski mußte einhalten, die Reihen seiner erschlafften Leute waren sehr gelichtet und die Nacht fiel her. Er zog sich jenseit der Schußlinie des Feindes zurück, und gönnte seinen Kriegern die augenblickliche Ruhe. —

Marcellus befand sich in dem Kriegszug. Die Unruhe, das Dringende seines Wesens, welches in der den religiösen Bewegungen nur mäßig ergebenen Colonie nicht eine ausreichende Befriedigung fand; die Hoffnung, seine Gegenwart könne einen menschlicheren Krieg vermittelnd Freunden und Feinden von Nutzen sein, er werde den Sterbenden sich tröstreich erweisen können, wie er Letzteres auch in Erfüllung gehen sah: machten ihn zum Gefährten dieses Unternehmens. Jetzt stand er mit Hagen an einem Wachtfeuer, sie waren allein. Jarosczinski hielt mit den übrigen Officieren einen Umzug durch die Soldatengasse und recognoscirte den Feind.

„Blutige Tage!" sprach Marcellus in seiner ernsten, melancholischen Weise. „Krieg das Loos der zerrissenen Welt! Die Menschen machen sich selbst zur Vorsehung, um ihrer geistigen Güter willen kürzen sie in mäandrischer Wuth ihre Tage ab. Groß ist das, im Princip; nur die Art nicht die richtige: die Motive sind gemischt!"

Hagen antwortete nicht.

„Herr von Hagen, Sie haben mit Begeisterung gekämpft," fuhr Marcellus fort, „und wenn ich Sie irgend richtig verstehe, mit *dieser* Begeisterung gekämpft. Auch Sie suchten den Tod um eines geistigen Zweckes willen, denn es ist allerdings edler, daß die Menschen sich unter einander tödten, als daß sie durch das Schicksal fallen. Allein der

Krieg ist beendigt, Sie sind unversehrt geblieben; noch sollen Sie leben dieß süße, schwere Leben."

„Man darf den Tag nicht vor den Abend loben," sprach Hagen.

„Lieber, junger Mann," sprach theilnehmend Marcell. „Ueber Ihnen hängen schwarze Wolken und verschatten Ihre Seele wie Ihre Züge. Es macht Ihre Stimmung ehrwürdig, daß der Anlaß derselben kein einzelnes Mißgeschick ist."

„Vielleicht doch!" sagte Hagen vertieft.

„Vielleicht doch?" wiederholte Marcellus verwundert.

„Deutlich wußt' ich mir davon niemals Rechenschaft zu geben," versetzte Hagen, „doch ist der hundertmal verscheuchte Gedanke hundertmal wiedergekehrt. Mein Freund, ich habe das Vertrauen in meine Gattin eingebüßt."

„Ihr Argwohn lästert!" sprach Marcellus.

„Es kann sein und nicht!" entgegnete der unglückliche, junge Mann. „Wenigstens vernehm' ich einen Einwand wie den Ihrigen nur zu gern. Die Ungewißheit aber zerstört mich."

„Worauf gründet sich der schmachvolle Verdacht wider eine unbescholtene Frau?" sagte Marcellus in seiner schneidend ernsten Weise.

„Von einem Verdacht ist eigentlich die Rede nicht," sprach Hagen, „ich dulde Ihren Vorwurf gern, da er meiner Gattin zu gute kommt."

„Und wieder nur eine Ahnung!" sagte Marcellus mild.

„Es schien mir so, noch scheint es mir so," versetzte Hagen schwer, „ihr Gemüth hat sich mir abgewandt. Daß sie für den Grafen sich begeistert, kann auch Ihnen nicht entgangen sein?"

Marcellus erinnerte sich seines Gesprächs mit den Frauen, er sagte nichts, und der junge Mann fuhr klagend fort:

„Mit diesem Mißtrauen schwand mir die gewohnte, freudige Kraft meines Daseins. Ob ich mich einmal auch vergessen darf, in der Todeslust meines Berufs den Ruhm, die Ehre als die höchsten Güter zu empfinden: dieser Gedanke lähmt mich, stumpfsinnig steh' ich und weiß den herrlichen Moment nicht zu ergreifen. Wohl vernehmen die äußern Sinne den tödtlich brausenden zur Freiheit erlösenden Klang dieser Sphinxe einer geheimnißvollen Urwelt; ich sehe das Licht dieser Flamme siegend hineinfallen in die alte Nacht, und wie sie in ungewisser Helle her sich stiehlt, diese Nacht; allein, das Herz bleibt ungerührt. Mein Jugendmuth ist dahin, ich fehle mir selbst und so fehlt mir Alles."

Jarosczinski trat erhitzt zu den Redenden.

„Es muß etwas geschehen," sprach er tobend. „Wir dürfen von dem verfluchten Ort, der uns so viele Menschen gekostet, keine Sparre auf der andern lassen: die Hütte der Versammlung muß gestürmt werden."

Marcellus widersprach heftig. „Eine Absurdität wäre alle Grausamkeit. Die Verwegenheit des Feindes sei gebrochen und bestraft, das Natürlichste von der Welt die Rückkehr."

„Ich will das Wort Rückkehr nicht hören," rief Jarosczinski aus. „Ich sage, bevor wir den Flecken der Erde gleich gemacht, will ich von Rückkehr nicht gesprochen haben. Gefahren bedrohen uns, unerhört! ich kenne, ich habe mein Maaß des Krieges, es ist nicht voll! Unruhe jagt mir im Blut wie tolle Fieberhitze: wir müssen schlagen oder erschlagen werden."

„Sie reden irr!" rief Marcell; „das Ende Ihrer Unruhe ist der Tod; keines Ihrer Worte paßt auf unseren Fall."

„Auch darf ich nicht zurück!" sprach Jarosczinski. „Bei euch da droben, die ihr viel Elend, Laster und Schande gesehen, ihr Sterne, ich schwör's: wenn ich allein übrig

bliebe an dem Henkerort, eine Kugel jagt' ich mir durch den Kopf!"

„Das ist nun in seiner Art," sprach Hagen zu Marcellus. „Wenn ihn der Eifer überkommt, so poltert er die Worte heraus, wie sie ihm in die Zähne fallen, und sie hören sich unsinnig an."

„Schlecht gepfiffen, mein junger Herr!" sprach Jarosczinski. „Wenn du faßtest den Sinn von dem, was ich sage, du stießest mir deinen Stahl in die Rippen, und so wäre der Spaß ebenfalls abgethan. Wohl dem, der das Tollhaus, Welt genannt, hinter sich hat. Laß uns wie ein Donnerwetter über sie hereinfahren. Dem Tode entgeht nichts Geschaffenes, und vortrefflicher ist und bleibt es, wenn die Menschen dem Geschick vorgreifen und sich unter einander selbst todtschlagen. Was sagst du — vorwärts!"

„Mir recht!" entgegnete Hagen ruhig und blieb stehen. „Wäre nur einige Vernunft bei der Sache. Unsere Feinde sind bis auf diese wenigen aufgerieben" —

„Wir werden auch nur wenige ihnen entgegenstellen," sagte der Pole schmerzlich.

„Um so mehr!" versetzte Hagen. „Ihr Stamm ist vernichtet, die weitere Verfolgung des gejagten Volks wäre zwecklos: wir müssen heimkehren!"

„Wir müssen nicht heimkehren," rief der Pole, „ich sage, wir müssen die Wahlstatt behaupten."

„Ich sage, nein!" erwiederte Hagen. „Mir ward der Auftrag, Ihren Eifer zu mildern; Sie selber schwuren, seiner Worte eingedenk zu sein: an die Worte des mächtigen Grafen muß ich Sie erinnern!"

„Mußt du das?" lachte der Pole graß auf. „Nun denn, kraft dieser Worte und des Oberbefehls, der mir in diesem Kriege von Rechtswegen zusteht, heisch' ich den Ueber-

fall und Sturm der Hütte der Versammlung, und augenblicks!"

Auf sein Zeichen wurde die Trommel gerührt, Kriegsmusik erschallte. Marcellus und Hagen wandten sich, sie sahen das Corps zum Angriff versammelt.

„Meinetwegen!" sprach Hagen in dem aufblitzenden, alten Muth. „Das Unternehmen ist verwegen und wird mit dem Tode der Meisten von uns endigen, was weiter? Mich für mich selbst hält doch das Leben nicht mehr recht, und sterben wir, wir werden ruhmvoll sterben! Vorwärts denn, alter finstrer Ehrenmann, von Ihrer Seite weich ich nicht."

„Ist wohlgethan!" sprach der Pole zerrissen, „es ist eine erschreckliche That!" — Sich aufraffend fuhr er fort: „Ich sage, eine schreckende That haben wir vor uns. Ihr Ruf soll hinschallen durch die Urwälder und den Feind auf Jahre hin der Colonie und ihrem Gedeihen loshalsen. Unsere Kriegernamen aber werden im Tode und im Schatten fortleben!" — „Vorwärts!" schrie er auf das Corps der Krieger ein.

„Vorwärts!" wiederholte Hagen und schritt mit ihm an der Spitze des Trupps gegen den Ort ihres Angriffs.

Mit einem dumpfen Erstaunen sah sie Marcellus in Nacht und Sturm verschwinden.

„War das Kriegseifer," fragte er sich. „Gestachelter Muth spricht so. Eine fremde Gewalt hat ihre Hand im Spiel, der alte Soldat handelt nicht in eigenem Antriebe. In wessen Antriebe sonst? Ich errathe nichts!"

Ein ungeheurer Lärm erhub sich und überbot schallend den Sturm. Marcellus ward ihm zugetrieben. Das Schießen und Angriffsgeschrei der Ansiedler, das über alle Vorstellung fürchterliche, erbarmenswürdige Geheul der Indianer, gemischt mit dem Sausen der Bäume, dem Sturz von Ge-

bäuden und festigenden Werken — entsetzte so sehr des Marcellus Inneres, daß er wie bewußtlos je länger, desto mehr bis zum strengen Lauf vorwärts eilte, als ob von seiner Ankunft könne Hülfe kommen. Wenigstens anfassen mußt' er mit.

Der in allen Kräften angespannte, wüthende Angriff katastrophirte das Treffen schnell. Bei seiner Ankunft fand Marcellus den Kampf im Verschwinden, die fragliche Hütte erstürmt, Leichen rings herum, er sah: unverfolgt, mit unbeschreiblicher Wuth flohen die letzten Indianer nach dem Innern des Waldes zu, die überlebenden Ansiedler wendeten ihre Aufmerksamkeit auf ihre Verwundeten und Todten. Seine erste Frage war nach Hagen. Man wies ihm den Körper, dessen Hirn zerschmettert, sein Gewand von Blut überströmt war. Marcellus war zu Muthe, als ob etwas in ihm laut aufschreien sollte, seine Augen blieben trocken. Er hörte sich mit Namen rufen; er wendete sich und erblickte Jarosczinski. Unfern eines noch glühenden Aschenhaufens, bleich wie das Mondenlicht, sein Antlitz von Blut entstellt, lag der Pole vor ihm hingestreckt.

„Die Todten habe Gott!" sagte Marcell und trat zu dem Lebenden.

„Priester!" sprach der Katholik, „schließe auch mich in dein Gebet, auch unter mir muß der Grund reißen, und ich will dir beichten."

Mit einer heftigen Bewegung entfernte er die ihn unterstützenden Krieger und befand sich mit dem in seiner Seele zitternden Marcell allein.

„Ich bin kein Schurke!" sprach der Sarmate düster. „Ja, ich habe mich durch diese Welt des Jammers und der Sünde hindurchschlagen müssen, und aus solchem Kampfe geht kein Menschenkind rein hervor; allein mein Wille war immer

auf das Gute gerichtet, und die unvergleichlich schlimmste von meinen Thaten ist diese That."

„Welche That?" sprach Marcellus schaudernd.

„Sag' mir ein Sühnewort," sagte Jarosczinski zerknirscht, „denn wie ich beichte, verlangt mich auch von deinen Lippen die Lossprechung zu vernehmen."

„Sprich!" sagte Marcell gefaßt.

„Vernimm," entgegnete der Pole. „Auf das Geheiß des mächt'gen Grafen, um seines Lebens und seiner Ruhe willen, weil er das Weib liebt dieses Jünglings, führt' ich denselben in dieß tödtliche Treffen. Wie ich es wollte um meiner Ehre willen: mit meinem Leben zahl' ich die That; allein ich habe böse gehandelt. Angst, Gewissensangst spannt mich so auf, daß ich nicht sterben kann. Sprich ein Sühnewort, Priester — o Jesus Christus!"

Wie paralysirt sprach Marcellus:

„Du bereust die scheuselige That, sie ist dir vergeben: auch für dich starb Jesus am Kreuz."

Jarosczinski brach zusammen, seine Glieder dehnten, er erstarrte.

Marcellus warf den Blick fort von diesem wunden, narbenvollen Krieger, der so weit in der Welt herumgejagt hier den schuldvollen Tod eines blödsinnigen, wirren Schergen wildflammender Leidenschaften sterben mußte. Seine Augen trafen auf die verstümmelte Leiche Hagen's — sie zogen verletzt, scheu zurück. Er trat still aus dem Kreise der Todten, er übersah noch einmal die Wahlstatt.

„Er, der Stifter dieser Greuel!"

Marcellus ergrimmte in ihm. Was zu thun, war seine nächste Frage. Er erwog — sein Entschluß war gefaßt. Allein wollt' er zur Colonie zurückkehren und den Grafen mit diesem Bericht überraschen. Von der Art, wie er denselben

aufnehmen werde, sollt' es abhängen, ob er ihn schonen dürfe, oder zu stürzen suchen müsse. So entschlossen erweichte Marcell zum ersten Male, die Thränen rollten ihm über die Wangen, voll Jammers verließ er das Feld des Todes.

18.

Wenn Machthaber lebenvoll den sinnlichen Eindruck ihrer Handlungen in sich aufnehmen müßten, sie würden durch denselben zerstört werden. Allein sie überheben sich entweder ihrer Menschheit, oder ihr bethätigtes Wort führt ihnen fern sein glückliches und unseliges Geschäft: in der leichten Region des Geistes ist es ihnen möglich, sich bei Sinnen zu erhalten. Friedrich sah nicht, was er angestiftet.

Durch seine letzte Begegnung mit Henrietten ward ihm die Gegenseitigkeit ihres Vereins zu einem wirklichen, praktischen Gefühl, und in der Erfüllung entstand und verschwand ihm wolkengleich das abscheuliche Vornehmen; ganz voll von sinnlichem Lebensgefühl dünkte ihm jedwede andere Regung und Stimme ein luftiger Ruf aus gestaltloser Leere.

In Ungeduld harrte er auf die Rückkunft mehrerer Boten, die er abgesendet, ihm von dem Kriegsschauplatz Nachricht zu bringen. Mitternacht war vorüber, noch wachte er. Während er in seinem kerzenerleuchteten Lieblingssaal, an welchen mehrere Cabinette stießen, nachdenkend umherging, hatte er zwar in seiner Weise Fragens über die Führung seines Geschicks; aber Henriettens schmelzendes Bild — jener Silberteich — ihr goldenes Haar — ihre blauen Augen — Henriettens Rede: „ich verstehe alle Ihre Worte," wie sie das gesagt; ihr Ausruf, der wie der Hülferuf klang einer zum Tode Geängstigten: „ich bin ja eine verheirathete Frau!"

— In solchen Vorstellungen, in dem Gefühl ihres Liebreizes schwelgte und verzehrte sich der Graf.

„O meine Brust ist wund, ist wund," rief er aus. „Ich verschmachte nach ihr. Sirene! Genesung oder Tod! Dieß Schwelgen und Bangen zerrüttet mein Innerstes!"

Kilian Frech trat lebhaft herein. Er meldete mit Aufregung die Ankunft Marcell's. Schnell gefaßt erwiederte der Graf:

„Er wird mir Kunde haben vom Kriegsschauplatz — führ' ihn herein!"

„Fürwahr!" entgegnete Frech und zog sich zurück. „Er sieht äußerst blaß, seine wilden, fieberhaften Blicke weissagen nichts Gutes."

Aufmerksam, mit der ihm eigenen Selbstbeherrschung fixirte der Graf die Thür, ohne daß er seinen Gang aufgehalten hätte. Marcellus, von Ansehen wüst und bleich, kam eilends herein und begann hersagend ohne Gruß:

„Die Feinde sind auf's Haupt geschlagen, ihre Ortschaft ward erstürmt; allein wir errangen diese Vortheile mit theuern Opfern: die Mehrzahl unserer Krieger ist gefallen, unter ihnen ihre tapfern Führer Jarosczinski und Hagen!"

Absichtlich hielt Marcellus ein und warf einen durchdringend forschenden Blick auf Friedrich.

Friedrich war innerlich zusammengeschreckt. Mit einiger Unsicherheit, glanzlos, fragend schweiften seine Augen über die Gestalt des Marcellus. Dann antwortete er in einem officiellen Tone, ohne die Miene zu verändern.

„Ich versah' mich zu Ihnen keiner gütigen Botschaft. Genug, daß die Indianer durch diesen Strauß werden belehrt sein, uns Ruhe zu gönnen. Leid ist mir der Verlust sowohl im Allgemeinen, vorzüglich dieser beiden tapfern Officiere, welche nicht leicht werden zu ersetzen sein."

Mit Energie und Haltung entgegnete Marcellus:

„Wenn Ihnen der Verlust dieser beiden leid ist, verlang' ich als die erste Frucht Ihres Leidwesens, das Sie mir erlauben müssen Reue zu heißen, ich verlange, daß Sie die Witwe des erschlagenen, jungen Officiers nicht heirathen."

Der Graf stieß empört einen Ausruf aus; Marcellus sprach fest fort:

„Sie sind in meiner Hand! Sterbend beichtete mir der brave, verführte Mann, den Ihr Wille zum Verbrecher gemacht. Ich allein bin im Besitze Ihres Geheimnisses. — Wofern Sie nicht ablassen von dem stolzen, eigensinnigen Pfade, den Sie des Geschicks sich überhebend in selbstisch hohlem Muthe eingeschlagen; wofern Sie nicht in dem demüthigen, herzlich gehorsamen Sinne der Bekenner des Jesus zu wandeln sich vorsetzen: wird durch mich in dieser von einer wesenlosen Größe beherrschten und befangenen Colonie, vor den Ohren des verführten Weibes Ihre meuchelmörderische That offenbar: Ihre Herrschaft ist untergraben, Ihre Geliebte Ihnen geraubt! Wenn Sie jedoch der Stimme Ihres Gewissens Raum geben, Ihre That bereuen, in diesem Geiste leben und regieren, schweig' ich, wohl eingedenk, daß Menschen von großen Graben auch groß verirren und die Wohlthäter des Geschlechts von solchen Flecken wie dieser einer nicht rein gewesen; eingedenk, daß sie nur nach ihrem Maaße gemessen werden dürfen."

Marcellus sah hin, sein Wort stockte, er verfärbte sich gänzlich; Frech trat unwillkürlich mit einer abwehrenden Geberde zurück: des Grafen Gestalt ward furchtbar anzusehen. Dunkelbraun färbte sich sein aufgetriebenes Antlitz, seine Augen schienen Feuer zu sprühen, jede Ader an ihm pulste.

„Ich werde in Vormundschaft und Schule genommen sein von einem leblosen Priester!" rief er. „Mit nichten!

Die Mittel hab' ich mir errungen, meinen vernünftigen Willen durchzusetzen, und solch ein Hinderniß eracht' ich gering. Du wirst, faselnder Pfaff, keineswegs das dir verrathene Geheimniß unter die dumme Menge bringen. Und du bekräftigst mir dieß jetzt mit einem leiblichen Eid!"

Marcellus, von seinem Jähzorn sich des Aeußersten versehend, entgegnete mit blassen Lippen, aber fest:

„Ich werde meine Pflicht thun!"

Im Nu hatte ihn die Riesenkraft des ganz Erblaßten niedergerissen. Er kniete auf ihm, die Faust umklammerte krampfhaft seinen Schlund. „Widerrufe!" ächzte er.

Marcellus antwortete nicht, Frech war entsetzt herbeigesprungen. Friedrich besann sich, er warf die Augen fragend herum. Ohne einen Laut mehr sprang er auf, umfaßte den taumelnden Marcell, riß ihn in eins der offenstehenden Seitengemächer und warf hinter ihm die Thür in das Schloß.

Kilian harrte unbeweglich. Nach innerm Zusammenhang ringend schritt Friedrich durch den Saal. Er schien mit sich im Reinen: mit Heftigkeit winkte er dem Diener, ihm zu folgen; beide verschwanden aus dem Gemach.

19.

Schweigend war der Graf in den Park hinausgeschritten, von dem gescheidten Diener gefolgt. Jetzt wendete er sich: sein Auge traf auf das Fenster des Cabinets, in welches er den Marcell geworfen. Bleich, wie das Licht des Mondes, stand Marcell an dem hohen, einsamen Fenster, das Haupt sorgenvoll gestützt.

„Weiter fort!" rief Friedrich und riß den Diener in ein Dickicht hin. Hier warf er sich auf einen Rasensitz und sprach:

„Das Geschick jagt mich aus Gewaltthat in Gewaltthat! Ich will nicht zurück! Wenn die Hölle auf mich losgelassen würde, mein ist das Weib, leben muß ich! Der öde Pfaff' muß weggeschafft werden."

„Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern eines wüthenden Geschicks erdulden," citirte der gesteigerte Journalist, „oder sich waffnend wider eine See von Plagen durch Widerstand sie enden? Eine Frage. die annoch obschwebt: ob's, ob's nicht!"

„Einer unbegriffenen Gewalt unterwerf' ich mich nicht," sprach der Graf aufspringend mit größerer Freiheit. „Nothwendigkeit hat allein das Gesetz der Vernunft, die Untrüglichkeit des Herzens! Zufall nur, der Aberwitz einer verborgenen Macht, die dem Geiste nicht genugsam, ist alles Uebrige."

„Ja, ja;" sagte Frech ironisch vor sich hin, „dahin kommen wir Ideal- und Vernunftgläubige! Weil wir nicht mit dem Herzen glauben, und wer glaubt so? muß jederzeit, wenn Geschick und Leidenschaft feindlich zusammentreffen, die Leidenschaft Recht behalten um Lebens und Sterbens willen. Wie in aller Welt wollen wir uns anders bei Sinnen und Kräften erhalten. Opfre ich meinen Charakter dem Geschick, mein Bewußtsein ist hin, ich bin todt bei lebendigem Leibe; soutenir' ich meinen Charakter, nun, so hab' ich mich selbst doch, zwar wiederum nichts, doch die Lust! — Kräftig fortgelebt, in markvoller Zerrissenheit! Schlägt das Schicksal je und dann zu, vortrefflich! will es anders, mit ihm gerungen! So spielen wir unsre tragikomischen Rollen. Bei Himmel und Hölle, und die Erde nenn' ich mit, in dem allen haben, fühlen wir mehr Besitzthum, als jene Ungetäuschten, Unterwürfigen, die sich fort und fort willig an das Kreuz schlagen lassen und doch den Glauben nie und nimmer erleben."

„Hör' auf mit deiner Litanei," sprach Friedrich. „Hast du Muth?"

„Im Grunde," sprach Kilian mit verschlagenem Lächeln, „und um aufrichtig zu sein, ich bin feig und wollüstig, wie alle Söhne vom Weibe. Allein ich habe mich hindurchprügeln gelernt durch eine widerspenstige, arge Welt und wäre wohl im Stande, Dinge zu unternehmen, über welche Philistertugenden den Kopf wider die Wand rennten."

„Nein, nein, nein!" rief der Graf, „so war es nicht gemeint. — Wie gängeln uns Begriffe der Zeit und Mode! Ich wünschte sehnlichst, und hätt' es mich meine Herrschaft gekostet, ich wünscht' es, dieser Hagen wäre mir im Zweikampf erlegen. Und doch, so oder so, die That ist dieselbe — O weg von diesem Höllenpuncte! — Marcell muß deportirt werden!"

„Das sag' ich," rief der Journalist lustig aus. „Ich weiß Wege, ich kenne Plätze! dieß gelingt uns wundervoll."

„Sprich!" sagte Friedrich finster.

Gesetzt antwortete Frech:

„Gleich im Beginn unserer hiesigen Ansiedlung trieb mich Unruhe und Neugier in die Waldwüsten hinaus. Von Natur mit scharfen Sinnen begabt, sehr aufgeschlossen für die Reize der Wildniß ward ich ohne zu verirren weit hinweg an Stätten geführt, die nie ein Mensch betreten, der verwegenste selbst der Wilden nicht. An einen dieser Orte entführ' ich diese verblindete, wenn nicht zarte, doch gewichtige Bürde."

„Sprich deutlicher!" sagte der Graf.

„Was sollen die Datails Ihnen, mein Herr Graf," sprach Frech. „Es ist nicht vonnöthen, daß Ihre Phantasie mit Bildern sich verdunkle, die keineswegs geeignet sind, in

den Kreis ihrer Vorstellungen einzugehen. Sie genießen dieß Gericht, ich bereit' es zu."

„Bei Leib und Leben," begann der Graf, „es hängt viel daran" —

„Ich verspreche," sagte Frech tonlos in seiner eindringlichen Weise die Hände wider die Brust pressend, „ich entführe, ich allein den Marcell in eine Einöde, von welcher aus dieser Narr in die Colonie sich nicht zurückfände und wenn ein Engel vom Himmel ihm erschiene und ihn führte." „Dagegen überall, denk' ich, sind wir sicher," setzte er leichtsinnig hinzu.

„Du vermißt dich, dieß allein herauszuführen," fragte der Graf.

„Ich allein!" versetzte Frech und schwieg.

Nach einem Besinnen sprach der Graf:

„Ich traue dir!" — „doch nichts wider sein Leben!" sagt' er heftig.

„Nein," versetzte Frech zuvorkommend; „auch soll der Ort, wohin ich ihn führe, Speise und Trank ihm schaffen. Flinte und Schießapparat lass' ich ihm. Ich verproviantir' ihn auf lange Jahre. Lassen Sie mich machen."

„In dieser Nacht noch, zu dieser Stunde muß die That geschehen," fuhr Friedrich ungestüm fort.

„Sie soll in dieser Nacht noch und zu dieser Stunde geschehen," sagte nachdenkend Frech. „Entschlossenheit will's! Ich will meinen Namen verdienen. Aber eins erbitt' ich mir?"

„Verlange!" sprach Friedrich. „Befreist du mich von dieser wüthigen Schlange, muß dein Lohn der ausbündigste sein."

„O nicht doch!" sagte der Journalist. „Sie, mein

Herr Graf, zahlen durch das, was Sie sind. Kommt Lohn hinzu, gut; bleibt er aus, ich frage nichts darnach. — Ich verlange für dieß mein Vorhaben zwei von Ihren besten Rennern. Nach vollbrachtem Dienst stell' ich Ihnen dieselben zurück."

„Frage nicht, nimm!" sagte Friedrich.

„Nein!" entgegnete der Diener; „zu meiner alleinigen Disposition muß ich sie haben, denn ich allein vollbringe das Unternehmen."

„Nothwendig ist das!" sprach Friedrich und ging eilend, die angemessenen Befehle zu ertheilen.

„An mein Geschäft! Der Mensch muß unschädlich gemacht werden!" sagte der Journalist und folgte. „Da erheben sie ein Geschrei, daß Alexander seinen Clitus erschlug, Napoleon den Enghien erschießen ließ: „das Weltgericht mit der Pfeife im Munde und der Schlafmütze über den Ohren!" Die Moralisten „von hinter dem Ofen her!" Lebt zuvor! und lebt in großen, alle Kräfte aufstürmenden Verhältnissen, in gewaltigen Leidenschaften und sehet dann, wie weit das Menschliche eingeht auf die Regeln der reinen Vernunft! Aber ihre ganze Geschichte lautet: sie wurden geboren, sie nahmen Weiber, zeugten Kinder, amtirten, starben und — haben ein großes Maul gehabt! Eheu, der Lauf der Welt; sie werden nicht klug!"

20.

Es giebt große Herzen, starkmüthige, der Geschichte voraneilende Menschen, die, von hunderttausend fremden, winzigen Begebenheiten und Erlebnissen gehemmt, vergeblich darnach ringen, ihre Idee in das Leben zu setzen: in dem Un-

zeitigen ihrer Abzweckung mag der Grund solchen Mißgeschicks zu suchen sein: zu diesen Menschen gehörte Marcell. Der kaufmännisch=kriegerische Charakter der Colonie gab dem religiösen Aufschwung der Gemüther nur einen geringen Spielraum. Die Idee einer Kirchenreform wollte sich auch jenseit des Meeres nicht realisiren lassen. Dem Grafen hauptsächlich rechnete es der schwermüthig männliche Marcellus zu, daß diese Menschenwelt nicht zum rechten Gefühl ihrer höheren Existenz gelange. Er scheute und haßte ihn gleich sehr und war fest entschlossen, so lange der Odem ihn beseele, dem Störer und Feinde seiner erhabenen Neigung folgerecht entgegenzuwirken. In dieser Gemüthsverfassung befand er sich auch jetzt, allein ergeben in sein Schicksal als Christ.

Ein so mit sich abschließender, fertiger Mensch konnte ruhig sein. Da er sich überzeugte, er könne aus seinem Gefängniß gewaltsam sich nicht befreien, sank er ermüdet von den Anstrengungen des Tages auf eine Ottomane. Mit dem Gedanken, in welch einen labyrinthischen Wandel dieser vernunftstolze, sich selbst seinem Geschick vergleichende Graf hingerissen werde, wie gut es ihm dagegen geworden, herzensgewiß, geistmuthig dem Ganzen in Demuth sich anschließend ohne Furcht sein Geschick kommen zu sehen, schlief er fest und ruhig ein.

Kilian Frech war um so thätiger. Die beiden Renner, welche der Graf ihm zur alleinigen Benutzung hatte übergeben lassen, führt' er unfern dem Wohnsitz seines Herrn an eine Stätte, von welcher aus flüchtend er sogleich in den Urwald verschwinden konnte: hier band er die brausenden Thiere an einen Baum. Dann ging er eine Strecke in den Wald hinein und orientirte sich an gewissen Merkmalen, die vorerst seinen Weg bestimmen sollten. Zufrieden kehrte er zurück und sah aufmerksam an dem mondhellen Himmel herum.

Auch diese Forschung schien zu seiner Zufriedenheit auszufallen. Nun eilte er dem Palaste des Grafen zu. Noch einmal stand er still. Er überlegte, ob er zur Vervielfältigung seiner Person seine alten, halbvergessenen Künste wieder hervorsuchen sollte. Er war Ventriloquent und konnte, er allein, einen solchen Lärm vieler Stimmen verführen, daß er öfter in seiner Narrenmanier die ernsthafte Polizei hatte in seinem Possenspiel mitagiren lassen. Allerdings wollt' er, wenn die Umstände es gestatten würden, von diesen Künsten Gebrauch machen. Jetzt trat er in den Palast und Saal.

Er horchte! in dem Cabinet des Marcell war alles still; leise schloß er auf und war froh erstaunt, den Mann fest schlafend zu finden. Sacht', behende wie ein abgerichtetes Thier überdeckte er mit einer Lederkappe Gesicht und Haupt des Schlafenden und fing gleich an, die gefalteten Hände desselben zu umbinden: Marcellus erwachte und sprang auf; allein bevor er zu sich selbst kommen konnte, war der Knoten des Bandes geschlungen. Der gefahrdrohende Mann war des Gebrauchs seiner Arme und seines Gesichts beraubt.

„Was geschieht mir!" fragte er in dem Tone eines schmerzlichen Selbsterstaunens, doch gefaßt.

„Können Sie reiten, sagte dagegen Frech.

„Welches ist mein Geschick?" sprach Marcell.

„Das Geschick derer," entgegnete Kilian in einem hohlen Baß, „die der Tyrannei die Stirn zu bieten wagten. Wer Machthabern in ihrem vollen Leben mit den weisen Reden einer abstracten Tugend entgegentritt, ihn treffe Verbannung oder Tod! Verbannung oder Tod Allen, die lebendig lebenden, großwirkenden Menschen kein Menschliches nachzusehen im Stande sind."

„Nun denn," entgegnete Marcellus, „ihr feigen Scher-

gen eines Gewaltherrn, dessen Ende gewaltsam sein wird, Verbannung oder Tod, welches von beiden ist mein Loos!"

Dem erboßten Frech raunte ein böser Geist zu „Tod" zu sagen, allein er bezwang sich und erwiederte mit einem Tone, der wieder anders klang und von der andern Seite her:

„Verbannung trifft dich, du schlechter Prophet!"

„Können Sie reiten," wiederholte Frech mit seiner Stimme.

„Ich kenne diese Stimme," sagte Marcellus, der geglaubten Uebermacht sich fügend. „Ihr wollt in die Urwälder mich entführen?"

„Ja," entgegnete Frech, „und zum dritten Male: können Sie reiten?"

„Ich habe mich vor Zeiten mehr mit ritterlichen Uebungen abgegeben, als es mir geziemt hätte," entgegnete Marcellus.

„Wohlan, so folgen Sie," sprach Frech in tiefem Baß.

„Führt mich, wohin ihr wollt," antwortete Marcell, „eurer Gewalt unterwerf' ich mich. Meines Lebens an diesem Orte, wo Willkür bald und Laster im Schwange gehen müssen, hab' ich ohnedieß von Herzen satt. Nach der Einsamkeit sehn' ich mich, jedoch — verhungern werdet ihr mich nicht lassen!"

„Nein," entgegnete Frech erweicht, „nein, Marcell." — „Zum Henker!" fuhr er sich verbessernd fort, „Großmäulern stopft man den Mund. Lernt Ihr in Eurer Einsamkeit, daß das Leben kein Rechenexempel ist. Das Absolute muß aus der Welt heraus."

„Sehr wahr!" sprach Marcell, „den Gerechten haben sie an das Kreuz geschlagen."

„Und Ihr als minder gerecht werdet nun deportirt; so stuft sich das ab!" sagte Frech.

„Ich leide um einer guten Sache willen," sprach Marcell, „sie wird dereinst auch hier triumphiren; Gott straft den Uebertreter."

„Wenn Ihr nur das Prophezeihen unterließt," sagte Frech. „Die Zeiten haben wir gehabt. Zur Sache, kommt, kommt!"

„In Gottes Namen!" versetzte Marcell resignirt.

21.

Schon seit vielen Wochen war Frech von der tollkühnen Reise zurückgekehrt. Seine Erzählungen, überwiegend voll von lebhaften Schilderungen jener massenhaften, schaurig großen Natur, in deren Schooß der entzückte Mensch sinnlos sich zu verlieren in Gefahr ist, lauteten in Bezug auf Marcellus höchst beruhigend.

Dieser geistige Mensch, sprach er zu seinem Grafen, sei von je eine einsame Natur gewesen und scheine gleichsam zum Bewohner dieser Urwelt geschaffen. Die charaktervolle Melancholie, die erhabene Erstarrung, von dem Glanz einer fremdartigen, überschwenglichen Vegetation durchrankt und durchblüht eigne einem Charakter auf das beste, der seit Jahren von dem Minutiösen und Terrestrischen des vielbewegten Lebens sich fern zu halten gesucht, in die Anschauung einer Ideenwelt sich vertieft. Dort könne er ungestört seinem Hange nachleben, ungestört jene Seligkeit auskosten, die Welt sub specie aeternitatis zu schauen. Was wäre vor dem Auge des Weisen diese Spanne Zeit! Auch füge er sich mit Sinn und Geschmack in sein Schicksal, von dem man nur bedauern müsse, daß es nicht alle Kanzelhelden und Kathedergelehrten mit ihm theilten. — Uebrigens hab'

er ihn einige und zwanzig Meilen in den Wald hineingeführt, und seine Wiederkunft sei um so weniger zu besorgen, weil er selbst sie nicht scheine betreiben und suchen zu wollen. —

Friedrich's Tage wurden während der nächsten Monate theils durch Geschäfte von augenblicklicher Wichtigkeit, theils durch die Ausführung seines Vorsatzes hingenommen, in und neben dem neuen Gesetzbuch dem Volke eine Verfassung zu verleihen, mittelst deren er sich selbst zum Herrn und Regenten zu proclamiren gedachte. Henriette fand demnach die nöthige Einsamkeit und Zeit, um sich von dem Schlage, der sie getroffen und gleich sehr mit schmerzlichen, als reumüthigen Gefühlen erschüttert, in so weit zu erholen, daß ihre Seelenlage wieder in den ruhigeren Zusammenhang mit dem Weltganzen einzugehen vermochte.

Fast ein Jahr war dahin, bevor der Graf sich bereitete, die zarte Frau wieder aufzusuchen, nach welcher er diese unbezwingliche Sehnsucht nährte. Allein begab er sich zu ihr.

Die Stimmung, in der er ihrem Hause und Garten nahte, war so sehr die einer weichherzigen, seelenvollen Liebe, daß dieser Jüngling mit jenem Friedrich nichts gemein zu haben schien, welcher in den Eruptionen einer durch Widerstand gesteigerten Leidenschaft mit wilden Thaten das Schicksal herausgefordert hatte. Jedoch diese Stimmung bewies nur, wie wahr und tief er darin gefühlt, daß er seiner und Henriettens Liebe das Genie vindicirte, keineswegs, daß er deßhalb berechtigt gewesen, wider das hohe Schicksal anzukämpfen, denn auch diese Liebe wie alles nur Menschliche war vergänglich: eine Einsicht, deren furchtbaren Gehalt kein Lebender ernst, praktisch zu fassen vermag außer in seinem Tode.

Friedrich fand Henrietten nicht in ihrem Hause, man

geleitete ihn zu dem Garten, woselbst er dem geliebten Wesen abermals begegnen sollte.

Die Gegenwart Minna's machte das Wiedersehen von Friedrich und Henrietten erträglich. Die geselligen Formen kamen dießmal den allzugemischt aufgeregten Gemüthern auf das beste zu statten. Minna, die unbefangenste, sprach Manches herüber und hinüber, der Graf antwortete ihr auch; bald jedoch fühlte es sich heraus, daß ihre Gegenwart zu der Verfassung der Liebenden nicht mehr stimme; sie nahm einen Vorwand und entfernte sich. —

Wenn es Liebenden vergönnt wäre, ihrem verklärenden Muthe gemäß in Wort, Geberde, Blick und Kuß die Herzen zu tauschen, noch wäre das alte Paradies auf Erden. Allein der Traum der Dichtung muß an der Macht der Wirklichkeit zerfließen, die erhabene Empfindung die inbrünstige Leidenschaft gebären. Aus Kindern, deren ganzer Reichthum die süßeste Empfänglichkeit, werden Männer, Weiber, deren Vermögen die trotzend lügnerische Selbstkraft. Im Tode der Wollust, Reu' ist Wollust, endigt das gefallene Geschöpf, und mag, falls es glaubt, zu dem ewigen Leben auferstehen in der neuen Creatur.

Friedrich und Henriette empfanden in ihrer gegenseitigen Nähe jene himmelsüßen Regungen, aus welchen alle Liebe ihren Ursprung zieht; allein sie waren beide in ihrer individuellen Entfaltung zu weit vorgeschritten, um sich nicht bald gestört zu sehen in hohen Empfindungen, die an und für sich charakterlos und leer schlechterdings Gehalt und Bedeutung nur hernehmen können aus jener biographischen Durchbildung. Friedrich, der Lebende, der Verschuldete, war jener überschwenglichen Sehnsucht quitt; die gewaltsame, vernichtende Erregung in den Feuern der Wollust, sie allein konnte ihn befreien von dem Schmerze dieser Existenz, ihn befähigen

für die Erhebung in dem neuen Menschen. Henriette, nur durch Gesinnung und Charakter selbst verschuldet, nicht in dem reinen Himmel des angeborenen Daseins durch gewitterhaft feindliche Kräfte erschüttert, nur getrübt durch Wolk' und Schatten einer bang-seligen Erinnerung, durfte seelenvoller lieben und ihr Gemüth schwärmerischer ergießen. Friedrich hörte mit dem Gefühl der Wehmuth auf den Ton und die Rede dieser Psyche, er sah sie gleichsam vor seinen Augen sich entfalten: heiß aus der Brust trat ihm das Wasser in die Augen. Von ihrem Leben im Vaterhause erzählte sie, wie sie zärtlich gehalten und verwöhnt worden von dem zu empfindungsvollen Vater: ihre Mutter war früh gestorben. Ueber die bräutlichen Monde und ihre Geschichte als Gattin sprach sie nur, um ihren leichten, lachenden, kindischen Sinn zu schildern, und wie ihr der theure Vater dann gestorben und sie in einer herrlichen Erwartung nichts bedenkend diesem Lande zugeeilt wäre.

„Dann aber," fuhr sie fort, „ist mir ein ganz anderes Gefühl, ein anderer Geist aufgegangen: fragen mußt' ich! Sinn und Bedeutung von dem, was ich gelebt und was mich umgab, mußte mir kommen. Da alles nur Bild und Ausdruck einer innern Seele, so sehnt' ich mich nach der herzlichen Erkenntniß dieser Seele."

Schaam verherrlichte sie, da sie so fortsprach:

„In einem Labyrinthe irrt' ich umher, aber Geist und Liebe wurden mir Führer, und ich gewann Licht und Leben in dem Vollgefühl des Zukünftigen, von welchem alte Weissagungen erzählen und das ewig junge Verlangen."

Friedrich war vor der Verstummenden niedergesunken. Er schaute zu ihr empor: in seinem spiegelnden, schwimmenden Auge wohnte seine Seele.

Henriettens verzückter Blick versank in den seinen, und

in der Wollust einer unsäglichen Sympathie rannen Schauer durch ihren Leib. Sie wollte etwas sagen, allein sie ward keines Wortes mächtig, so neigte sie zu ihm —

„Meine Geliebte!" sagt' er und fragend, flehend: „Meine Gattin?"

Wie sich wiederfindend, aufseufzend, weinend und doch mit einer himmlischen Freundlichkeit nickte sie ihm.

Er hielt den lieblichen, rosenschönen Körper in Armen. Die Welt zerrann ihnen, ihr Verständniß schien die Natur zu verklären, den Bund der Entzückten schien sie zu feiern. Wie mit durchmannten Fittigen erhub sich ein liebender Wind, küßte und durchschauerte Wald und Au; der Mond strahlte überschwenglich hell, und mit zwiefacher Lichtkraft blitzte seinem Wandel das Heer der Gestirne.

Drittes Buch.

I.

Im Verlauf der Jahre machte es sich je länger, je mehr in den Gemüthern von Friedrich und Henrietten geltend, daß der tiefe, aber mystische Charakter ihres Bundes der individuellen höheren Haltung und Durchbildung entbehre. Sie waren beide genialisch genug, die Motive für die Wahrheit, die Erscheinung, die natürliche Persönlichkeit nicht als die Wahrheit selbst gelten zu lassen, allein sie fanden in dem sie verschlingenden Abgrund des Daseins die Auferstehung nicht, das neue Leben, die ewige Persönlichkeit in Gott, wenn schon sie nach derselben sehnten und rangen. Da sie überdieß durch ihre hehre Ungeduld, durch die überwiegend göttliche Begabung ihrer Naturen auf allen Lebenspunkten zu schnell über die Erscheinung hinausgeführt wurden, geschah es, daß diese tiefen Menschen weder an dem Reiz der Entfaltung ihres irdischen Daseins eine rechte Erquickung, noch in dem bodenlosen, musikalischen Sicherwühlen eine Befriedigung gewannen. Freilich wohnt des erlösungsbedürftigen Menschen einziges Heil in dem Glauben an den Geist Jesu, an Christus, der lebenvoll das Wahre und Schöne in sich eint: al-

lein der Glaube kann nur als ein so zu sagen natürlicher Actus der Wiedergeburt völlig befriedigen, und diesen erlebt vor der verheißenen Wiederkunft des Weltheilandes kein Menschenkind.

Henriette hatte ihrem Gatten zwei Kinder geboren: der Knabe, Julius, ein Kind von sechs Jahren glich ihr an Sinnesart und Körperbildung; das Mädchen, Clara, drei Jahre jünger, versprach das geistige Abbild seines Vaters zu werden.

Minna lebte in dem Hause ihres Schwagers. Wie sie von Henrietten wesentlich darin sich unterschied, daß sie weniger begierig nach der Tiefe, doch im dichterischen Besitz derselben, in dem schönen Gleichgewicht harmlos an dem Dasein ein Genügen fand, mochte sie, weil illudirt, des christlichen Geheimlebens entbehren, ohne in dieser Entbehrung von dem glückseligen Zustande ihres Innern etwas darangeben. Individuell weniger tief als Henriette war Minna historisch lebhaft interessirt. Das Entstehen und Fortschreiten der Colonie waren Gegenstände ihrer Frage, ihres Nachdenkens, ihrer Begeisterung. Wenn Friedrich mit Verdruß bei Henrietten kein Ohr fand für seinen Lebensberuf, so lobte und bewunderte denselben das heroische Mädchen; ja, sie erwärmte und begeisterte sich, daß Friedrich so Großes begonnen und mit eiserner, alle Widerstände durchbrechender Beharrlichkeit hinausgeführt. Das entzündete ihn in Theilnehmung, in Sympathie; er mußte sich's gestehen, daß ihn Minna sittlich ergänze, da ihn Henriette nur tiefer und füllreicher in sich versenke. Mit ungemischtem Vergnügen verfolgte er das neue Glück und täuschte sich absichtlich mit dem idealen Gefühl dieser Jungfrau. — Nach Gestalt sehnten beide Gatten, und es ist in Frage zu stellen, ob Henriette, wenn ihr ein bewußter, rein poetischer Charakter in Heiter-

keit und Kraft theilnahmvoll begegnet wäre, würde unversucht geblieben sein.

Um diese Zeit geschah' es, daß Friedrich den lange gefaßten, von allen Seiten gründlich vorbereiteten Entschluß in das Leben setzte: er schenkte seiner reichen und mächtigen Colonie eine Verfassung. Dieß große Factum ward nicht nur zum Anlaß einer Katastrophe seines untergrabenen, schwankenden häuslichen Glücks, auch einer gänzlichen Zerrüttung desselben.

2.

In dem Audienzsaale des Grafen waren die höchsten Beamten, Officiere und Kaufherrn der Colonie, viele Gesandte fremder Mächte versammelt, die sämmtlich im Staatskleide des Regenten harrten. Auf heute hatte er die Versammlung allen Volks, man darf sagen, aller seiner Unterthanen befohlen; jene nächsten Diener seines Wortes sollten ihn zur Comitie begleiten.

Aus den Mienen der Anwesenden leuchtete nicht hervor, daß hier der freisinnige Geist selbstwollender Charaktere herrsche; die Züge des Angers, Fugger und Olearius, bei welchen ein solcher Geist vorausgesetzt werden mochte, umflorte Unmuth, ein stolzer Gram, gekränkte Freiheit. Um Gunst buhlende Augen, lächelnde, nichtssagende Physiognomien sah man, geputzte Menschen: dem Hoflager eines absoluten Fürsten glich die Versammlung.

Angers zog den Fugger aus dem Gedränge der unterwürfigen, willenlosen Hofleute in eine Fensterbrüstung, und sprach sogleich in einem Tone, der nicht weniger schmerzlich als heftig war:

„Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Ich hab's nicht glauben wollen bis auf diesen Tag, nun ist die Entscheidung nahe."

„St!" sagte Fugger mit dem Finger am Munde, „Sie reden zu laut."

„Dazu sind die unerhörten Anstrengungen geschehen," fuhr Angers ungestört fort, „die ungeheuren Vorbereitungen getroffen, daß nun auch hier die alte, verwitterte Majestät zu Tage kommt und ihre klägliche, überstandene Rolle spielt. Marcellus, Marcellus!"

„Sie bringen uns in Gefahr," sprach Fugger, „ich verlasse Sie: wie mögen Sie einen Namen nennen, der mehr als gehaßt ist, der" —

„Ich habe ihn ungescheut bisher genannt," sprach Angers, „und will ihn, ob auch seine stolzen Lippen erblassen, dem Despoten wieder und wieder in das Angesicht nennen. Lassen Sie uns nicht fragen, mein Freund, welches das unerklärte Schicksal dieses Marcell geworden, er allein, so weit sie sich bis itzt entwickeln konnte, hat unsere Zukunft richtig geschaut."

„Wir haben doch nur Vermuthungen!" entgegnete Fugger.

„Wer täuscht sich damit?" entgegnete Angers. „Fugger, gehen wir mit der Sprache rein gegen einander heraus. Nachgerade handelt es sich hier um nichts mehr und nichts weniger, als um die Selbstherrschaft."

„Sie erschrecken!" sagte Fugger. „Welche seiner Handlungen wiese direct darauf hin, wann hätte er dergleichen ausgesprochen?"

„Direct oder indirect," sagte Angers, „ausgesprochen oder nicht: das Factum stellt sich so! Schauen Sie diese Versammlung an! Wovon sind diese Gänsegesichter bewegt?

Von ihm! sein Futter fressen sie, seinen Namen schnattern sie, sie sind durchhin Creaturen seiner Willkür! Auch nicht so viel Witz ist in ihren Schädeln, nicht so viel Muth in ihren Herzen, daß sie nur das Geringste sich vorstellen und unternehmen möchten, wenn dem nicht zuvor das Siegel der Zulässigkeit von seiner Erlaucht aufgedrückt worden. Jammervoll, daß er dieser begüterten, gebildeten Menschenclasse sich hat zum Götzen machen dürfen, doch ist es so! — Sie treten mit mir hinaus! Die Colonie, diese mächtige Staatsgesellschaft, seit den letzten Jahren um Tausend und aber Tausende vermehrt, ein Verein von nahe einer Million Menschen, fühlen sie sich? Nullen sind sie, er das Eins davor, von ihm leiten sie Halt her und Bedeutung, Wärme und Begeisterung von ihm. Vergafft sind sie in ihn. Von seinem Augenwinken bis zur donnerndsten seiner Reden, von seinem Lockenhaar bis zu seinem schöngeformten Fuß, wie er reitet, ob Schritt, ob Galopp, wie er steht und geht: er ist der Mann nach ihrem Herzen; seine weiße Hand mag ihnen schmeicheln, oder sie ohrfeigen, sie sind seine submissesten Knechte; er hat sie einmal hingerissen, er hat ihre Begeisterung einmal entflammt, und so erstickt in leerem Fanatismus Fähigkeit und Bildsamkeit. Es wird sich heute zeigen. Fugger, wir haben schon jetzt kein Volk mehr, keine Menschen, keine Colonie: nur ihn und einen Haufen verblindeter Sklaven! Das ist sein Werk, ob gewollt oder nicht, ob er ein geborener oder absichtlicher Herrscher, zu einem hohlen, behaglichen Menschendienst hat er das Volk herabgewürdigt. Menschen, die hergekommen, mit eigenen Sinnen wahrzunehmen, in dem Genuß der eigenen Fähigkeiten wirkend sich zu entwickeln, der ächten Freiheit einer selbstständigen Verbrüderung inne zu sein, sind in das Element zurückgestoßen oder zurückgefallen, dem sie zu entspringen meinten. Ohne den geschicht-

lichen Fetischdienst sollen sie nun einmal nicht leben, sie müssen sich sporniren lassen, ihnen ist nicht wohl, wenn sie die Kinnkette nicht fühlen. Und er? Nun, er schult und reitet sie, daß es eine Lust ist, mit anzusehen. Pah, pah, sie taugen beide nichts, Regent und Volk!"

„Und wenn Ihre Ansicht nicht hyperbolisch wäre," begann Fugger —

„Wenn! wenn!" unterbrach ihn Angers, „sehen wir's leider nicht mit Augen? Dieß Geschlecht gebiert riesenhafte Ideen und duckt scheu, wenn ein Adler schweift; zur Sonne giebt es vor zu *fliegen und nistet in dem nächsten Zweig, der es schützt und nährt; es bellt nach Freiheit, und der erste,* beste hingeworfene Knochen ist seiner unermeßlichen Begier genugsam."

„Darin, Angers," sprach Fugger, „pflicht' ich Ihnen bei. Die Menschen scheinen weder für die politische, noch kirchliche Freiheit reif; der Popanz Gesetz muß mit dem Knittel über ihnen stehen, in blöder Unterwürfigkeit sollen sie vor ihm sich beugen, sie müssen belastet schwitzen. — O bittre Frucht langjähriger Erfahrungen! Wir Thörichten kamen mit anderen Hoffnungen her! Allein wie mag der Graf einstehen für das sinnlich versunkene Geschlecht; was bleibt ihm übrig als das Herrschen, wenn Alle dienen wollen?"

„Was ihm übrig bleibt?" entgegnete Angers zornig, „das fragen Sie? Zur Freiheit soll er erwecken die Verlornen, entwickeln, bilden ihre verborgenen, traumhaften Kräfte, den sittlichen Muth beleben, ihnen Willen schaffen und Charakter, den Gemeingeist in's Leben rufen und gestalten! Allein er schützt sie, er mehrt ihren Gewinn, sorgt auf das Beste für die Bagatelle ihrer sieben Sachen: sich behält er den selbstischen Genuß vor des Geheimnißstandes der Menschheit! Sind nicht schon jetzt dem Volke Staatsangelegenheiten

ein Mysterium, und wird demselben durch diese soi disant Verfassung nicht auf immerdar Einsicht, Geist und Wille abgeschnitten?"

„Sie sehen zu schwarz," entgegnete Fugger lebhafter, als bisher, „er gewährt dem Volke große Freiheiten, die berathende Stimme läßt er ihm."

„Was hat denn er zu gewähren," sprach Angers wild, „er usurpirt! Was hat er zu lassen, da der Reichthum des Volkes ist! Berathende Stimme? Pah! Leimruthe, Lockspeise, ein Nach und Nach der hervortretenden Tyrannei! Nein, die Dinge nehmen eine verzweifelte Wendung; in der Kürze, es wird sich zeigen, spukt hier das Gespenst Selbstherrschaft, in dessen Nähe kein Menschliches gedeihen mag."

Ein Murmeln lief durch die Versammlung, Alles schickte sich an, geordnet, auf das Beste zu repräsentiren; der Graf erschien. Er war einfach und fein, bis zum Nachlässigen bequem gekleidet, in der rechten Hand, die von einem unermeßlich werthvollen Rubinringe geschmückt war, hielt er eine Papierrolle. Leicht grüßend warf er einen schnellen, aber durchdringend kühnen, entschiedenen Blick auf die Anwesenden; alle glaubten sich bemerkt. An Angers, der ihm zunächst stehen durfte, wendete er sich dann mit einigen freundlichklingenden Worten. Ohne dessen Antwort abzuwarten, indem er in seiner Weise ungeduldig mit dem eingezogenen rechten Fuß den Boden schlug, sprach er zu allen laut diese wenigen Worte:

„Meine Hereen! Wir gehen einem großen Geschäft entgegen. Fühlen Sie die Wichtigkeit der Stunde, sie entscheidet das Geschick von Generationen. In dem Ernst dieses schweren, fruchtbaren Gedankens, der Würde des Augenblicks angemessen, begegnen wir der harrenden Comitie. Bei der wahrscheinlich kolossalen Aufregung des Volks empfehl' ich

Ihnen Ruhe, Fassung und Haltung. Der Gott sei günstig! Folgen Sie mir, meine Herren!"

Umgeben von dem nun sehr ernsten und seinem Vorbilde gemäß doch hellblickenden hoch, leicht und freigestimmten Cadre der Vornehmsten, Intelligentesten seiner Colonie begab sich der Graf zu der harrenden Volksversammlung.

3.

Der Tag war strahlend hell. Bis zum undurchdringlichen Waldsaum riesenhoher Bäume erglänzte die Flur in einem prächtigen, blumenbunten Grün. Auf ihr geschah die Comitie, viele Tausende von Menschen bedeckten das Antlitz der Erde. Zum Forum war die Stätte vorgerichtet, Tribunen aufgeschlagen. Die Altane derselben, staffirt mit kostbaren Emblemen, welche den Charakter der kaufmännisch kriegerischen Colonie aussprachen, schmückten flatternde Fahnen und Bänder. Hier befand sich in phantastisch reichem Putz, dessen Farben mit der umgebenden Natur wetteiferten, der Frauenflor der Colonie. Für den Grafen selbst und seine nächste Familie hatte man, der Versammlung gegenüber, einen Balcon errichtet, der vor den andern unvergleichlich prachtvoll von Gold und Edelgestein, Sammet und Seide glänzt' und strahlte. Den schweren Baldachin desselben zierte das gräfliche Wappen, in welchem die mächtige Krone alle Felder überdrängte und in Schatten setzte. Erzklänge von Musikchören, deren Zelte nicht gesehen wurden, durchschallten die Luft, in sie mischte sich das Gemurmel der erregten Menge. Die Erwartung war auf das Höchste gestiegen.

Mit eins zerriß ein unermeßliches Rufen die Luft, die Damen winkten und neigten, Fanfaren schmetterten: der

Graf erschien! Sein Gefolge nahm die nächsten Balcone ein. Er selbst bestieg, von Henrietten, seinen beiden Kindern und seiner Schwägerin begleitet, von seinem Leibdiener gefolgt, die Tribune des Regenten. Als er auf der Bühne sichtbar ward, steigerte sich der Sturm der Aufregung, sein Name klang von allen Lippen, und er steuerte nicht dem schönen Aufruhr. Sein Ansehen strahlte von Macht und Heiterkeit, er war selten so schön gewesen. Sich mochte er das Wohlsein, die glückliche Begeisterung dieser großen Menschenmenge zurechnen, und einer egoistischen, ruhmsüchtigen Bestrebung bis auf diese Stunde nicht schuldig, durfte er getragen von dieser ungeheuren Sympathie ein Glück kosten, dessen Empfindung den Heros in den Olymp entzücken muß.

Fein und ganz erröthet hing Minna mit einem überraschenden Enthusiasmus an seiner Geberd' und Haltung. Ihre zu großen Augen spiegelten ein hohes, völliges Glück! Wunderbar mahnte ihr Anblick, er riß über die Schranken der natürlichen Empfindung hinaus: auch diese Jungfrau schien in dem Moment die Höhe ihres Lebens zu haben. Friedrich und Minna wurden das Anschauen, die Phantasie Aller; leise und laut winkte, rief man einander zu, wie schön sie seien und wie groß!

Henreitte trat in den Schatten. Sie schien den Moment nicht zu empfinden, und ihre verborgene Schönheit hatte nichts in die Augen Fallendes, Ostensibles, nur mysteriöser vermochte dieselbe sich zu entwickeln; auch war Henriette von Privatempfindungen so verdunkelt und verstört, daß sie eher einer apathischen, räthselhaft melancholischen Begleiterin Minna's glich, als dem Weibe dieses begeisterten, hohen Fürsten. Dagegen glänzten Julius und Clara, seine Kinder, lieblich wie Sterne.

Genug hatte sich das Volk an dem Anschauen seiner

Regentenfamilie geweidet. Friedrich winkte, und die Versammlung aller dieser Menschen war so lautlos, als ob sie in Stein verwandelt worden wäre. Tausend und tausend Augen hingen an dem Antlitz ihres Führers. Nur das Sausen des fernen Urwaldes und ein leis' und mächtiges Getön der näheren See ward vernommen. Nach einem Stillschweigen mit der klangvollen Tiefe seines herrlichen Organs redete Friedrich diese Worte:

„Wie ihr, habe auch ich nicht gerastet! Eure thätige Entfaltung lieh mir den Stoff, ich hab' ihn gebildet! Das neue Gesetzbuch, nach meinem Namen genannt, wird in das Leben eintreten. Diese Stunde datirt den bewußtvoll geistigen Organismus meiner Colonie; wir sprechen uns mündig in der Reihe der Staaten, wir erklären uns für souverain, für gesetzlich constituirt, wir sind ein Volk!"

Diesen Worten folgte eine maaßlose Aufregung. Friedrich, einen Augenblick seiner nicht Herr, wendete sich zu den Seinigen herum; Minna's Blicke leuchteten in die seinen. Dieser Moment entschied Beider Geschick. Die Thränen stürzten dem Mädchen aus den geöffneten Augen, und sie blickte ihn unverwandt an. So viel höher war ihre Begeisterung, daß er sie bewundernd sich selbst wiedergewann. Er suchte Henriettens Augen, aber in einem rücksichtslos zornigen Erstaunen sah seine Gattin, ohne ihn wahrzunehmen, auf die selbst- und weltvergessene Schwester. Er blickte augenblicklich weg, und mit Wohlgefallen und Stolz verweilten seine Augen bei den schönen, einer großen Zukunft entgegenreifenden Kindern! Schnell faßte, wendete er sich, und wieder im Anblick des Volks begann er zu reden. Gleich war Stille, von Wald und Meer umtönt sprach er:

„Nicht etwas Fremdes bring' ich euch heran; ich will euch mit einem Kleide nicht umgeben, dem eure Gestalt

nicht genugsam wäre; ihr sollt durch mich nicht, der ich das Vollendete zu schauen mich unterstehe, mit einem Maaß von Gütern überschüttet werden, deren Genuß euch nicht befähigen, nein berauschen, rasend machen müßte! Das Bekannteste, Gewohnteste und Allernächste biet' ich euch dar! Die innere Verfassung, in welcher wir bisher mit einander gestanden, tritt durch dieses mein gegenwärtiges Wort gesetzlich ausgesprochen in Erscheinung und Gestalt. Wie wenn zwei Menschen in einem innern Bunde der Liebe gelebt, ohne sich zu verständigen mit dem Wort, nun aber Sprache finden ihrem Herzen und bekennen freudig ihren Bund: so wir! Das Pergament, welches ich hier erhebe, enthält die Worte unseres Lebens, wir feiern in ihnen ein Geistesfest des Bewußtseins, die That der Freiheit, in welcher wir bisher gewandelt! Demgemäß bin ich, euer Führer und Gesetzgeber, dem ihr von Vernunft wegen gehorsamt habt in Krieg und Frieden, in Wandel und Handel, ich bin zu euerm souverainen Fürsten erklärt, in welcher Würde und Hoheit mich erkannt haben und erkennen alle Lande und Fürsten, denen wir durch Verträge und Bündnisse gefreundet sind: ihr aber, die ihr bisher meinem Worte folgtet, das sich aus euerm Rath und Beistand genährt, seid hinfort meine Unterthanen geheißen; als solche helft ihr mir durch das Organ eurer Würdigsten, gesetzlich erwählt und abgeordnet zu mir, den Irrthum meiden, die Nothdurft schauen; ihr unterstützt mich, wo ich zu schwach befunden werden sollte, ihr haltet mich, wo mich ein Menschliches hinreißen sollte! — Dieß beides ist ausgesprochen, dargestellt in diesen, unsern Worten und hat Eideskraft als Natur der Sache, als der Ausdruck unseres Willens, wie er in Thaten sich bisher hat offenbart. Ich meines Theils erneure Gotte meinen theuersten Schwur, daß ich in Einstimmung mit seiner

Führung, wie ich bis jetzt geführt wurde, nun frei und bewußt mit allen thätigen und helfenden Kräften in mir mich den Euern nenne, Euern Fürsten und Regenten; ihr dagegen schwört deßgleichen, daß ihr zufrieden mit dem Zustand, in welchen euch die Vorsehung geleitet, mit Willens*freiheit* ihn erhalten wollt, in freudiger Hoffnung einer Zukunft, da Fürst und Volk, eines wie wir, ein höheres Fest, das Fest eines geistigeren Bundes feiern dürfen. Wie ich Euch Treue gelobe, gelobt sie mir!"

Der Graf hielt ein. Seine Geberde war die eines Menschen, der auf seine höchste Lebensfrage Antwort *erwartet*. Ein Zuruf unermeßlich erwiederte seiner Frage. *Nun erst* überragte sein Bild alle gemeine Anschauung, unvergeßlich drückte es sich der Menge ein, sie brach in ein unbeschreibliches Jauchzen aus. Er faßte vor sich die Brüstung, seine Rechte mit der Verfassungsrolle sank, sein Blick war wieder bestimmt worden, der Sturm des Aufruhrs legte sich, es ward lautlose Stille. Er redete wieder:

„Unser Verein ist bezeugt und beschworen: die Darstellung desselben im Großen und Einzelnen beginnt unter Anleitung meiner Beamten. Für heute überlaßt euch dem Vergnügen. Die Küchen spenden, Wein strömt aus *vielen* Brunnen; offne Tafel halt' ich, die Elite der *Colonie* ist geladen! Ich will, daß dieser Tag, den ein Moment bewußter, freiwilliger Eintracht von Regent und Volk geheiligt, jetzt und für alle Zukunft in einem Uebermaaß von Freuden und Gütern gefeiert werde! Trompeten, Posaunen, Pauken, leiht mir euern Klang und Athem: ein herzliches Vivat dem guten Volk, von Geschlecht in Geschlecht lebe unsere Verfassung!"

Unter stürmischen Tönen, von einem zwiefach erneuten Jubelruf der Menge geleitet, verließ der Graf mit den sei-

nen die Tribune und begab sich sofort in seinen Palast. Beamten traten auf, angestellt, die Lustbarkeiten des Volks zu leiten: sie verlasen das Programm der Vergnügungen, und die Menge ergab sich der erlaubten, reichorganisirten Lust.

Gedankenschwer ging Angers vom Platze. Ein bittres Lächeln spielte um seine Lippen.

„Verkappter Despot!“ murmelte er, „jämmerliche Menschendiener! Mir träumte gütiger.“ „Ach!“ setzte er melancholisch hinzu, „in der Politik kein Heil! Eine reinere, ursprünglichere Quelle muß ich suchen. Wollte Gott, ich fände sie.“

4.

Der Graf hatte es längst unterschieden und mit tiefem Wohlgefallen wahrgenommen, daß Minna's Person eine jungfräuliche Idealität umfließe, daß sie durch ihre gedankenvolle sittliche Begeisterung über die meisten ihres Geschlechts hervorrage: aber es war ihm bisher nicht aufgegangen wie heut, da er in ihr wunderbar ergriffen das Bild einer erhabenen Ekstasie schaute, daß sein Haus ein Wesen herberge, welches die Einfalt eines Kindes mit dem Schwung des Seraphs in sich eine.

Gleich nach seiner Heimkunft begab er sich auf seine Zimmer, um einsam dem Andrange dieser neuen Kräfte in sich Raum zu geben. Sein Bezeigen war unruhig, lebhaft, unverweilend. Bald saß er und stützte das schwere Haupt, dann gieng er wieder; er trat an das Fenster, er suchte die Tiefe des Zimmers. Er fragte sich, wo er seine Augen gehabt, daß er ein Mädchen von dieser Geistigkeit und hochfliegenden Seele nicht gleich gewürdigt wie nun. Er ver-

glich sie Henrietten: „Wie die kleinsinnige Frau da gestanden in jenem herrlichen Augenblick! ohne Sinn, profan und äußerlich dem großen Geist, der Aller Herzen durchfluthet! So ducke das Huhn und berge sich scheu, wenn über ihm der Sturmvogel den weiten Himmel messe! Natürlich, diese Frau könne nichts als lieben und dichten, dichten und lieben! Auch nicht das geringste großgeschichtliche Bewußtsein sei ihr eigen, ihre sinnliche Begeisterung verschlinge sie gänzlich! Gedenk' er dieser Jungfrau, wie lichtvoll und leicht ihm sei, wie geistig und doch elektrisch sein Verlangen! Schwanengleich, majestätisch sei ihre Schöne; ihre Schüchternheit und Grazie verstricke ihn! Daß sie eben itzt auf den höchsten Höhen seines politischen Fluges ihm habe in ihrer erhaben lieblichen Würde erscheinen müssen! Er hätte vor ihr hinsinken mögen! Wie der Engel des hehren Moments wäre sie ihm genaht; ja, ja, sie wäre der Engel dieses Moments gewesen." Winzig däuchtete ihm seines Weibes Gemüth und Schöne. „Alles sei klein, schlicht individüell an dieser Frau, da jene in Zügen und Sinn das Gepräge der Unsterblichkeit trage!"

Friedrich hatte kein Gedächtniß, keine Erinnerung mehr; gänzlich hatt' er vergessen, daß ihn just diese eigensinnige Wärme und Blüthe an die durch und durch weibliche Henriette gefesselt. Voll von dem Ruhm, von der Kraft und Phantasie des hohen Augenblicks dünkte ihm nichts wünschenswerth, als Minna's Wiedersehen, sie zu sprechen und zu feiern; nichts so widerwärtig, als von seiner Gattin Herzenswärme überdrungen zu sein. Er fragte nicht, er ward dahingerissen und ließ sich dahinreißen. Nach diesem unruhigen, traumhaften Verweilen von kaum einer Stunde verließ er sein Zimmer, um sie aufzusuchen.

In der Erfahrung der Untreue seines Gemüths: Untreue

aber ist das Erbtheil aller, wie die Schrift sie heißt, natürlichen, der selbstischen Menschen, daher ihre Bündnisse in Freundschaft und Liebe, wenn dieselben sinnlich lebendig bleiben sollen, und eine andere Lebendigkeit kennen sie nicht, Treue und Ehe, ihnen eine erstarrende Gesetzlichkeit, nicht zulassen: in dieser Erfahrung hätte es dem Grafen auf das Neue sonnenklar aufgehen müssen, welch eine Bewandniß es mit seiner Berechtigung habe, gegen das Geschick anzukämpfen! Dieser sein Kampf war der der Leidenschaft gegen die Vernunft, des Charakters gegen den Geist, und nimmermehr durfte er auf irgend eine Gerechtsame seines selbstischen Glücks trotzen, wie er lebenberauscht in der Einbildung einer untrüglichen Wahl sich vorredete. — Weil Friedrich's Glauben kein reales Sein, nur ein Werden gestattete, war er nothwendig an den Standpunct der bloß historischen Menschen verrathen. Kein Wunder, wenn er, der genialisch zu leben sich gedrungen fühlte, fort und fort mit seinem Geschick in Widerspruch gerieth. Sein Loos war das gemeine; aber die Action seines Innern zog dasselbe gänzlich an sein wahres Licht, während die Passivität Anderer stumpfsinnig über sich ergehen läßt, was nicht zu ändern. Nur wo Neigung und Gesetz eines geworden, in der vollkommenen Welt, welche den Menschen mit der Wiederkunft Christi verheißen, kann der Charakter ihrer Bündnisse Geist und Liebe in eines, Treue sein. Die Schwüre des natürlichen Herzens sind Meineide, und welcher Mensch hienieden wahr und lebendig mit sich umgeht, wird über die Zerrissenheit seiner Existenz in allen Verhältnissen n u r durch Sehnsucht und Hoffnung seiner einstigen Güte und Ruhe erhoben zu sein bekennen.

5.

„Er ist ja mein!“ Bei diesem sie eben so erstaunenden, als überzeugenden Wort verweilte Henriette, wenn sie leidenschaftlich vibrirend die Möglichkeit ermaß, daß sie werde mit einer Andern die Preise seiner Gunst theilen müssen, vielleicht ihn verlieren an eine Andere, denn sie liebte ihn noch, und in der Eifersucht hatte sich ihre Liebe verjüngt. „Er ist ja mein!“ Bei diesem Wort, in dem Gedächtniß ihres vollen, erschöpfenden Lebens mit ihm däuchtete es ihr ganz unmöglich, wie das anders werden solle, er in eine fremde Leidenschaft könne hingenommen werden. Nicht jene Liebe, die von der Hoffnung sich nährt; nein, die glühende Leidenschaft eines Weibes, das sich in den Besitz gesetzt der ganzen Fülle von Erfahrung und Genuß, einte sie in Friedrich. Ihr rechtmäßiges, tief durchdrungenes Eigenthum, wie ihr dasselbe aus den Händen entwunden werden könne, schien ihr undenkbar wie alles Letzte, unbegreiflich wie ihr Tod. In dem Gedanken, daß er sich ihr entfremden, sein Gemüth, seine Begier Minna zuwenden könne, fehlte sie sich selbst. Sie erstarrte, und um nur Luft zu kriegen, hätte sie das Schlimmste, das Rächerischste unternehmen können.

Minna verleugnete sich nicht, daß sie von Anfang in einem unterscheidend höheren Grade, als sie Individualitäten sonst zu empfinden pflegte, eine Neigung zu Friedrich genährt. Jedoch war es, so zu sagen, die geistige Persönlichkeit des Jünglings, welche sie so lieb und voll beschäftigte. Ihre Neigung konnte sich von allem Verrath an Henriettens Liebe freisprechen. Heute zum ersten Male nahm sie in der Art, wie Friedrich sie angeschaut, etwas sie fremd Aufregendes wahr: allein sie deutete dieß auf die Erhöhung

ihres Lebensgefühls in diesem schönen Moment, und von würdigen, großen Gefühlen voll legte sie kein Gewicht hierauf. Die rücksichtslos leidenschaftlichen Ausbrüche der eifersüchtigen Henriette konnten das bisher hochpoetische Mädchen nur in Bestürzung versetzen, und sie hatte den heftigen Vorwürfen der Schwester nichts zu erwiedern, als ihr bis itzt ungetrübtes Bewußtsein.

In solcher Gemüthslage begegneten die Schwestern einander kurz nach ihrer Rückkehr von dem Forum. Henriette trat höchst animirt in das Zimmer Minna's ein und gab sich sogleich der Ausgelassenheit ihres eigensinnigen, grenzenlosen Gemüths dahin. Noch war sie reizend, wie je zuvor. Andere Vorzüge mögen andere Weiber auszeichnen, Henrietten kleidete die Liebe; ja, wenn die Leidenschaft maaßlos zu werden drohte, ein Fall, in welchem die meisten Weiber alle Süße und Anmuth einzubüßen pflegen, dann erst erhöhten sich ihre Reize hinreißend schön. Die Grazien hatten sie gewiegt.

„Ihr Untergang sei vorhanden, es sei gewiß und sie zweifle auch nicht mehr!" sagte sie von vorn herein und sank in einer Lage über den Divan, welche ein Vorwurf hätte sein können für den plastischen Künstler, wenn er um das Bild einer verzweifelnden Elisa wäre verlegen gewesen.

Noch ganz erfüllt von dem großen Eindruck, den die popolitische Scene auf sie gemacht, wendete sich die Schwester mit der Miene eines unsäglichen, fragenden Erstaunens zu der hingestreckten Schönen herum.

„Ich begreife ihn wohl, o ich habe ihn immer durchschaut," fuhr Henriette fort, „und deßhalb eben kann ich ihn nicht lassen, den Liebenswerthen! Auf den lebendigen Bund der Bildung und Liebe zieht sein immer thätiges Gemüth zu. Die verdummende, entseelende Pflicht der Treue, welche

die Ehen nach dem Austrasen der Triebe in öder Gesetzlichkeit zusammenhält, kann ihn nicht fesseln. Ich liebe das, er hat Recht, und sagte er mir's, oder wie kommt mir dieß: ist die Sehnsucht nach dem eigenen, ewigen Wesen auf Erden chimärisch, dann mag der Lebensgeist eines Don Juan hunderttausendmal demjenigen des lieben, deutschen Hausvaters vorzuziehen sein, weil er eben natürlich ist, dieser aber dumm gesetzlich. — In lebendiger Liebe haben wir gelebt, unser Bund ist jung geblieben wie am ersten Tag, ein Mord meines innern Menschen wäre das Aufhören dieses Bundes. Mein ist er in Geist, Seel' und Sinnen, er muß es bleiben, oder ich kann nicht leben!"

Henriette war aufgesprungen. Sie warf sich dem bestürzten Mädchen zu Füßen, und über und über erröthend sprach die tief beseelte Frau:

„Vermeide, flieh' ihn!"

Minna fand keine Worte, sie wollte die Schwester aufheben, allein Henriette sprach fort:

„Er wird mir untreu, er hängt nach dir, du allein kannst mir gefährlich werden: vermeide, flieh' ihn!"

„Beruhige dich!" sagte Minna und nahm ihre Hände. Henriette entzog ihr die Hände und fuhr fort:

„Du weichst mir aus, das ist nicht gut! Bleibe eingedenk, unserer Kindheit eingedenk! Ach, weil die Menschen ihre Kindheit vergessen, werden sie so klug, so selbstisch und hart! — Bei unserem ehrwürdigen Vater, bei Allem, was du liebst und ehrst: gieb ihn auf, verlasse sein Haus!"

„Weßhalb? diesen auffallenden Schritt!" sagte Minna zögernd.

„Du fragst!" entgegnete Henriette. „Um des Glückes unseres Lebens willen, um meiner Kinder willen, Schwester! verlasse unser Haus!"

„Finde dich, Henriette," begann Minna, „du siehst nicht klar. Mit keiner Miene hat er an dir und deinen Rechten sich vergangen."

Henriette stand lebhaft auf, erzürnt rief sie aus:

„Du bist wohl verschlossen! — Mädchen, du heuchelst! Die würdigsten Freier wiesest du von der Hand, warum?"

„Hm, wie fragst du auch!" sagte Minna beleidigt.

„Er hätte mit keinem Blick an meinen Rechten sich vergangen," fuhr die glühende Frau schmerzlich fort, „und eben ein Alles sagender Blick hat mich in eine Verfassung gesetzt, deren Pein sich nur in einem letzten Mittel heilen kann! Du siehst nicht ein, warum du ihn vermeiden solltest, und du hast Werbungen ausgeschlagen, die eine Fürstin würden geehrt haben, weil du nach ihm eine Sehnsucht nährst! Sah ich's denn heute nicht?? Ha und diese Taubenmiene nun, dieß Lammfromme, diese engelgleiche Ruhe — Heuchlerin, schäme dich!"

Minna stand an, etwas zu erwiedern. Henriette rief leidenschaftlich aus:

„Ich durchschaue dich, ich durchschaue euch Beide, ich werde euer Spiel nicht dulden! Das Weib eines Helden nennt man mich, und meinen Namen will ich verdienen! Wenn du in meinen Willen dich nicht fügst, er meiner Mahnung widerstrebt, ha, Minna! — In diesem Busen stürmt es schrecklich herum! Hinweg zu ihm! Du sollst mich fürchten, Mädchen!"

Mit der Furie einer Bacha stürmte das glänzende Weib aus dem Zimmer.

6.

„Was war dieß?“ sagte Minna laut, und wie sich besinnen wollend legte sie die schlanken Finger an die hohe Stirn.

Allein bevor das kindlich stolze Mädchen von ihrem grenzenlosen Erstaunen über diesen Angriff einer bisher stets sanften, nun furienwilden Schwester sich erholen konnte, stand Friedrich vor ihr. Er fragte nicht, er deutete sich diesen Empfang auf das Günstigste. Vielfach aufgeregt, wie sie war, genoß sie die Freude seiner Gegenwart nie wie heut, und es fehlte nicht weit, daß sie, weil gewarnt, sich sträflich verging.

Der Zusammenhang von Umständen, in welchen er sie, sie ihn mit Begeisterung gesehen, verlieh ihrem gegenseitigen Verständniß und Ausdruck eine eigenthümlichere Färbung, einen reicheren Stoff, als er Liebenden ohne einen solchen Einklang der Seelen, ohne eine so großartige Situation in der Regel zu eignen pflegt. Sein ernstes, ruhmvolles Interesse für den Staat und das Volk, an deren Gründung und Fortbildung er unausgesetzt arbeitete, theilte sie so gänzlich, daß er nach wenigen, vorbereitenden Worten bei diesem Thema verweilen durfte, und Minna fand sich in den Flug seines Geistes hingenommen.

„Ich darf mich vermessen,“ fuhr er fort, „den heutigen Act meiner Regierung nur als die Intrade des Ganzen anzusehen. Seit unserer Ansiedlung hat sich die Colonie durch neue und neue Einwanderungen ungeheuer vermehrt. Der Schall ihres Wohlseins, meines Ruhms dringt fort und fort über das Meer. Die Unzufriedenen, und ihre Zahl ist Legion, werden sämmtlich mit mir gemeine Sache machen. Noch bin ich jung, die Gesellschaft hat sich gesetzlich consti-

tuirt, und Land hab' ich unermeßlich. Minna wird es erleben, daß ihr Freund seinem Haupt den goldenen Reif umgiebt, daß sein Ansehen die Majestät eines großen, glücklichen Volks vertritt! Dann, Minna, einen Moment wie den heutigen — und nicht leben mehr!"

Minna begann und sagte, anfangs ohne die Augen aufzuschlagen:

„Es steht dem Manne zu, vom Glück die schönsten Gaben zu verlangen, Ruhm und Liebe müsse dessen Scheitel krönen, der entfliehend der verstrickenden Gewalt höherer, unerklärter Mächte, auf das gemeine Glück verzichtend, mit vollem Bewußtsein einem erhabenen Lebenslauf sich zugewendet! Wann ist das erlebt! Ein Jüngling, ausgeziert mit den besten Kräften des Geistes, geschmückt mit Schöne, glückberechtigt ganz, giebt die Freuden und Genüsse einer träumerischen Jugend daran; um eines höheren, ganz geistigen Preises willen achtet er das schwärmerische Behagen in mannigfachen, bezaubernden Gemüthszuständen für nichts, eine unfähige Schwärmerei hält ihn nicht: im Dienste seiner Wahrheit wirkt und handelt er mit hohem Ernst! Selten ist das erlebt, und immer hat die Geschichte des Geschlechts zu erzählen gehabt von diesen großen Seelen. Welch eine Aussicht eröffnet sich meinem Blick, nun ich schaue, wovon begonnen ward, wie herrlich weit das Werk fortgeführt ist, und in welche Zukunft dasselbe riesenhaft sich gestaltet! Ein wunderbar glücklicher Wurf des Genies schafft ihm alsbald die Stätte einer rastlosen, eigenthümlichen Thätigkeit; mit Wahl und Fleiß wird das Werk begonnen, ein Bau, von dem der Enkel Enkel reden sollen; in unsäglicher Geduld und Ausdauer überwältigt er für eine schrittmäßige Ausführung sein feuervolles Temperament; der Rath der Weisen wird gehört, die Nacht in den Dienst des Tages genommen,

so wächst von Pfeiler zu Pfeiler das Gebäude; er befragt ohne Aufhören Geschichte und Geist, sein großes Talent schafft allezeit, was der Bedarf erfordert, die Kuppel ward vollendet! Siehe, ein Dom der schönen Freiheit strahlt her, und von dem hehren Anblick entzündet schaut der Seher *in eine* Zukunft, da der Geist dieses Werks sich über Völker erstrecken wird, die beglückt aus freiem Antrieb dem Scepter dieses Herrn des Baues gehorchen! — Nichts eracht' ich mir höher, und kein Glück der Erde kann mir dieß ersetzen, die Schritte zu verfolgen des ernsten, großstrebenden Jünglings, gewürdigt zu sein, aus seinen Thaten und Werken mir Begeisterung und Lebensgefühl zu ziehen! *Mein hoher* Freund, fahren Sie nur fort; auch Frauen dürfen Theil haben an Ihrem beglückenden Wirken; und wenn Dichter und Propheten von Anbeginn unsere Gunst und Meinung ihren Helden groß nachgerühmt haben als ein Labsal und eine anmuthige Aufregung ihres schweren, schweren Berufs: auch Sie haben Freundinnen erworben! Ein Echo jenes Klanges, der vor einer Kürze Sie aus warmen, schlagenden Herzen in tausend Tönen dankend, preisend umfing, sei mein bewunderndes, feierndes Wort!"

„W o h l macht mir Ihr Wort!" sagte der Graf in *einer* so heitern, unbefangenen Kraft, wie er ihrer seit *Jahren* nicht inne gewesen; „ich möchte nur immer hier *stehen* und Sie vernehmen, süße Rednerin, freie, erhabene Seele! Meine Freundin, u n s quälen Fragen, ängstigen Räthsel, nimmer wollen die Dinge mit den Vorstellungen stimmen; was wir ersehnen, können wir nicht kriegen, und was wir besitzen, können wir nicht schätzen: so erwühlt sich unser Gemüth, verschattet sich unser Geist, und das Leben entrinnt uns unter den Händen. Sie aber leben in einem so überwiegend guten Glauben, was Sie göttlich wollen, muß Ih-

nen auch erscheinen, Sie ganz Poesie: bei Ihnen müssen wir zu Rathe gehen, Trost schöpfen; bei Ihnen Halt gewinnen in der bodenlosen Tiefe unserer doch wüsten Existenz."

Minna schwieg nicht ohne Verlegenheit.

„Und doch," fuhr er fort, „ich sage Ihnen nicht gut dafür, daß ich in einer anderen Stimmung Ihnen gerade das Gegentheil gesagt von dem, was ich sagte: Bejahendes nämlich, Zustimmendes! Just dieß, weil wir in der Anschauung alles glauben und begreifen, doch wesentlich nichts haben und einsehen, dieß macht uns so widerspruchsvoll, unruhig und rastlos in unseliger Thätigkeit. Ihnen aber überwindet, um mit einem alten, vergessenen Wort zu reden, der Glaube die Welt! Diese Sicherheit, Innerlichkeit, dieß Selbstvertrauen, diese Kindlichkeit und Demuth, nach der hangen wir. O Liebe, Liebe!"

Der Ausruf des Grafen hatte etwas Erinnerndes, wunderbar Wehmüthiges. Auch erweichten seine männlichen Züge, seine Augen wurden feucht, und Minna fühlte sich seltsam ergriffen.

„Ich sage aber davon," fuhr er fort, „daß uns der Glaube des Kindes verloren ist, der Glaube an die Welt und uns selbst, an die Natur: das neue Herz aber, der neue Geist und die neue Welt mögen uns nicht erscheinen. So ist uns Friede und Seligkeit, Poesie und Genuß zerbrochen, und unsere einzige Erlösung ist der Tod. Sie dagegen, reines, holdes Wesen, Sie haben den alten, lieben Glauben sich bewahrt, und mir will, wie ich Sie so schaue, zu Sinne sein, als käme mir ein Bild aus frühen, frühen Tagen, aus jener Zeit, da ich noch glaubte, Minna" —

„In Thränen, Friedrich!" sprach Minna ihrer selbst nicht mehr mächtig.

„Das dank' ich dir," sagt' er mit erschütternder Freudig-

keit. „Laß mich weinen; Mensch, Kind laß mich sein, und als ob dieser Zustand ewig währen sollte, will ich dem Gefühl mich ganz hingeben, das in deinem Verständniß mich so tief erinnert und beseligt!“

Das erschütterte Mädchen duldete selbstvergessen mit dem Ausruf seines Namens seine Annäherung, ja, sie sehnte nach ihr: er hielt sie in Armen, keines von beiden wußte, wie das geworden — —

Henriette trat lebhaft herein. Schreckerstarrt, was mit ihr geschehen, bog Minna zurück. Im nächsten Moment zu sich selbst gekommen verließ sie eilend das Zimmer.

Die Gatten fanden sich allein.

7.

In der Geberde und Stellung von Henrietten lag etwas, das um Mitleid schrie; kein handelnder Zug des beleidigten Weibes drückte sich darin aus, das Leiden selbst nahm diese Gesten an und diese Haltung.

Da Friedrich sie so sah, flog der Schauer des Verbrechers durch seine Glieder. Indessen, wenn er nicht veröden und verdumpfen wollte, er meinte nicht helfen zu können. Auch bedacht' er, daß nur der erste Anschein ihres Leidens so tragisch sei, daß sie ebenfalls sich wiederfinden werde in das täuschende, elende Dasein. In innerm Ingrimm, mit Entschiedenheit wollt' er alle weitere Mittheilung abschlagen: er ging, um das Zimmer zu verlassen. Henriette faßte heftig seine Hand und hielt ihn zurück.

„Es ist nicht so,“ sprach sie zückend, abgebrochen, „sage nein! Dich riß die Stunde dahin; Phantasie und Begier hatten dich umstrickt, du bist nicht untreu, nein: denn du bist mein!“

Die letzten Worte sprach die Frau mit völliger Bestimmtheit und Fassung, ja gebieterisch. Der Glanz der Jugend kehrte mit doppelter Kraft in ihre Augen, auf ihre Stirn zurück.

„Du bist mein!" wiederholte sie.

„Laß mich!" sagt' er und nahm ihr die Hand; „o hinaus!"

Henriettens Busen kochte, von ihren Lippen rangen die Worte los; fast schreiend sagte sie:

„Friedrich, mein Gemahl, mein Ehegatte!"

„Ehe!" wiederholte er graß, „da klingt das her? Ehe? Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg! Was ist Ehe, wenn Liebe hin ist? Die monströse Maskopei, das Schauspiel einer affectirten Treue verflucht zur Hölle! Viel besser doch der baarste Herzensmeineid als die gewissenhafte Heuchelei erstorbener Gefühle! — Ich gestehe, ich hielt dich für genialischer!"

„Ich liebe, und du verräthst mich," stotterte sie.

„Nicht ich!" rief er, „beim wundersamen Gott, ich nicht: ich erlebe nur den Verrath; früher erleb' ich ihn, als du, und das ist jammervoll! Was dir bevorsteht, ist mein Theil schon jetzt. Eile dem Geschick voraus, sei groß, sei wahr. Erkenne den Quell deiner Liebe, überhebe dich dem Glück, diesem Gefühl, das du jetzt oder einmal als eine nichtige Täuscherei verachtest. Frei behandle die Launen deines Gemüths, ob sie Glück dir oder Weh eintragen, Genuß ist das eine wie das andere, bleibe du selbst!"

„Erinnere dich!" sagte sie zitternd.

„Wessen?" erwiedert' er. „Schatten fessle, wer mag; Narren halte feil, wem beliebt. Zum hohlen Schwärmer und philiströsen Phantasten bin ich zu gut. Es giebt keine ewigen Gefühle, mich selbst nur lieb' ich, und eitel Schall und Rauch ist das Uebrige."

„Entsetzlich!" rief Henriette aus.

„Nicht anders!" entgegnet' er. „Rufe dein Wehe aus,

ich will dir helfen, Hunderttausende thaten es vor uns. Entsetzlich allerdings, daß Liebe, Gewissen, Vernunft leere Formen sind und eitel Schein: dafür jedoch endiget das selbstische Herz im Tode!"

Ein Grauen trat ihn an; der Geist der Hoffnung stand ihm fern:

„Nichts überall," sagt' er, „überall nichts! Was schüttelt mich! Höllenmächte, seid ihr da? Weg! Nur zu dem Leeren nicht zurück! Von mir! Wahnsinn! — Halte du mich, Menschlichkeit; Trug, Irrthum, steht mir bei, daß Jammer alt werde und Bosheit auch" —

„Um Jesus! was redest du?" sprach sie fürchterlich beängstigt.

„Nichts," sagt' er trocken, sich in sich selbst fassend, „nichts, was dich in deinem Glücke stören mag!"

„Du sprichst irr!" sagte Henriette.

„Vielleicht!" versetzt' er. „Aber du glaube nicht unglücklich zu sein, dein guter Genius erhalte dich bei Gefühl und Verstande, du empfindest Schmerz! Wir wissen von anderem Jammer, von anderen Erfahrungen, die, wenn sie Euch anfaßten, Ihr irrend sündig beneidenswerth Vielerfahrenen, Euer Haar zu Berge jagen, die Augen rollen, Euern Odem versetzen müßten. Seid vergnügt! Ich überlasse dich dem Genusse deines Wehs, den ich bestens mit dir zu theilen mich eifrig bestrebe; allein halte mich nicht, hänge dich nicht an mich; weil ich dich fliehe, flieh' ich das Leere, entflieh' ich der Hölle! Mich muß das Leben mit neuen Armen fassen und," er lachte auf, „wie denn der Götze des albernen Volks der Gebildeten richtig sagt: die zweite Welle küßt den Busen lieblich wie die erste. Ich sage, leben muß ich, Weib; leben, um dem Wahnsinn zu entspringen, um Schlaf zu kriegen und Bewußtsein! Verstehe doch, und

meine Flucht däucht auch dir so vernünftig als natürlich" — fürchterlich kalt schloß er — „mit dir aber bin ich ausgelebt!"

„Verräther!" rief nahe am Wahnwitz die aufgestürmte Frau, „so ertapp' ich dich! Du verlangst, daß ich dich aufgebe; mit welchem größern Rechte darf ich verlangen, daß du sie aufgiebst."

„Von einem Recht oder Unrecht," sagte Friedrich, „von einem Verlangen und Nichtverlangen ist die Rede nicht: die Frage geht die Natur der Sache selbst an. Mit ihr finde dich so gut ab, wie du kannst; wie ich denn auch thue. Dich lieb' ich nicht mehr, du reizest mich nicht, ich kenne dich wie mich selbst; jene aber lieb' ich. Wenn sie sich mir abwendete, wie ich dir, ich würde handeln, wie ich dir vorschlage zu thun: der Sehnsucht würd' ich genießen, wie ich jetzt hoffe, einer Erfüllung inne zu werden.

„Nein, nein, nein!" rief Henriette wieder erwärmt, „das ist mein Friedrich nicht, das sind nicht Worte meines Friedrich! Ein böser Geist hat dich verblendet und unehrlich gemacht; er hat dir den Glauben, alles Menschliche genommen und bethört dich mit Höllenkünsten. So witzig, tückisch, zerstörlich wie du sprichst der Verkläger der Menschen, der Menschenfeind. Ungeheuer, kein warm schlagendes Herz, kein athmendes, menschliches Wesen hat solche Sprache, solchen Sinn. Erbarme dich; wer du gewesen, wer du mir gewesen, erinnere dich, erwache!" — „Ha Julius, Clara!" rief sie mit durchdringlicher Stimme, „Kinder, kommt! Julius! Clara!"

Auf den bangen Klageruf kamen die Kinder eilend und ängstlich herein. Henriette lief ihnen entgegen. Sie kauerte hin, herzte und preßte die Kleinen:

„Deine Kinder und meine!" sagte sie. „Geht, geht zu dem Manne dort, der so fremde, schreckliche Worte hat;

sagt, daß er euch in die Augen schaue, in diese, eure Augen und küsse eure lieben Augen, diese zarten Lippen — um Leben wieder zu saugen dem versteinerten Herzen." — „Ich habe sie dir geboren," sprach sie aufspringend und riß die Kinder ihm zu, „tödte sie, wie du mich tödtest, aber deine Gleichgültigkeit ertragen wir nicht!"

Schaudernd murmelte Friedrich:

„Dinge, morgen überlebt, in die Polterkammer geworfen; andere hübsch echauffante Sachen herbeigerafft! Erregend Schauspiel, Abends aufgeführt, über Nacht vergessen — wozu der Auftritt?"

„Heiliger Gott, meine Sinne halten nicht: Kinder, Kinder! einen Auftritt nennt er das!" rief Henriette und blickte Friedrich starr an. So blieb sie.

„Ist er dir mehr," sagte Friedrich, „freue dich deß, du stehst im Trug und bist erquickt. Mein Geist ist bei der Hölle. Aus dieser Verstarrung muß ich heraus, zum Leben zurück, um jeglichen Preis! Eine Hoffnung winkt, ihr folg' ich! — „Weib, sei gescheit!" setzt' er mit umirrenden Augen hinzu. „Ist meine Sprache dir fremd, schreckbar und wie weiter, mit der Sache, von der ich rede, bist du doch so ziemlich vertraut! Mir däucht, dir gerade, du Herzenskundige, sollte es nicht so schier unmöglich erscheinen, den zweiten Gatten aufzugeben, da du den ersten verriethst und auf das gründlichste vergaßest."

Henriette zitterte zusammen.

„Kein Vorwurf!" sagte Friedrich, „wie denn überall die Menschen einander nichts vorzuwerfen haben. Ich spreche von deiner Untreue, daß du klug werdest und mich verstehst. — Im Uebrigen, ihr Weiber taugt in der Regel nicht so viel: genußsüchtig und veränderlich seid ihr alle; tröste dich mit dem dritten Gatten. Bei den Jungfrauen mag noch

einiger Sinn zu spüren sein für eignes Wesen und höheres Leben, bei dieser Jungfrau! wenigstens will ich das glauben. Deßhalb, Henriette, störe mich hinfort nicht mehr so, und das Uebrige wird sich finden. Siehst du, siehst du, auf große Fluth tiefe Ebbe; weil ich zu glühend geliebt, ist mein Herz nun todt. Ja, ja. Mein Loos ist das gemeine, aber die Menschen, durchtriebene Schelme, sie heucheln, daß es eine Freude ist, sie zu sehen. Henriette, magst du zürnen, so zürne meiner Aufrichtigkeit!"

Hier preßte Friedrich beide Hände wider seine Brüste; Henriette wich zurück; es ließ, als wenn er aufschreien müßte. Er biß die Lippen und sprach ingrimmig in sich hinein:

„Felsen liegen auf mir und möchten mich erdrücken! Das ist das Leben, das heißt zu leben! Armes Weib, unglücklichere Kleinen!"

Mit einem starren, trocknen Blick auf Frau und Kinder ging er still zurück.

Henriette entfernte sogleich mit der Miene des Wahnsinns, wie als wäre nicht gut sein an diesem Ort, die Kinder. Sie selbst kehrte zurück. Nach wenigen Gängen durch das Gemach sank sie mit trocknen Augen über den Divan und verfiel in tiefe Brüterei. Es schien, als habe sie sein Dämon angesteckt: wenigstens war dieß ihr Bezeigen in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit dem herzlichen Auflodern ihrer Leidenschaft von vorhin.

8.

Die Vertheidiger der Vortrefflichkeit der Menschennatur mögen schriftlich ihre Beweise für dieselbe häufen, in Wahrheit wird sie nicht angetroffen. Laß dich den Teufel bei einem Haar ergreifen, und er hat dich ganz.

Minna, edler, großer Gesinnung, aber unversucht, hatte bisher nur phantasirt und empfunden, nicht gelebt und gefühlt. Sie ward nun inne, von welcher unwiderstehlichen, mystischen Gewalt dieß Leben sei, diese bluttrotzende, sinnliche Existenz. Der Jüngling, der ihr in einer *Glorie* vorgeschwebt, so zu sagen, vollendet schön und gut, sie hatte ihn gefühlt; seine Hände faßten ihren Leib an, sein Mund berührte und preßte den ihren, sein Athem vermischte sich mit dem ihrigen. Süß empört ward das Mädchen von einer Flamme erwühlt, die sie vordem nur in seltnen Augenblicken geahnt. Der freie Flug ihrer Phantasie, die bloße Fähigkeit einer Existenz war dahin, sie auch gehörte *in die Reihe der* Uebrigen: sie war durch die Umarmung von einem schuldlosen Kinde zum Weibe geworden, irdisch bestimmt begann sie wirklich zu leben. Gleich führten Natur und Trieb sie in Wege, die nur den Schwärmer frappiren können, die aber die natürlichsten von der Welt waren.

Nachdem der Graf mit dumpfem Entsetzen das Zimmer verlassen, trat Minna alsbald in dasselbe ein. Sie fand Henriette in jener Lage auf der Ottomane; unbedenklich trat sie zu ihr und nannte sie mit Namen. Henriette richtete sich mit verstörten Blicken auf und schien von ausschweifenden Gedanken sich zu sammeln.

„Wo warst du?“ fragte Minna.

Noch irr von Blick entgegnete die Frau:

„Wenn hier nicht, dann an einem noch böseren Ort. Meine Gedanken waren schrecklich.“

„Kannst du mich hören?“ fragte Minna, nur leidenschaftlich mit sich selbst beschäftigt, theilnahmlos an dem Zustande der Schwester.

„Nur kein Trosteswort!“ entgegnete Henriette dumpf, „und was du von Entschuldigungen hersagen magst, veracht' ich.“

„Höre mich!“ sagte Minna.

„Nein!“ sprach Henriette. „Ich warnte, flehte, drohte, und in der nächsten Secunde find' ich dich in seinen Armen — Abscheuliche!“

„Du hörst nicht,“ entgegnete das Mädchen. „Ich komme nicht um einer Entschuldigung willen; die Thörin bin ich nicht, an allgemeine Moralsätze meine Sterne zu verschwenden; vielmehr, um in deinem Sinne Uebel ärger zu machen, in dem unsrigen aber, falls du mich hörst, die Sühne herbeizuführen; deßhalb komm' ich.“

„In dem unsrigen,“ betonte Henriette, „in wessen Sinne?“

„Mein Leben liegt offen vor dir,“ begann Minna ohne Antwort. „Du, ein Kind der Natur, sehntest früh dich nach den Wechseln und Reizen des Daseins, und in einem triebvollen, stimmungsdunkeln Leben hast du genossen. Ich, nach dem Geistigen neigend, hielt ohne eigene Absicht mich und meinen Sinn von jung an heraus aus der Welt, mit meinen Idealen lebt' ich hin und glaubte auch eine Bestimmung zu erfüllen. Ich irrte, ich war ein Kind, des Weibes Aufgabe liegt anderswo.“

Henriette, vorahnend, was ihr die Schwester zu sagen habe, sah dieselbe starr an, dann wollte sie entgegnen:

„Nun, freilich wohl,“ begann sie lachend: verwundert, wie ihr das Lachen komme; es war aber krampfhaft: „Meine erhabene, philosophische Schwester fühlt W a l l u n g e n, die“—

Henriette verstummte unter einem fürchterlichen Gelächter.

Fassungslos versetzte Minna:

„Gäb' es eine andere Auskunft, beim Ewigen! in diesem schrecklichen Augenblick fühl' ich's, ich wollte dir, ich könnte meinen Anspruch an Glück dir opfern“ —

„Glaub' es!“ unterbrach sie Henriette kalt und ernst.

„Da es nun aber keine andere Auskunft giebt — Nun, welche Auskunft, Mädchen!" fuhr sie trotzend auf.

„Du hörtest aus seinem Munde zum überzeugendsten und wahrhaftigsten," sprach Minna fest, „daß, um es *leise* auszusprechen, euer Bund zerrissen ist. Ein Fall, so *wenig* selten, so millionenmal dagewesen, der Nichtverflochtene mag erstaunen, wie" — Minna schwieg.

„Heraus damit!" rief Henriette aus. „Foltre nicht, predige nicht! sprich, handle, tödte!"

„Verstehe nur," sprach rückhaltend Minna, „ach, daß du nur verständest! Seine Neigung, sein Lebensglück zeugen mir; und die heilige Nothwendigkeit, daß *seines Charakters* Harmonie, die Güte seiner Natur, ihre Einheit seinem großen Beruf erhalten bleiben, denn sein Geschick ist das Geschick von Tausenden, verirrt e r, verliert e r sich selbst" —

„Leidenschaft wider Leidenschaft," überstürmte sie Henriette. „Mit den Umschweifen weg und allen deinen schönen Phrasen! Nenne mir, was dir frommt und mir schadet: von welcher Auskunft redest du?"

„So sprich du für mich, Begeisterung und Liebe!„ sagte Minna gesteigert, „weil etwas in mir sich sträubt, auf Kosten der Schwester glücklich zu sein — Nein! durch mich geschieht dir kein Unrecht. So oder so, du hast verloren, und mir darf ich dein Leiden nicht zurechnen."

„Was zauderst du doch?" sagte Henriette; „sprich heraus!"

„Henriette," sprach Minna, „auf diesem Wege gewinnst du Entschiedenheit; was du verloren, giebst du nur gesetzlich auf."

„Scheidung!" rief Henriette aus.

„Scheidung!" wiederholte Minna fest.

Des Weibes Augen blitzten, ihr Busen wallte, ihre vollen Arme spannten sich straff, alle Lebensgeister sprühten in

ihr. Als werde sie herstürzen auf den Gegenstand ihrer Pein, als müsse von ihr etwas Excessives, Tolles geschehen — so war sie anzusehen.

Minna war im Begriff, zu widerrufen; aber schon wandte sich Henriette ihr ab und stürmte durch das Zimmer, augenscheinlich mit Etwas beschäftigt; nach einem Entschluß ringend, der ihr Ruhe verschaffen sollte. Ihre Worte sprachen das nicht aus; sie heuchelten die Annahme des Vorschlags.

„Dein Rath ist fein, zart und gut," sagte sie zwischen Spott und simulirter Wahrheit. „Das Gewissen darf doch nicht ganz leer ausgehen, es bettelt von der Leidenschaft. Schön, schön! Wir werden geschieden, dem Volke wird kein Aergerniß gegeben, und Ihr seid Mann und Weib."

Sie blieb stehen und ihr Gemüth wendete sich; sie schwieg eine Zeit, dann sagte sie:

„Das Vernünftigste, offenbar, weil er mich denn doch nicht mehr lieb hat — Ist es so recht?"

Sie war ganz blaß geworden, und aus ihren geschlossenen Augen flossen reichliche Thränen über die verhärmten Wangen. Kindisch, in ihrer Weise abspringend sagte sie mit einer Art von Wollust:

„Ach, daß ich mich so todtweinen könnte!"

Hingerissen wollte Minna erwiedern, widerrufen: Musik erscholl im Schlosse.

Als rührte sie der Blitz einer rettenden Vorstellung schauderte Henriette bei den ersten Tönen zusammen; sie warf einen pfeilscharfen Blick auf das verhaßte Mädchen und stürzte ohne Laut aus dem Zimmer hinaus.

„Womit geht sie um?" fragte Minna. „Fassung jetzt! Zum weitern Nachdenken kommt wohl die Zeit."

Auch sie eilte in ein anderes Zimmer, um sich zu dem Feste, das die Töne riefen, vorzubereiten.

9.

Während die hochgehenden, tobenden Leidenschaften der unseligen Herrschaft dieses Hauses einen tragischen Ausgang ihrer innern Verhältnisse drohten, waren die Diener derselben unter Scherzen fröhlich beschäftigt, die große Abendtafel vorzurichten, welche der Graf zur Feier des wichtigen Tages seinen Großen zu geben beabsichtigte. Jedermann pries ihn und seine Familie für die glücklichsten Menschen auf der Welt, und seine Dienerschaft vor den andern überließ sich den berauschendsten Empfindungen von der Hoheit ihres Herrn, uud ihres eigenen so gesteigerten Ansehens. Kilian Frech allein durchschaute die Dinge etwas tiefer. Er saß müßig in Ecken des kolossalen Speisesaals, sah mir satirischem Lächeln die mehr kostbar und reich als schön servirte Tafel vor sich erstehen, und dachte sie sich besetzt.

„Das Schaugepränge," sagt' er, „eines über die Maaßen prächtigen Sarkophags, vor dem alle Welt, ohne zu forschen und zu fragen, was dahinter steckt, außer sich geräth!"

Diesen Gedanken wandte er an und führte ihn nach allen Details dieser Geschichte aus. Die riesenhafte Tafel war indessen besorgt, mit Gold, Silber und Blumen in bester Harmonie geschmückt, der bis itzt nur halberhellte Saal wurde leer, Kilian fand sich allein. Die Musik in den Seitensalons begann, von der Zimmerreihe jenseits tönte Gemurmel der sich versammelnden Gäste herüber. Ihm ward unheimlich in diesem weiten, matterhellten, für eine ungeheure Gesellschaft eingerichteten leeren Raum!

„Eine Geisterfamilie könnte hier einziehen und Mahlzeit halten. Ich will mich sachte fortschleichen: mit den wirklichen Schatten, sei es, wie es sei, lebt sich's doch gemüthlicher."

In dem Moment schlüpfte mit der Miene des Wahnwitzes, das Gesicht wie abgezehrt und spitz, die unglückliche Gräfin scheu und wild in den Saal. Sie sah sogleich den Frech, aber sie stutzte nicht; sie hatte erwartet, hier mehr Leute zu finden. Der Journalist wußte sich weder aus ihrer Erscheinung zu dieser auffallenden Stunde an diesem Ort, noch aus ihrem Benehmen und Wort einen Vers zu machen.

„Die Hausfrau muß nach dem Rechten sehen!“ sprach sie sogleich und ließ ihre Blicke über die glitzernde Tafel schweifen.

„Schön, schön! Großer Glanz! Viele Pracht! Mächtige Güter!“

Sie ging und schritt um die Tafel. Der Diener folgte ihr, indem er erwiederte:

„Fürwahr, gnädigste Frau! die Verfassung dieser Tafel ist so zu sagen die Ironie zu der Verfassung, von welcher heute Redens gewesen. Nichts in der Welt ist spaßhafter und hat mehr Würz', als der von der frechen Wirklichkeit gleichsam geohrfeigte ideale Schwung der Gemüther! Wie, uns war heute in dieser Volksversammlung schier zu Muthe, als höben uns Fittige in Utopien, woselbst wie man sagt, der Gläubiger seinen Schuldner Rechtens belangt, wenn derselbe sich unerhörter Weise beikommen läßt, ihm seine Schulden zu bezahlen; jedoch, Gnädigste, es war so ernsthaft nicht gemeint! Ein Selbstherrscher aller Reußen speist von keinem glänzenderen Gedeck, und die arme Canaille draußen säuft aus thönernem Geschirr seinen Kofent! Allein, spaßten wir vorhin, so spaßen wir itzt, war unsere Begeisterung ein Scherz, so ist das sinnliche Glück ein Schatten, heuchelten wir Vollendung, so ist dafür der Tod unser Lohn: hüben und drüben Spaß zum Lachen, und das ist das Beste an der Sache. Gnädigste, bemerken Sie die Krone an dem

Sessel Ihres fürstlichen Gemahls? Wetter, ich könnte radotiren!"

Die Gräfin unterbrach den Erguß des Journalisten.

„Sie kennen die Einrichtung der Tafel," sprach sie. „Mein Sessel ist dieser rechts bei meinem Gatten, und links bei demselben, jener, ist meiner Schwester zugedacht?"

„Ganz so, genau so!" versetzte der Journalist.

„Gehen Sie doch und sehen zu," fuhr sie leichthin fort, „ob mein Gemahl schon unter den Gästen erschienen, alsdann werde auch ich eilen müssen, sie zu begrüßen."

Auf diesen Befehl verließ Kilian den Saal, aber mit einem seltsam fragenden Blick. Die Gräfin blieb allein.

10.

Ob Henriette durch die That, welche sie im Schilde führte, an dieser Schwester, die mit einem absichtlichen Entgegentreten ihre Leidenschaft des höchsten aufgereizt hatte, sich rächen wollte, oder ob sie hoffte, ihr Gatte werde ihr und ihren Kindern sein Herz wiederschenken, wenn der Gegenstand hinweg sei, der ihn aus den Bahnen der Liebe und Treue zog, oder ob sie nur Rache nehmen wollte an dem Glück des Verräthers durch den Raub der Wonne und Freude seines Herzens: unmittelbar, im Gefühl des Charakters der Frau muß ihr höchster Affect verstanden werden. Wahrscheinlich wirkten jene Motive gesammt. Henriette fühlte sich so erdrückt von der Last ihres Leides, daß sie, um dasselbe nur abzuschmeißen, um nur zu der Empfindung von thätigen, handelnden Kräften zu kommen, die letzte Auskunft, das Abscheulichste nicht scheute.

Völlig wahnwitzig war der schlaue Blick, mit welchem

sie forschend durch den Saal hinschweifte, ob sie allein, ob Niemand lausche! Sie war allein! Mit einer zückenden Bewegung riß sie eine Phiole Gifts aus dem Busen, schüttete dieselbe in den zierlichen Pokal aus, der vor dem Couvert Minna's stand, und — keine Beschreibung reicht an die Größe des Glücks, welches nun das Antlitz der bis hier unerträglich leidenden Frau übergoß. Das Gefühl ihrer rächerischen Kraft verbreitete eine jauchzende Herrlichkeit, eine bacchische Fröhlichkeit über ihre Züge und ihre ganz lebenvolle Gestalt. So verführerisch konnte man nichts sehen, als dieß glühende, auf das höchste affectionirte Weib!

Wie ihm befohlen, trat Kilian Frech mit einer Meldung herein.

„Ich komme, ich komme," rief ihm die Gräfin entgegen und flog aus dem Saal.

Der Journalist sah ihr ergriffen lange nach. Dann sprach er:

„Geschmack hat er, dieser ausbündige Graf! Glich sie im Bade der mächtigsten aller Göttinnen, der Wollüstigen; nun war sie gar wie eine der mordlustigen Thyaden anzusehen: pikant, beißend für den stumpfsten Gaumen! Alle Wetter, über des Weibes süßes Gift! — Aber ich muß ihn doch von dieser Scene in Kenntniß setzen."

Er ging eilend.

11.

In jener fürchterlichen Laune, um jeden Preis der Oede eines leblos gesetzlichen Lebens zu entspringen, dürstend nach Regungen, nach Poesie, war der Graf im Begriff, seine Zimmer zu verlassen, um sich in die untern Säle zu bege-

den, woselbst die versammelten Gäste ihn erwarteten: Kilian Frech trat ihm entgegen.

„Hast du ein Gesicht gehabt?“ rief Friedrich aus; „so aufgeregt sah ich dich nie.“

„Ich habe ein Gesicht gehabt!“ entgegnete der Journalist. „Irgend einem der griechischen Nektarberge muß eine Bacchantin entsprungen sein; die Thyrsusstäbe sausen, ihre Sohlen schlagen den Boden, sie rast durch unsere Säle und Gemächer.“

„Du bist bethört, sag' an!“ sprach der Graf.

„Die glänzende, rosenfrische Nymphe,“ sagte Frech, „jene, die schaumgeboren vor Ihren verrückten Sinnen aus den plätschernden Wellen auftauchte, hold wie Correggio's Ledagespielin: sie ist von einem Dämon besessen, sie ist verzückt: die Inbrünstige, die Todflammende, in lachender Wuth flog sie an mir vorüber.“

„Deutlicher!“ befahl der Graf aufmerksam.

Frech begann:

„Weis' meditirend saß ich da in meines Fürsten Speisesaal und ließ gradatim vor mir enthüllen die ganze Pracht des fürstlichen Hauses. Die vollendete Tafel flimmert und glimmert mir in die lustig blinzelnden Augen, ich bin allein. Husch, da schlüpft's herein — Ihre Frau Gemahlin! Wenn ich sagte, sie wäre nicht der verhallenden Echo, die ihrem Narciß nacheilt, ohne ihn jemals zu erhaschen, gleich gewesen, ich dürfte auf Schriftthaten mich nicht berufen, das darf ich aber. Frau Gemahlin wollten nach dem Rechten sehen, sie erkundeten die Plätze von Jedermann: den ihr bestimmten Sessel, den ihrer selenenbaren Schwester. Indem, so werd' ich zur Erkundigung ausgesandt, ob mein Herr Graf schon unter den Gästen. In Zeit zweier Minuten bin ich zurück. „Ich komme, ich komme,“ ruft mir die helllodernde Mänade

entgegen und **fliegt**, so zu sagen, aus dem Saal. — Drauf überlegt' ich bei mir selbst: wie in aller Welt kommt diese ehrenhafte, nachgerade in das hergebrachte Ennui gewissenhafter Philisterei gänzlich eingebürgerte Dame zu solchen unerhörten Affecten? Damit kann es seine Richtigkeit nicht haben, davon muß mein Graf wissen."

Friedrich hatte bisher zu überlegen geschienen.

„Es ist nichts!" sagte er nun.

„War es nichts, so war es doch ein herrliches Schauspiel!" entgegnete der Journalist.

„Höre, Mensch!" begann der Graf mit Nachdruck und verstummte.

„Ich höre, Herr!" sprach Frech.

„Nun," sagte Friedrich kopfwerfend leichthin, „was sagen die Leute über mich?"

„Die Leute?" fragte der Journalist, wohl fühlend, daß ihm der Graf das nicht habe sagen wollen. Er antwortete: „Die Leute verehren und lobpreisen den mächtigen Grafen, sie schätzen ihn glücklich über die Maßen sehr!"

„Glücklich!" sagte der Graf und unterdrückte empört ein Gelächter. So begab er sich in die Gesellschaft.

12.

In dem Gewühl von glänzenden Uniformen, besternten Civilröcken, phantastisch schön staffirten Damen standen abermals zwei Männer abseits, vertraut eifrig mit einander redend, nun aber nicht Angers und Fugger, sondern Angers und Olearius.

„Sehen Sie nur hin," sagte Angers in seiner lebhaften, etwas poltronnirenden Weise, „die Gesandten und Commis-

sare aller Herrn und Potentaten sehen vergnügt aus, schnalzen wie die Fische im Wasser: warum? Weil sie ihren Fürsten melden können: der gefürchtete Freiheitssinn der Colonie ist schlafen gegangen, der Graf gab eine *Constitution*, in welcher er sich für den souverainen Herrn *erklärt, und* mit unbeschreiblichem Jubel hat die Colonie freiwillig zu seiner Frau nicht, zu seiner Magd sich gelobt! Europa kann convulsivisch weiter träumen, doch schlafen, von uns hier kommt ihm keine Versuchung. Nicht ein lachendes Mädchen, welche das Blut zum Gelächter kitzelt, wenn sie die Seele hoffend und ahnend vertieft, eine *angegähnte Matrone* ist die Colonie, eine verbrauchte *Wittwe* Shoore!"

„Die Verfassung verspricht wörtlich die Comitien tributen," sagte Olearius; „freilich wird ihren Organen nur die berathende Stimme gelassen."

„Das ist es ja," versetzte Angers. „Auf die Finger wird man ihnen klopfen, wenn sie anders als bittweise die Staatsangelegenheiten angreifen, ja man wird die Bittsteller selbst ab und zur Ruhe verweisen, wenn sie respective unbequem werden und dringend; die Verfassung selbst trumpft sie todt, der Fürst ist ihr Vormund!"

„Nein!" wiederholte Olearius, „nein!"

„Natürlich, ganz natürlich," fuhr Angers eifernd fort. „Ist ein Fürst erst aus den vernünftigen Banden der Zucht und Sitte, hat er ihrer sich überhoben, hat er sich selbst verloren, rennt er nach dem Befund seines Verlustes, wird allerwärts heim und bleibt sich fremd, dann ade Hoffnung auf Glück, die ungenügenden Staaten und Völker stürzen zerschmettert von des Titanen Fäusten!"

„Ich fürchte nicht," antwortete der Rechtsgelehrte, „daß sein großes politisches Leben wird so ausschweifend werden, als Sie es schildern; mir däucht, seine Begeisterung in die-

sen Sphären hat nicht mehr die ursprüngliche Höhe; allein sein Privatleben droht trotz aller historischen Bestrebung an einem grenzenlosen Naturalismus zu scheitern. Geschieht's, so dürfte er schwerlich seine politische Stellung erhalten und sein Sturz müßte unserer Colonie eine Erschütterung zuziehen, von der sie auf Jahrzehende sich nicht würde erholen können."

„Ich weiß, was Sie meinen," sprach Angers. „Allein dergleichen verstehen Sie besser, reden Sie; wir können einander nicht genug sagen, um uns über und wider ihn zu verständigen."

„Eigentlich vermuth' ich nur," sprach Olearius leiser und schüchtern. „Man sagt, schon vor dem Tode Hagen's hab' er dessen Weib geliebt. Zur rechten Zeit fiel ihm der junge Officier, und man will dessen Untergang mit dem bis jetzt unerklärten Verschwinden Marcell's in einen geheimnißvollen Zusammenhang setzen. Ja, man meint, in Erwägung seines ungeduldigen Charakters und des höchst seltsamen Zusammentreffens räthselhafter Umstände sei es mehr als wahrscheinlich, daß ihn gewaltthätige Handlungen in den Besitz der schönen Frau gesetzt. Wenn er hiebei sich beruhigte! Nein, seine Ehe ist unglücklich; die excentrische Art, auf welche sie eingegangen, gestattet die Dauer nicht eines bescheidenen, irdischen Glücks. Man behauptet, sein unbefriedigtes Gemüth habe jener Dame, die wir heute bei seiner Verkündigung an das Volk wahrlich wunderbar erglühen sahen, sich zugewendet. Mein Freund, Männer seiner Art und Stellung geben ihren Wünschen Folge; welch eine schmachvolle Aussicht in die Zukunft! Wenn ihn seine liebenswerthe Gemahlin nicht fesseln konnte, wird dieses ideale Mädchen im Stande sein, ihn zu halten! Nothwendig ist er seiner Schwärmerei sich bewußt, mit der Erkenntniß des Mädchens ist sie verflogen. Was dann? Unsere Gattinnen und Töch-

ter werden den Unersättlichen romantisch befremden *sollen*, Religion und Sittlichkeit werden nichts geachtet, wir *erleben* eine Zukunft, verderblich in aller Hinsicht. Denn wie schon itzt, ich sagt' es, das Volk seinem Privatcharakter *mit Unwillen* nicht recht traut, wird es, wenn er wider *die Sitten* öffentlich verstößt, rächerisch aufstehen, und eine tief gehende, schnelle Empörung, wie anderwärts die Geschichte deutlich lehrt, kann seiner Herrschaft — St! er kommt!"

Der Graf war hereingetreten. Er durchflog apathisch die Reihen der erwartungsvollen, seiner Anrede bereiten Hofleute; allein, nichts vermochte ihn zu fesseln, sein Blick *blieb leer*. Kalte, fremde Gedanken zogen menschen*feindlich durch seine* eisige Seele; er hatte die nicht seltene Stimmung großer, penetranter Charaktere, ein gänzlicher Zweifel erstarrte und zerstörte ihm alles Leben.

„Raub ekler Verwesung," dacht' er, „jammervolle Maskerade! Wie sie lächeln, diese Fremdlinge! Geckenhafte Larven, morgen wird man euer fröhliches Gebein in die Grube legen und es muß faulen, pah!"

In leiseren Schlägen pochte sein sich selbst überdauerndes Herz. Ingrimm und Hohn fing an, seine Züge zu verzerren, sein dämonischer Anblick verschloß und beherrschte *alle* Gemüther.

So durch Stimmung und Erscheinung überragend warf er Witz und Wort herüber und hinüber. Man lächelte, erstaunte, heuchelte Liebe und Bewunderung und fühlte sich beklommen, ja entsetzt. Ernst wendete er sich an Angers und fragte mit einem Anflug wiedergefundener Theilnahme: ob sich das Volk dieses Festes auch recht freue, und ob die Vergnügungen, welche ihnen bereitet würden, sie verflöchten und lieb bethörten. Er selber werde nach Tische in ihre Kreise sich mischen.

„Herr Graf," versetzte Angers mit einer tiefen Verbeugung in ironischem Ton, „das Volk ist, was den Genuß angeht, der wahrhafte Philosoph, es braucht nicht viel, um glücklich zu sein. Das Volk ist vergnügt, es freut sich seines Lebens."

Friedrich versetzte kaustisch:

„Die gläubige Menge ist allerdings philosophischer und glücklicher, als so mancher Misanthrop und politische Phantast, der seine Gedanken und Kräfte an einen leer subjectiven, von der Geschichte desavouirten Standpunct vergeudet. Das natürliche, wie das geistige Leben ist entweder auf allen Stufen der Entwickelung schön und begehrungswürdig, oder es bietet auf keiner derselben das Wesentliche dar. Daß es aber in einer zu hoffenden oder in einer vergangenen Periode gänzlich genügen werde oder genügt hätte, gegenwärtig jedoch weihelos sei: eine solche Vorstellung und Denkart scheint mir, es gelind zu sagen, äußerst jünglingshaft." — „Meine Dame," sagt' er abspringend zu einem unfern stehenden, von Damen umgebenen, sehr jungen, reizenden Mädchen: „was wachsen Sie Ihren Wuchs! In den wenigen Monden, daß ich Sie nicht gesehen, sind Sie, weiß Gott, aus einem Kinde zur glänzenden Jungfrau worden: mit einem lieben Wohlgefallen schaue ich Sie!"

Eine bedeutende Sensation geschah in der aufgereihten Menschengasse der Hofleute. Die Damen des Hauses erschienen, an Henriettens Hand Julius, an Minna's Clara. Grüßend, ohne zu verweilen, gingen sie die vollen Säle hindurch, um dem Grafen sich zu zeigen. Er empfing sie mit einem leichten, vertraulichen, stummen Gruß und setzte die Audienz fort. Sie auch richteten nun Fragen an diejenigen der Anwesenden, mit denen Wahl und Geschick sie näher zusammengeführt, und vernahmen deren Antworten.

„O Karl der Große!" flüsterte Fugger dem Angers zu. „Tout comme chez nous. Es fehlt nichts als der Hermelin und das Diadem. Aber imposant ist's!"

„Das Scepter nicht zu vergessen," entgegnete Angers. „Der Groschen und der Prügel giebt ihrem *Muthe Flügel!*"

„Sie sind zu philosophisch!" sprach Fugger. „Ohne ein weniges Illusion geht es in der Welt nicht ab, und ohne ein wenig Unredlichkeit auch nicht. Dieß Blitzen und Karfunkeln der Prachtgeschmeide und goldnen Ohrenringe, dieß Rauschen der seidenen Gewänder, diese Töne der Freude und Festlichkeit: schlafe, was willst du mehr! — *Im Ernste,* schauen Sie diese Gräfin recht an: *eine liebliche, klagende,* bittende Ermüdung ist über sie ausgegossen; wahrhaftig, um mit dem Bilde des jungfräulichen Dichters zu reden, sie gleicht gänzlich einem wunden Reh! das Gehen selbst scheint ihr zu viel. — Die andere aber, die Jungfrau mit dem großen Blick: welch ein majestätischer Wurf symmetrisch königlicher Glieder!"

„Wer leugnet es," erwiederte Angers, „beide Frauen sind schön; um so mehr bedaure ich sie. Sahen Sie diesen Mann bei seinem Eintritt, haben Sie gesehen" —

„Wohl, wohl!" sagte Fugger verdüstert.

„So tief kann sich ein lebender Mensch mit seiner Existenz nie verfeindet haben," sprach Angers; „eine solche Zerrissenheit und Zerrüttung sahe die Sonne nicht!"

„Allein er faßt sich, er regiert sich!" sprach Fugger. „Wenn die Qual mächtig ist, sein Wille ist mächtiger. Ueber allen Zweifel ist er ein großer Mensch."

„Er ist's!" erwiederte Angers. „Doch seiner Größe fehlt das Herz."

„Groß mit Herz war nur Einer," warf Fugger Alles sagend ein.

„Wahr!“ sagte Angers vertieft. „Und hier ist ja eine Zuflucht noch.“ —

Der Graf führte seine Gemahlin; Minna, die beiden Kinder an den Händen, folgte dem Paare: Alles brach zur Tafel auf.

Als Henriette die Hand ihres Gatten wieder fühlte, preßte sie diese Hand mit krampfhafter Inbrunst; sie sah ihm mit einem Blick unter die Augen, der ihm die Ahnung, das Gedächtniß feuervoller Genüsse wieder erweckte. Sie traten in den Speisesaal ein. Minna war gänzlich in die allgemeine Feier des schwärmerisch verehrten Mannes aufgegangen; in diesem Moment neidete sie ihn ihrer Schwester nicht.

13.

Die Tafel gewährte einen glänzenden Eindruck. Mehrere hundert Personen waren hier versammelt, die Ausgezeichneten dieses aufblühenden, hoffnunggebenden Staates. Pracht, zur Verschwendung groß, war verbreitet. Musik ertönte je und dann. Geschmack in der Wahl der Kleidung, Anmuth in der Darstellung und Rede charakterisirte den Frauenflor. Die Damen Friedrich's überstrahlten ihn an Glanz und Schöne. Der Graf saß ein wenig erhöht immitten der Gäste, ihm zu den Seiten Henriette und Minna, an welche die Kinder Julius und Clara sich anreihten. Der Familie gegenüber hatten die höchsten Beamten der Colonie ihre Sitze, in deren Mitte Angers.

Anfangs betraf das Gespräch einen dieser Geschichte mehr zufälligen Gegenstand. Die Indianer gönnten seit dem unseligen Feldzuge, welchen Jarosczinski und Hagen mit dem Leben zahlten, der Colonie Ruhe. Jetzt zeigten sie sich auf

das Neue. Einzelne und Scharen schweiften bis zur Grenze des Weichbildes der Colonie und bedrängten sie, weniger unmittelbar, als durch Gefährdung der Wandernden und Kaufleute. Man sah sich genöthigt, auf einen neuen, aufräumenden Krieg zu denken, und dieser ward besprochen. Angers vorzüglich zeigte sich lebhaft und beredt, seine unabsichtlichen Worte verwundeten den Grafen. Die Schuld ist empfindlich, die ängstigenden Bilder von Verrath und Unheil umschweben sie allerwärts, das Zufälligste schreckt sie und hat sie nicht selten enthüllt. Rücksichtslos, wie er pflegte, sagte Angers im Verfolg des Gesprächs:

„Freilich hat die Colonie bis jetzt *mit Glück ihre Kriege* gekriegt, und ein neuer Kriegszug wird unvermeidlich; allein wir haben an diese Kämpfe viele brave Genossen abgeben müssen. Es ist billig, daß wir an einem Tage, wie es der heutige ist, das Gedächtniß der Todten nicht abweisen. Die Manen der vortrefflichen Officiere Jarosczinski und Hagen, das Andenken an den tüchtigen, christlichen Mann Marcellus, der auf so uubegreifliche Weise" —

Angers hielt unwillkürlich ein. Friedrich hatte sich verfärbt. Da er immer durch Persönlichkeit und Stellung das Aufmerken der Gesellschaft blieb, war Wenigen seine Aufregung entgangen. Er fühlte seine Lage und stand auf. Angers verstummte, Friedrich redete, und — — wie es wohl geschehen mag, daß ein schwüler, glänzender, ruhiger Sommertag wunderbar schnell in die heftigste Bewegung geräth, taumelnde Gewitter den Himmel schwärzen, Stürme die Erde schlagen: so schnell und vernichtend, so unvorbereitet brach in zufälligem Verfolg der Worte Friedrich's über seine glanzvolle Familie und die festliche Versammlung das Unheil herein. Er redete:

„Wir feiern ein Fest der Lebenden! Friede den Todten!

Sie zu ersetzen, werde ich selbst in Zukunft unsere sämmtlichen Kriege führen! Wir feiern ein Fest der Lebenden! Das allein würdige Verhältniß von Regent und Volk charakterisirt ihr gegenseitiges Vertrauen; in der freiwilligen Eintracht beider fußt unsere Verfassung: das Bild einer Ehe stellt sie dar, deren der Fürst der Mann ist und die Gemeine das Weib. In solchem Sinne vor allem Anfang unseres schönen Festmahls bringe ich aus vollem Herzen ein Lebehoch aus auf unsere Constitution! Sie lebe, fasse Raum in den Gemüthern, und unser Geschlecht in nachfolgenden Generationen erzähle von dem Tage ihrer Entstehung, von diesem, meinem Toast!"

Musikchöre von zweien Seiten des Saales schmetterten furios zu den Exclamationen der Versammlung, die Becher wurden zu Munde geführt. Im Augenblick schrie Henriette entsetzlich auf, eben so schnell ward es im Saale todtenstill, Aller Augen wendeten der Gräfin zu: Minna hatte aus dem vergifteten Pokal getrunken! Eine erstarrende Erwartung ergriff die Gäste: das Mädchen fiel betäubt mit einem Schmerzensschrei in den Sessel zurück, rang nach Sprache und war unfähig, ein Wort hervorzubringen; der Schmerz ließ es ihr nicht zu.

Jammernswürdiger, herzbrechender Anblick! Das liebe Wesen, so eben nur in freudiger, Alles vergessender Begeisterung, in der herrlichsten Entfaltung ihrer Blüth' und Schöne, nun auf das thierische Gefühl grimmer Schmerzen eingeengt, ihre Glieder verrenkt, ihr Antlitz verzerrt!

Friedrich hielt's nicht aus. Brust und Leben zerwühlten, seine Sinne zerstörten sich. Nach wenigen Minuten endete das großstrebende, schöne Mädchen; die Musik schwieg in dem Moment, das Entsetzen der Versammlung löste sich in eine tief aufgeregte Theilnahme: unabsichtlich geschah die

würdige, kurze Todtenfeier des unglücklichen Opfers verirrter Leidenschaft.

Schrecklich brütend hing der Graf sinnlos über der Leiche. Er ward nicht gerührt, und doch verlangte die ergrauende Natur in ihm eine Erlösung. Willenlos ward er zu seiner Frau herumgerissen. In dem dumpfen Gefühl, der furchtbarste Augenblick seines Lebens nahe, warf er einen forschenden Blick schwarzen Argwohns auf Henriette. Schuldbleich starrte sie leer auf die niedergestreckte Feindin und blieb so. Friedrich wußte genug.

„Henriette," schrie er verwirrt auf, „es ist nicht möglich! Widerrufe! Mein Weib!"

Henriettens Augen waren niedergesunken, gichtisch zückt' es um ihre Lippen. Sie wollte sichtlich antworten, diese Lippen redeten, aber kein Ton ward von ihnen vernommen.

„Sprich, Henriette!" rief er wieder. „O nein! deine Hand ist rein — unmöglich!"

Henriette seufzte mit einem schluchzenden Erzittern empor, sie gewann Bewußtsein und Sprache:

„Ich will sterben!" sagte sie und verstummte.

„Jesus!" rief Friedrich aus; sein Inneres brach, die Thränen stürzten aus seinen Augen, seine festgeschlossenen Lippen zitterten. Die Frau sank vor ihm in die Kniee ohne aufzublicken, ohne einen Laut.

„Sterben? Auch du?" sagt' er. „Sind der Todten noch nicht genug! — O, Fassung nur!"

Jetzt fühlte der Graf das Gewicht des Moments, er rang nach Haltung, und mit höchster Anstrengung fand er sich einigermaßen wieder. Auf seinen Wink ward die Leiche hinausgetragen. Er wendete sich zu den Repräsentanten der Colonie. Mit seiner gleichsehr schmerzhaften als reuevollen

Erschütterung ringend sagt' er in einem unnatürlich erhöhten, fast kreischenden Tone:

„Ich unterstehe mich's! Mein Verdienst um diesen Staat ist groß, es überträgt mein Unterstehen. Ich breche das Gesetz und begnadige mein unglückliches Weib von dem Tode. Allein sie ist in das Reich der Gewalt eingetreten, und ihre schlimme That ist offenbar geworden vor dem Sonnenlicht. Sie muß Gewalt erleiden. Ich gebiete, nun aber nicht ich, sondern das Gesetz: sie soll verbannt werden aus unserer Gesellschaft; in die Einöde der Urwälder will ich sie verbannt haben, aber genährt und geschützt." — „Für die Vollstreckung meines Willens verhaft' ich dich!" wendete er sich zu dem Diener. „Du erliesest dir Leute und führst mein Weib an eine nie betretene, einsame Stätte, du läßt ihr eine Hütte bauen und versorgst sie mit Lebensmitteln" —

Er vermochte sich nicht mehr zu helfen, die Bewegung übermannte ihn.

„Ich sehe sie nicht wieder!" sagt' er zitternd, winkte den Gästen, sich zu entfernen, er selbst wendete sich, zu gehen.

Henriette sahe das.

„Meine Kinder!" schrie sie in Todesangst, „ohne meine Kinder soll ich hinweg!"

In schweigendem, großem Kampfe mit sich selbst blieb Friedrich stehen. Dann schien ein helles Besinnen ihm aufzugehen, er sagte:

„Auch das mag zu meinem Schicksal gehören — nimm sie mit dir!"

Festen, entschiedenen Ganges verließ er den Saal, die Gäste folgten ihm scheu, voll Furcht.

Henriette, noch auf den Knieen, hatte ihre beiden Kinder fest an sich geschlossen. Frech nur war außer ihr in dem ungeheuern, kerzenhellen Saal, der so aufgeschmückt zu

dieser Situation ein gespenstisches Ansehen gewann. Der Lärm der forteilenden Gäste wich in die Ferne, die vorhin lebhafte, laute Gasse schien verödet: nach so viel Aufregung und Gewirr war eine angsthafte Stille eingetreten. Die Gräfin, zum Schlage aufgespannt, blickte unausgesetzt auf den Mann, dem ihr und ihrer Kinder Loos übergeben worden. — Der Journalist stand beiseit, den Finger am Munde, und redete mit sich selbst:

„Marcell kriegt Gesellschaft, die Colonie colonisirt — Kopf, Frech, Fassung! du mußt diesen Auftrag in einer feinen, geschmackvollen, so zu sagen, *weiblichen Weise* vollziehen. — Mein Herr hat freilich das Schicksal gereizt, nun mag er auch gegen seine Riesenfaust sich wehren! — Das ist nichts, Frech, das geht dich nichts an, das ist nicht deines Amtes. Diese ist meine Gefangene, sie muß schlechterdings fortgeschafft werden. Wie aber — über die tigerherzige Taube! — Aparte Menschen, diese Weiber! Wenn wir nur selten den Fuß in's Sanctuarium bringen, immer draußen wirren und toben, tüchtig gehalten und gegeißelt von dem Zuchtmeister Gesetz: sie weilen zumeist in dem Heiligthum; dann aber schreiten sie auch einmal aus, und alle Wetter, das Grenzenlose reißt sie weg, sie rasen mehr, als es einem Manne jemals gelingen mag. Aparte, weit natürlichere Menschen, als wir Naturmenschen, diese Weiber! — Aber das ist wieder nichts, Frech. Du reflectirst wie eine Schriftstellerin. Ich merke, du sperrst dich, du suchst Ausflucht: geht nicht an, der Auftrag muß vollführt werden! — Wenn ich jedoch, nicht aber das Geschick, der Dichter wäre der Geschichten, welche hier geschehen, ich hätte den beiden Frauen dieß Loos nicht verhängt, ich hätte sie zu lieb gekriegt. Das schöne Mädchen — hu, zu gräßlich! Darüber geht einem das Gemüth aus! Und was wird

mit dieser erbarmenswürdigsten aller Frauen! Doch große Leidenschaften wollen heroische Mittel, und wen das Eisen nicht heilt, den heilt das Feuer! Armer Graf, ärmere Gräfin! — Kopf, Frech, Fassung!"

Er nahte der Gräfin, die ihre Kinder angsthaft umklammerte und flehend zu ihm aufschaute.

„Bewahre mich, gnädigste Frau," sagt' er gesetzt, „daß ich in innere Angelegenheiten richtend mich einmischen sollte; daselbst dräuen Abgründe, starren Kippen, und wie billig scheut sich ein vernünftiges Sinnenwesen vor dergleichen. Ich versichre Sie nur bei meinem menschlichen Gefühl, Ihr eigenes und Ihrer süßen Kinder irdisches Wohlergehen soll nichts zu wünschen übrig lassen. So nur vollzieh' ich meines Herrn Willen recht! Folgen Sie mir, gnädigste Frau, die Kinder beide trag' ich; vorerst nur weg von diesem schreckbaren Ort! Für Dero weiteres Fortkommen sorg' ich auf das Beste. Vertrauen und folgen Sie!"

Es ist ungewiß, ob die Gräfin ihn gehört oder verstanden. Mit irren, ängstlichen Augen, ohne zu antworten, ohne zu folgen, suchte sie immerfort in den Zügen und Blicken des Mannes: sie schien des völligen Gebrauchs ihrer Sinne beraubt.

Ein Schauer rann dem Diener durch die Glieder. Er sah ein, ein jedes Wort sei zu viel. Entschlossen trat er heran. Willig, vielmehr mechanisch ließ sich die gänzlich Leidende von ihm emporheben. Er faßte die Kinder in die Arme und ging. Gespannt, ihn immer anblickend, still begleitete ihn die unglückliche Frau. Beide verschwanden aus dem Saal.

14.

Inmitten eines wirren, von Schlingpflanzen und *riesigen* Staudengewächsen ganz durchwachsenen Urwaldes *mußte* Marcellus, müde des vergeblichen, einen Ausgang suchenden Wanderns, seine Hütte bauen. Sie war zellenhaft eng, glich einer Erdhöhle und diente ihm hauptsächlich zur Stätte, wo er Nachts sein Haupt hinlegte. Vor derselben war ein freier, üppig grüner Platz, durchrieselt von einer Quelle, die erinnernde Geschichten erzählte, umschlossen von *einer Reihe* kolossalischer Bäume, deren wunderbar *große und im Einzelnen* phantastisch gezackte Formen hieroglyphisch von *alten*, geheimnißreichen Zeiten Kunde gaben.

Marcellus war in der Hütte. Er lag ausruhend hingestreckt auf einem Lager von Blättern und Moos, welches buntgefleckte Felle deckten. Das Antlitz dem Ausgang zugewendet stützte er auf dem Ellenbogen und blickte gedankenvoll vor sich hin. Ein tiefsinniger Gram machte seine männlich überkräftigen Züge poetisch und adelte seine massive, hohe und derbe Gestalt. Was er itzt dachte, war Folgendes:

„Daß Christus in die Welt gekommen, auf daß er *Alle*, welche durch ihn das neue Leben aufzunehmen gewürdigt *sind*, aus der Qual ihrer Ichheit und dem Fluch des Unbestimmten erlöse — denn in seiner himmlischen Erscheinung bietet er den Kern dar der ewigen Persönlichkeit, die alles ist in allen — in dieser Erkenntniß fühlt' ich mich freigesprochen. Allein Bildung und Geist in diesem neuen Leben gewannen nur ein weniges praktischen Werth, sie blieben fort und fort eine Sache der Anschauung. Mich ängstigte die Welt, ich überwand sie nicht, ich floh sie und gab mich an jenen Geist der Andacht dahin, der mich erfüllte und beseligte.

So lebt' ich und ach! ich wünschte sehnlichst, daß es mir so gut werden möchte, der mich verdrießenden, aber nicht anziehend verflechtenden Welt gänzlich zu entspringen, ungestört von ihr inne sein zu können der Fülle der Erkenntniß und des Gemüths in dem Weltheiland! — Mein Wunsch war thöricht! In meiner nothgedrungenen Einsamkeit fühl' ich's schwer, daß nicht das Beharren und Sein, das Werden vielmehr und Streben unsere Aufgabe ist. Warum ermangelt deine Anschauung des Gefühls? Weil deinem Dasein die Gemeinschaft fehlt, weil du deiner schöpferischen Kraft auf den Höhen des Lebens keine Thätigkeit hast, denn noch bekleibt dich der erlösungsbedürftige Stoff, und deine Prüfungszeit hat kein Ende gewonnen! Mir gegenüber wirkt eine volle Welt, Alle leben und lieben, ich bin allein! O Qual des Einsamen! Wohl darf ich mit dem großen Apostel sagen: wer wird mich von dem Leibe dieses Todes befreien, mich elenden Menschen! Ich verdorre in meinen rüstigen Jahren und bin überlebt bei meinem lebenden Leibe."

Mit thränenloser Melancholie versank Marcellus in sich selbst; dann erhob er sich wieder und klagte:

„Oft spannt mich die Erwartung auf, als ob eine Rettung mir kommen müßte, müßte, heute, zur Stunde, eben jetzt. Das Laub rasselt, ich vernehme eines Menschen Fuß; die Büsche und Bäume formen sich, ich sehe Antlitze und Gestalten; die Quelle tönt, es ist ein Ruf von Menschenlippen: und alle meine Hoffnungen" —

Verstummend richtete sich Marcellus auf. Siehe, ein unbeschreibliches Entzücken ergoß sich über seine Züge; seine Wangen und Lippen animirten sich ganz, seine Augen strahlten: er sah eines zarten Knaben Lockenköpfchen in die Hütte schauen schüchtern, suchend: es lächelte ihm unter den Augen wie eines Engels Angesicht!"

Marcellus sprang auf, die Thränen rollten ihm in seinen Bart, es ließ, als wolle er dankend in die Kniee sinken, aber doch trieb es ihn,' vorwärts zu gehen.

„Mein Kind," sagt' er, „wo kommst du her, du *liebes* Menschenkind! Bist du allein? Fürchte dich nicht" —

Der Knabe fand nicht Worte. Marcell sah nach allen Seiten hin: Niemand sah' er, auch nahm er auf dem Boden nur die Tapfe von des Kindes Füßchen wahr.

„Du bist allein!" sagt' er und faßte das Kind in seine Arme, und preßt' und küßte es, „du schönes, liebes Kind! — Ach, mir ist Heil widerfahren, ich kann *wieder weinen!* — Nach deiner Tracht bist du von *vornehmen, reichen* Eltern. Auch bezeigt mir deine Zärte, daß du niemals Wind und Wettern ausgesetzt gewesen. Wie kommst du in die Einöde her zu mir, dem armen, abgeschiedenen Mann? Wo blieben deine Eltern und deine schöne Mutter, süßes Kind? — Allein erquicke dich zuvor! Komm, komm, hier ist Weizenbrot, auch Fleisch und kaltes, frisches Wasser! Sieh, daß dich durstet, ich wußt' es wohl."

Marcellus ließ sich nieder, das Kind im Schooß. Hastig trank der Knabe etwas und sagte:

„Das Uebrige für meine Mutter!"

Des Marcell Freude, da er wieder eine Menschenstimme hörte und diese holde Kinderstimme, ist mit Worten nicht auszusprechen. Er küßte die Lippen des Knaben und sprach gerührt:

„Deine Mutter? die schmachtet und dürstet?"

„Sie will sterben," sprach das Kind.

„Wo ließest du sie?" fragte Marcell.

„Nicht weit!" versetzte der Knabe, „ich kann dir's zeigen, komm!"

„Ja, komm!" wiederholte Marcell und griff nach Fla-

sche und Tasche, um beide zu füllen. Ist deine Mutter allein?"

„Wohl, ganz allein; mein Schwesterchen haben sie weggeführt," sagte traurig der Knabe.

„Weggeführt! Wer?" fragte Marcellus.

„Die wilden Männer!" sprach das Kind.

„Wo aber war dein Vater, daß er deine liebe Mutter nicht beschützte?" fragte Marcellus.

„Mein Vater ist schrecklich böse," sagte das Kind. „Ach, er ließ meine Mutter in diese Wälder tragen und mich auch und mein Schwesterchen. Und unterwegs kamen die wilden Männer über uns, und sie bestritten und tödteten, die uns trugen und begleiteten. Die Mutter war für todt und lag im Grase. Da wollten die wilden Männer ihr den Kopf abschneiden; ich warf mich aber über sie und weinte kläglich, und da ich mich wieder erholte und um mich sah, waren die wilden Männer verschwunden mitsammt meinem Schwesterchen, und meine arme Mutter wachte auf." Das Kind weinte mit eins heftig und sprach doch fort. „Sie wollte auch aufstehen, aber sie konnte sich nicht auf ihren Füßen erhalten! Da lief ich, was ich konnte, um Leute zu holen, und fand auch einen guten Menschen, denn du wirst meiner Mutter helfen."

„Kind, wer ist dein Vater!" fragte Marcellus von einem ihm sehr natürlichen und geläufigen Gedanken ergriffen.

„Weißt du denn nicht, wer ich bin?" fragte der Knabe. „Das wissen ja alle Leute in der Colonie."

„Ich weiß es nicht," sprach Marcell aufmerksam.

„Ich bin der Sohn des großen, mächtigen Grafen," sagte der Knabe stolz.

Marcell nahm das Kind von seinem Schooße und stellte

es vor sich hin, er stand auf. Ein schlimmer Geist wohnte in seinen Augen, um seine Lippen spielte ein bittres Lächeln.

„Auch du bist böse geworden!" sagte der Knabe bänglich; „du wirst uns nicht helfen, und meine arme Mutter soll elend sterben."

Marcellus besann sich auf sich selbst.

„Kinder und die ewige Wahrheit!" sagt' er und fuhr rüstig fort. „Was denkst du von mir, Junge? Ich werde doch meine Tasche mit Brod und Fleisch und meine Flasche mit Wasser füllen sollen — Deßhalb bin ich aufgestanden, Kind! — Nun komm, weit kann es nicht sein, vielleicht findest du den Weg! Wo gehen wir, nach welcher Richtung?"

„Immer gradaus!" sagte neubelebt das Kind, „im Umsehen sind wir da."

Marcellus ging mit dem Knaben. Nach kaum zwanzig Schritten wußte das Kind nicht, wo es war. Marcell, dem lange Uebung und Einsamkeit die Sinne geschärft, kehrte zurück, nahm des Knaben schwache, nach der Höhle gerichtete Fußtapfen wahr und folgte, nun das Kind auf dem Arme, mühsam der kaum erkennbaren, leisen Spur.

15.

Marcellus entnahm aus der Erzählung des Kindes nur dieß, daß abermals eine gewaltsame Handlung des Grafen großes Unheil angestiftet: denn das jüngste Ereigniß und das Leiden seiner Mutter schien alle weiteren Erinnerungen aus dem Haupte des Knaben verscheucht zu haben, und es war nichts weiter aus ihm hervorzulocken.

Marcell erreichte den Ort, an welchem der Zug, welcher die Gräfin deportirt, von den Indianern überfallen worden.

Mitten unter erschlagenen Männern fand er die zarte Frau im Grase liegen. Zitternd vor Mitleiden setzte er den Knaben auf die Erde und sprach ihm Muth zu. Auf diesen Ton wendete die Gräfin ihr mattes, gramentstelltes Haupt; sie wollte sich erheben, sank aber kraftlos zurück. Marcell kniete stumm bei ihr, richtete sie ein wenig auf und gab ihr zu trinken. Sie konnte nur nippen, ihre bis zur Unfähigkeit erschlafften Organe versagten ihr den Dienst, ein krampfhafter Husten ergriff sie, er drohte, ihrem unseligen Leben ein Ende zu machen. Ohne Besinnen nahm sie Marcellus auf seinen Arm, griff das Kind bei der Hand und schritt mit beiden zurück zu seiner Hütte.

Hier angekommen bettete er sie sanft auf seinem Lager, und es gelang ihm durch Anwendung von Wärmmitteln und eines würzigen Thees die Ohnmächtige zu sich selbst zu bringen. Sie erkannte Marcellus, ihre erste Frage war nach Claren. Ob das Kind sich verlaufen oder durch die Wilden fortgeführt worden, war nach der Aussage des Knaben nicht zu ermitteln. Henriette erhub ihre Stimme, und ihrer selbst nicht mehr mächtig klagte sie bitterlich:

„Mein zartes Kind — diesem dunklen Loos verfallen! Nun ist das Maaß meines Leidens voll, ich sterbe in Angst!"

Die fürchterlichsten Bilder quälten sie, sie malte in den grellsten Farben. Hungertod, Tod durch reißende Thiere, und, wenn es unter den wilden Horden am Leben erhalten worden, Barbarei und Versunkenheit konnten das Kind treffen. Plötzlich schwieg sie, und Marcell, erschreckt, meinte, es sei zum Tode.

„Nicht so, nein!" sagt' er laut. „Ihr Sohn soll leben, und ich will für ihn sorgen bei meinem Leben! Wenden Sie dieser Vorstellung sich zu, Ihr beklommenes Gemüth wird fähig werden, die Kräfte einer andern Welt in sich

aufzunehmen: eins ist Noth, Henriette, verehmen Sie mich!"

Sie war bei dieser Mahnung zusammengeschreckt. Ihr Leben entzündete sich zu neuer Kraft. Mit letzter Anstrengung richtete sie sich auf und faßte Marcell zum *ersten Male* hell in's Auge; dann sagte sie ruhiger:

„Ich erinnere mich's wohl. An jenem Abend warnten Sie und weissagten, wir Thörichten vernahmen Sie nicht, aber Ihre Prophezeihung hat sich erfüllt. Dieser entsetzliche, unselige Mensch kann in seinem dunklen, unerscheinenden Gott sich nicht beruhigen; die Erde hält ihn nicht, den Himmel gewinnt er nicht, und wie er selbst übereilt, *trostlos fort*strebt, wird sein Gang Allen verderblich, die ihm zutrauensvoll sich angeschmiegt."

„Mein Ohr verschlingt Ihre Worte," sprach Marcell. „Fahren Sie fort, Ihre Eröffnungen *möchten Ihrem* Knaben zu Statten kommen. Reden Sie! Wer kann die Zukunft ermessen!"

„Tausende wissen, was ich Ihnen sagen kann!" sprach Henriette. „Aber den innern Verstand unserer Geschichten verstehen sie nicht."

„Den innern Vorgang?' fragte mißverstehend Marcell. „Henriette, Sie wußten um den gewaltsamen Tod Hagen's?"

„Wie war das!" fragte Henriette irr.

Marcell stand an, zu entgegnen.

„Ha," reimte Henriette. „An demselben Abend kurz vor dem Auszug der Krieger sahen wir ihn: er erblaßte, da er vernahm, ich sei Gattin! Ohne Zweifel, an demselben Abend beschloß er die Vernichtung seines Feindes!"

„Ich vermuthe," sagte nun Marcell nicht mehr hehlend, „daß in dieser unseligen Leidenschaft sein Leben den beklagenswerthen Umschwung gewann. Auf seinen Befehl fiel

Hagen; nicht wirklich, aber absichtlich erschlug er ihn, mit ihm das Werkzeug seines Willens, den armen Polen!"

Nach einem tiefen Schweigen fragte Henriette mit Apathie, warum Marcellus aus dem Kriege nicht wiedergekehrt, und wie er hieher gerathen. Er verschwieg ihr nichts. Er fühlte, daß diese Geschichten sie nicht entsetzten, und schloß daraus höchst richtig, daß sie selbst nicht rein sein könne von schwerer Schuld.

„Sie wurden sein Weib?" fragt' er zweifelnd.

„Ohne Kenntniß dieser Greuel sein angetrautes Weib!" sagte sie nachdenkend. „Man fragt über Wunder, Alles soll im natürlichen Zusammenhange geschehen und geschehen sein, aber Höllen- und himmlische Mächte spielen in unser Dasein ein und reißen es allerwärts aus der Bahn eines vernünftigen Geleises! Eine unbegreifliche Gewalt fesselt mich unauflöslich an diesen Mann. Zwei Kinder gebar ich ihm, diesen sanften Sohn und jenes wilde, weggerissene Kind." „Marcellus," unterbrach sich die geängstigte Frau, „suchen Sie sich Weg zur Colonie, wenden Sie Alles auf; er wird nicht rasten, mein Kind aufzusuchen, unsere Clara — Ach Gott!"

Um des Himmels willen beruhigen Sie sich," sprach Marcell. „Sicher ist der Ruf von dem Ueberfall, den Sie erlitten, in die Colonie gedrungen. Es wird kein Mittel unversucht bleiben, des Kindes Aufenthalt zu erforschen; ich selbst will thun, was mir möglich ist."

„Das ist doch etwas!" sprach die Gräfin gefaßter. Gesammelt fuhr sie in ihrer Mittheilung fort: „Wie ich gesagt, um den vernünftigen Willen des Menschen ist es nichts, wenn Natur in seinem Herzen regiert. So schauten Sie richtig die Sterne meines Gemahls, und auch ich, sein Weib, erliege der allmächtigen Wahrheit! Ich war nicht stille,

nicht geduldig und demüthig, ach! im Andrange großer Leidenschaften und schwärmerischer Gefühle gab ich nicht Raum in mir der lautern Sehnsucht nach dem Geist, welcher den Tod verschlingen darf und ein neues Leben schaffen! Ich konnte den feurigen Pfeilen des Bösewichts nicht widerstehen, ich mußte zu Grunde gehen. Im Tode bereu' ich, ich verdamme mein verfehltes Leben!"

„Sie halten ein," sprach Marcellus. „Gräfin, sagen Sie mir Alles: noch lastet etwas auf Ihnen, erleichtern Sie Ihr Gemüth."

Das schwere Haupt Henriettens nickte, wie ein Weheruf klang ihr Wort:

„Gott erbarme sich, daß ich's gethan, ich erschlug aus Eifersucht meine Schwester!"

Marcellus erblaßte, aber er trat nicht zurück.

„Im Namen Gottes," sagt' er, „die Verfassung Ihres Gemüths spricht mir das Recht zu, Ihnen die Vergebung zu verkünden."

„Ich fühle sie," sagte Henriette. „Den Kelch meiner Leiden hab' ich geleert, ich verstehe den Kreuzestod! Erbarmen Sie sich meines Kindes, sei ihm der Mutter Leben und Tod ein Warnruf!"

Henriette fiel auf das Lager zurück. Ihre Augenlieder sanken herab, ihre gefalteten Hände erstarrten, noch bewegte sie die Lippen.

Marcell faßte das Kind in die Arme und lehnte über dem Antlitz der Sterbenden. Ihr Athem blieb weg — noch einmal kehrt' er wieder; tief aufschluchzend dehnte der Körper und erstarrte; die außerordentliche Frau war verschieden.

Unwillkürlich laut betete Marcell.

16.

Durch diese Ereignisse aus seiner Erstarrung in das Leben zurückgerufen fing Marcell an, sich tüchtig zu rühren. In liebendem Triumphe feierte er Henrietten, welche sich aus einem tiefen, wogenden, aber grenzen- und kernlosen Geistes- und Gemüthsleben sterbend in dem Heiligen wiedergefunden. Mit edler Trauer besorgte er das Geschäft ihrer Einsenkung und bepflanzte die Grabstätte mit unterscheidenden Trauergewächsen. Er bestätigte fromm und wahr des Knaben schöne Vorstellungen von dem ewigen Leben und beruhigte ihn so. Das Kind glaubte seinen Versicherungen, daß er ihm die heimgegangene Mutter ersetzen werde. An seinem Busen wiegte er den Knaben ein und barg ihn sorgfältig auf seinem Lager. Dann eilte er, noch vor Nacht sich des Zugangs zu der Colonie zu versichern. Sorgfältig verschloß er seine Hütte und ging.

Den Weg bis zu dem Ort, wo die Männer, welche unter der Leitung Frech's die Gräfin entführen sollten, von den Wilden überfallen und zum Theil erschlagen wurden, verfolgte er sicher. Hier angelangt untersucht' er, ob sich nicht Spuren wahrnehmen ließen von entfliehenden Colonisten. Er fand deren, ging ihnen nach und war so glücklich, bis zum Ausgang aus dem Labyrinth des Waldes vorzudringen. Die Colonie lag vor ihm, ihre völkervollen Gassen brausten. So lange hatte Marcell die Menschenwelt entbehrt! Eine mächtige Regung ergriff ihn, was alles flutete durch seine Brust! Es zog ihn hinüber — doch bezwang er sich! Ermuntert, in seinen reichen Kräften verlebendigt, nahm er den nun bekannten Weg zurück. Wieder bei seiner Hütte

angekommen, öffnete er leise, um das Kind nicht zu stören; allein er fand dasselbe munter.

„Mein Kind," fragt' er besorgt, „bist du schon lange wach, hast du dich gefürchtet?"

„Nein, nein," gab der Knabe zur Antwort, „ich wußte ja, daß du bald wiederkommen müßtest, und ich dachte indessen an meine schöne Mutter."

„An deine schöne Mutter!" sprach Marcell wehmüthig. „Aber du bist ein zutrauensvoller, empfindungsvoller und ein muthiger Knabe. Ich darf der frohesten Hoffnung mich hingeben."

„Wovon sprichst du?" fragte der Knabe.

„Du wirst bei mir bleiben und mit mir wohnen," sagte Marcell, „bis du sehr groß bist; alsdann will ich hervortreten mit dir, und du sollst eine neue, herrliche Herrschaft begründen."

„Mein Vater ist der Herrscher!" sagte der Knabe.

Und du möchtest wohl zu ihm?" fragte Marcell.

„Nein!" entgegnete der kleine Julius. „Er ist sehr fürchterlich, wenn er zürnt. Du bist gut."

„Ich will dir Vater sein und Lehrer und Erzieher," sprach Marcell in Thränen. „Ich will dich pflegen und lieben und immer um dich bleiben."

Das Kind blieb still. Marcell fuhr fort:

„Geduld, Geduld! Sie mögen nur wirthschaften in der Colonie, wir wollen ihnen schon auf die Finger sehen; und hat Alles seine Zeit, bei Gott, Knabe, auch unsere Zeit kommt."

„Wornach blickst du um dich?" fragte der kleine Julius.

„Wir müssen weiter weg, noch heute, gleich!" sprach Marcell. „Sie dürfen uns nicht finden, wenn sie suchen sollten."

Er machte sich sogleich an die Arbeit. Aus dem Grunde brach er seine Hütte ab und versteckte die einzelnen Stücke. Der kleine Julius stand stumm daneben: bald schaute er nach dem frischen Grabe der Mutter, dann auf die Beschäftigung des fremden, bärtigen Riesen, bald auf die himmelhohen Bäume, und endlich wie von selbst sagte er:

„Mir graut, Mann, es ist recht einsam!"

Marcell hatte sein Geschäft beendigt. Er erwiederte:

„Du erfährst in frühen Jahren schwere Geschicke, armes Kind! — Aber das ist die beste Schule für solche Leute, wie ich einen aus dir zu bilden gedenke. Siehe nur nicht allzutraurig auf das Grab! Wir werden oft wiederkommen, und du sollst deine Mutter auf alle Weise im Gedächtniß behalten."

Marcell bewaffnete seinen riesigen Leib vom Kopf bis zur Zeh, Speisevorräthe barg er reichlich. Als er damit fertig war, bückte er sich zu dem kleinen Julius herab, und lachte ihn aus seinem ehrlichen, nun groß heitern Angesicht so liebevoll an, daß das Kind unbewußt seine Händchen um seinen muskulösen Hals schlang. Er hob es in seine Arme auf, ergriff den bereitstehenden, kolossalen Stab und wanderte, immer mit dem Kinde plaudernd, getrost waldeinwärts.

17.

Der Graf fand keine Ruhe, er brachte die Nacht wachend hin. Das Loos der beiden Frauen war vornehmlich durch ihn herbeigeführt. Ihm zerriß es das Herz, daß er Minna so enden gesehen, sein Blut empörte sich, gedacht' er, was aus Henrietten geworden, moralisch und physisch. Das ganz gemeinste Mitleiden durchdrang sein Innerstes:

er weinte, er rang die Hände, ihm war schrecklich. Aber die rechte Tiefe hatte sein Leiden in der Treue seines Gedächtnisses, in dem Leben seiner Phantasie. Gänzlich trat seine Empfindung Minna's in den Schatten wider das Wehe, welches ihn um Henriettens willen durchflutete. Mit jener hatte er in Liebe geschwärmt, mit dieser in Liebe gelebt; dort litt seine Seele, hier sein ganzer Mensch. Bei seiner außerordentlichen Reizbarkeit drohte seinen Sinnen, seinem Leben in den Momenten Gefahr, wenn ihm die Gegenwart in ihrer ganzen Scheuseligkeit furchtbar hell aufging. So fand ihn die Morgenröthe.

Friedrich hatte einst die Güter der Liebe und des Ruhms verlangt in dem starken Glauben an sich selbst, er werde um seines erharrten Gottes willen beide leben und üben. Nun mochte er zusehen, welch ein Gut ihm diese Liebe gewesen: keineswegs ein persönlich ewiges, nicht jene selbstbestimmte Freiheit, wie er sie richtig geheischt; vielmehr einerseits das idealische, gegenstandlose Gefühl einer unbestimmten, seligen Welt und in so fern nur die Capacität für die Aufnahme der heiligen Wahrheit, andererseits aber, weil diese Capacität sich mit dem vorübergehenden Gegenstand schlicht individuell erfüllte, eine selbstische Flamme, entsprungen in der Zeit, verschwindend in der Zeit. Es giebt keine Liebe ohne die in dem Heiligen.

Friedrich hatte nun praktisch den Punct, welchen früher oder später jeder Mensch bewußt oder unbewußt erreicht: sein Gemüth war zerrüttet, er glaubte wahrhaftig nicht mehr an die Natur. Von den eitlen Hoffnungen der Leidenschaft, von dem blödsinnigen, die Gottheit reizenden und beleidigenden Bunde natürlicher Herzen, der sich in sich selbst vernichtet, konnte bei ihm in Zukunft nicht mehr die Rede sein. Sein Herz war klug geworden, sein Witz zerstörte alles scheinbar

eigene Wesen, und da der Lebensgeist seines stolzen Glaubens ihm nicht genugsam sein konnte, blieben Wollust allein und Sinnengenuß sein irdischer Schatz.

Friedrich's Glaube an einen persönlichen Gott, der zu seiner Zeit erscheinen müsse, um die Welt realistisch zu erlösen, trat schon im Beginn seines praktischen Lebens und Wirkens zurück; denn er war ein Glaube der luftigen Hoffnung und entbehrte nothwendig des menschlichen Kernes, demnach der praktischen Fähigkeit. Friedrich's Lebenssphäre aber war praktisch. Mit dem natürlichen Zurücktreten dieses Glaubens war er der seelenlosen Allgemeinheit des Gesetzes verfallen. Daß aber die pure, pute moralische Weltansicht dumm sei und leblos, die massenhafte, derbe, unorganische Gesetzlichkeit bettelarm, ward der genialische Friedrich alsbald inne. Viel besser doch Willkür, Leidenschaft, ja Barbarei und Rohheit, als das egale Handeln im Dienst der todten Pflicht. Leben soll der Mensch, wie auch, leben soll er: darauf zu zieht die Natur seiner Existenz! Die Libertinage des Menschen von Natur ist mehr werth, als die Philisterei des Gesetzesmenschen: die Zöllner und Sünder gewann Christus, die Pharisäer und Schriftgelehrten nicht! — Zwar auch der historischgläubige Mensch darf sich der Behauptung nicht vermessen, er selbst habe mehr als die Sehnsucht nach dem Glauben, nach der Erlösung, allein ein Mensch der Hoffnung lebt er, demüthig, in sittlicher Freiheit. Friedrich bekannte die Freiheit nicht in Jesu; um so weniger konnte ihn sein unhistorischer Glaube an die Persönlichkeit des Gewissens in einem materiell wirksamen Leben halten, ihm präsent bleiben; die Schattenmacht der Allgemeinheit des Gewissens verwarf er richtig und befand sich daher im Stande der Naturrechtlichkeit, der künstlerischen Allheit, und seine Zukunft drohte die herbsten Conflicte.

Innere Zerrüttung macht geistreich. Frei fühlte Friedrich, scharfsinnig, hell thätig die Regsamkeit seines Geistes. Sein ruhmvoller, fürstlicher Beruf erschien ihm bisher in diesem Lichte nicht des wünschenswürdigsten Vehikels seiner Existenz. Mit schwer zu schilderndem Ungestüm überließ er sich dem rettenden Gedanken, hinfort Zeit, Muth und Kraft diesem Beruf zu weihen. Wunderbare Erfolge versprach ihm die Zukunft. In der schmeichelnden Leidenschaft des Ruhmes hatte er die praktische Möglichkeit wiedergefunden, weiter zu leben. So blieb er in die Geschichte seines Ruhmes noch befangen, noch war das Ziel seines Lebens nicht erreicht. Allein schon jetzt und vorzüglich durch seine Gemüthsstellung, wie sie aus der letzten Katastrophe hervorgegangen, zeigte sich klar, daß er auch hier seiner ursprünglich reinen, aber so verfaßt von dem Heiligen unerfüllten, menschheitlichen Bestrebung sich selbst zum Mittelpuncte zu geben nothwendig getrieben ward, wollt' er anders wirken und leben. Er blieb in der sich selbst vernichtenden Zerrissenheit. Die Sühne unfähiger Allgemeinheit und selbstischer Individualität vollbringt und erlebt kein Menschenkind: in dem Geiste Jesu allein ist sie Leben, und voll Demuth ringen praktisch seine Gläubigen nach ihr.

Wenigstens in seinem empirischen Bewußtsein und selbstthätigen Charakter hatte sich der Graf wieder. Für den Abend beschloß er die Bestattung dieses in halber Entwicklung ihrer großen Gaben schrecklich, verschuldet zu Grunde gegangenen Mädchens. Aus einer Art von Pietät leitete er selbst die Anordnung dieser Feier. Aufgeregt stürzte Kilian Frech in sein Gemach und erstattete ihm von dem, was über seine Sendung aphoristisch erzählt worden, den zusammenhängenden Bericht.

„Alle fielen," schloß er, „die Sänftenträger und die Es-

corte; ich allein bin entronnen, nicht aus Pflicht der Selbsterhaltung, nein, bei Gott! ich wollte für die schöne Verbrecherin mein Blut verspritzt haben: ich floh, um Lärm zu machen. Die einzige Rettung, Herr, kann den Gefangenen dadurch kommen, daß die Colonie alsbald in gerüsteten Haufen ausrückt, überlegen den Wilden nachsetzt und ihnen die kostbare Beute abjagt."

„Wenn Unglück naht, kommt es nicht einzeln," sprach der Graf sich zusammennehmend, „eines ruft das andere wach und uns überfällt ein Heer von Uebeln. Allerdings soll mein Weib mit meinem Willen dieß Schicksal nicht erleiden; gerettet müssen meine Kinder werden — ob ich's vermag. Wie es sei, geschehe im Aeußersten das Nothwendige und augenblicklich!"

Zurüstungen für diesen Aufbruch wider die Indianer, der Kriegszug selbst, der ohne das ersehnte Ergebniß sich weit hinauserstreckend über die bisherige Kriegslinie der Colonie zum Anlaß wurde eines ausgedehnten Kampfes mit den gereizten Nachbarvölkern — halfen dem vollthätigen Grafen, mit einer Art Leichtigkeit die ersten Schläge der Zerrüttung seines Hauses zu ertragen. Da nach dem Ablauf eines Jahres Ruhe ward, faßte und hielt ihn die gern übernommene Arbeit in dem Innern seiner Colonie, welche so erweitert sich zu einem Ansehen erhub, wie es außer ihrem Stifter Niemand geahnt hatte. Der Moment, an welchen diese Geschichte wieder anknüpft, liegt um zwölf Jahre vorwärts.

Viertes Buch.

1.

Mit Geist und Muth, aber stolz und selbstisch führte Friedrich seine Herrschaft. Sämmtliche Institutionen blühten in einer seltenen Vortrefflichkeit. Ackerbau, Handel und Gewerbe, Schule, Heer und Kirche, Rechtspflege und Gesetzgebung: der ganz herausgebildete, lebenvolle Organismus des Staates, in keinem Theile versäumt, in keinem Theile bevorzugt, genoß einer gedeihlichen Gesundheit. Die Schranken der Stände zeugten Kraft, und der Kraft war ihre Wirksamkeit eröffnet. Mit der Selbstständigkeit und Abhängigkeit einzelner Theile eines tüchtigen Leibes fugte Gelenk in Gelenk, Glied an Glied, eines von dem andern bedingt, freigegeben.

Unter diesen Umständen bei den beispiellos gewaltigen Nahrungsquellen der Colonie hätte sie in der Kürze zu einem kolossalen Staat heranwachsen müssen, und die scheinbar fertig policirte Welt würde wundernd aus ihrem Schooße eine neue Schöpfung haben entspringen sehen: allein dreierlei hemmte den gedeihlichen Fortschritt dieser Ansiedlung und drohte ihr Sturz und Vernichtung.

Friedrich hielt zwar die dem Volke verliehene Verfassung aufrecht, aber in seinem Sinne. Den Schein eines selbst-

thätigen Antheils an den öffentlichen Angelegenheiten, welcher nach dem Buchstaben der geschriebenen Constitution dem Volke gelassen war, zerstörte der Regent alsbald. Das Haupt regiert die Glieder: in sich concentrirte er die ganze Potenz des unumschränkten Gebieters. Er duldete keine Ansicht, keinen Mann neben sich, sein vernünftiger Wille herrschte. So beleidigte er auf das innigste die Intelligenz seines Volkes. Gehorsam, Furcht, selbst Vertrauen zollten die höchsten Classen der Bevölkerung ihrem Selbstherrscher, aber sie grollten ihm.

Friedrich's Ungenügen an einem bedingten Zustand, den er persönlich allerwärts ohne realen Gewinn überschritten, seine stolzen Leidenschaften, sein unruhiges Fortstreben verwickelten ihn in einen verhängnißvollen Krieg mit dem zehnfach überlegenen Nachbarstaat. Er führte diesen Krieg zu seinem Ruhme nicht unglücklich, jedoch verlangte derselbe ungeheure Anstrengungen, kostete viele Menschenopfer: die Colonie fing an, zu verarmen, zu veröden. Ohne Murren, von der kriegerischen Erscheinung des Gewaltherrn, von der Macht seiner Gegenwart beherrscht und dahingerissen, folgte man mit momentaner Begeisterung seinem Ruf, seiner Leitung; allein die Masse des Volks sammelte aus jener Erwägung der materiellen Nachtheile rächerischen Stoff, der entzündet zu den ausschweifendsten Handlungen führen konnte.

Friedrich achtete die Landessitten gering. Er spottete ihrer nicht, aber er unterwarf sich ihnen auch nicht. Wie er nicht der moralischen und physischen Wohlfahrt seiner Unterthanen halber regierte, sondern um seines Ruhmes willen, galt ihm in seinen persönlichen Verhältnissen der Genuß alles. Seine Gesinnung bethätigte sich in Handlungen. Es kann ihm nicht nachgelästert werden, daß er ausbündiger gewirthschaftet, als es der Brauch ist der zerrütteten Welt; jedoch von Hunderttausenden beobachtet, bekrittelt und begrinst, konnte

sein Leben das Ausschreitende nicht verhüllen. Nach einem höchst richtigen Instinct verlangte man den Mann, der sich zum Alleinherrscher gemacht, fleckenlos: er lebte wie sie, und das Ansehen seiner Tyrannis litt. Man rechnete ihm nach, was er seit der Zerstörung seines Hauses, die ihm bestens Schuld gegeben wurde, an der Ehrbarkeit und Jungfräulichkeit der Colonie gefrevelt. Ehemänner und Väter waren überdieß empört, daß ihre Frauen und Töchter, von der Persönlichkeit des ungemeinen, großen Menschen bezaubert, seinen Werbungen entgegenkamen, ja, die Gelegenheit zu denselben herbeiführten.

Wenn Friedrich demnach durch seine gewaltige, wirksame Individualität jede Empörung in Geist und Gemüth seiner Unterthanen übertrotzte: diese war doch da, sie dräute doch. Es galt nur, daß ein auszeichnender Anlaß sich ergab, daß ein willenskräftiger, sittlicher, zweckbestimmter Geist sich der Motive bemächtigte, und Friedrich's künstliches, mühsames Gebäude konnte ihm über dem Haupte zusammenbrechen, ihn und seinen Thron zerschmettern. Ein solcher Anlaß ergab sich jetzt, allein der Versuch, ihn zu benützen, blieb ohne den momentanen Erfolg einer Veränderung, die das Volk ersehnte. —

Nur beschäftigt mit dem, was der Tag Bedeutendes brachte, kehrte Friedrich von einer Promenade aus seinem nun ganz vollendeten, mährchenhaft prächtigen Park in sein Arbeitszimmer zurück. Sein Gedächtniß herbergte Schatten, sein Gefühl der Zukunft entbehrte der Realität: den gegenwärtigen Moment, der durch ihn herbeigeführt stets wichtig war und schwierig, entschieden zu beherrschen übte er Willen und Charakter. Er war wenig erstaunt über eine vorgefundene Depesche, die ihm meldete: der grenznachbarliche, weitüberlegene Staat rüste sich in allen Kräften, seinen Krieg mit ihm ent-

scheidend zu beendigen. Friedrich legte ruhig das Blatt aus der Hand und schritt, wie er sonst auch pflegte, nachdenkend in dem Zimmer auf und ab.

Seine Haltung war aufgerichtet, sein Körper schlank geblieben, sein Gang elastisch und kräftig; allein sein erblichenes Haar, sein vorsehender, kalter und herrischer Blick, der geringschätzige Stolz und bittre Uebermuth, welcher um seine geschlossenen Lippen wohnte, hatten sein Ansehen wesentlich verändert.

„Das Volk wird schreien!" sagt' er halblaut; „allein es thut's nicht. Dieser Krieg muß ausgestritten werden, mein Volk erzieh' ich zum Ruhm!"

Durch ein auffallendes Wirren und Lärmen auf Gasse und Markt ward er in seinem Nachdenken gestört. Er hielt seinen Gang auf und blickte, ohne an das Fenster zu treten, hinaus. So weit er sehen konnte, waren alle Orte dicht gedrängt von Menschen voll. Sie starrten zu seinen Fenstern herauf, allein aus ihren Geberden ging nicht deutlich hervor, welchen Charakters ihr Zusammenlauf war. Daß sie die Post jener Zeitung in Aufruhr gesetzt, konnte Friedrich nur errathen: weder Flehen noch Dräuen, nichts Bestimmtes war aus diesen Augen und Zügen zu lesen. Er warf verächtlich den Kopf auf, wie als sage er: „geistlose Menge, wardst du mit Sätteln auf dem Rücken nicht geboren, ist doch dein Inneres zu nichts gut als zum Dienen und Lasttragen."

Kilian Frech trat eilend herein.

„Bevor du sprichst, Mensch," rief ihm der Graf entgegen, „schöpfe gehörig Athem. Unleidlich entstellt dich die Furcht! Was giebt's?"

„Mein Fürst," sagte Frech sich fassend, „das Volk ist

in Masse aufgestanden, es dringt zum Palast zu und verlangt tumultuarisch" —

„Tumultuarisch?" fragte Friedrich und wies gelassen auf die ruhige Menge hinaus.

„Was?" rief Kilian, der gleichfalls hinaussah, „klaffende Hunde, die vor dem herannahenden Hausherrn in Furcht sich schmiegen? Ha, solche Göttlichkeit schirmt einen Fürsten; Verrath, der nur erblickt, was er gewollt, steht ab von seinem Willen! Bei meinem Kopf, Herr, ich vermuthete in der renommirenden Canaille einen wüthenden Recken!"

„Bei deinem Herzen, du warst ein Hase!" sprach Friedrich. „Ernüchtre dich und sprich ohne Uebertreibung: was hat sie aufgebracht?"

„Auf die Beine gebracht," versetzte Frech, „das ist nun ihre ganze Heldenthat. Mein Fürst, in den Gassen, die dem Palast am fernsten sich in das Weite verlieren, da verführten diese Oelgötzen ein Rufen und Schreien, als gälte es irgend einem Stück Arbeit, wie es weiland die Titanen unternahmen; und nun? Pah! Ihre Erlaucht könnten sie durch ein Paar Vögte mit Stöcken vom Platze treiben lassen. Bei Gott, ihr Muth ist ihnen in die Schuhe gefallen, und je länger ich diese leibhafte Poltronnerie begucke, desto lächerlicher erscheint mir ihr Aufzug! Pfui, daß ich daran war, meine fünf Sinne zu verlieren. Verachtung treffe dich, du glotzender, vierschrötiger, hornfäustiger, trampelfüßiger, übelriechender Pöbel!"

„Halt!" sagte Friedrich, „du fällst aus Extrem in Extrem. Jenem Richard mochte sein Löwe schmeichelnd sich unterwerfen, die Diener aber in Stücke reißen. Bedenke das — Sprich, was wollen sie?"

„Keiner will der erste sein und sie lassen's bewenden," erwiederte Frech. „Herr, von neuen Kriegsgerüchten war ihre Frage."

„Pfeift der Wind daher?“ sagte Friedrich entschlossen. „Ihnen muß Bescheid werden, sie warten.“

„Mein Fürst,“ sprach Frech schnell, „sie warten auf die Rückkunft ihrer Gesandten.“

„Ihrer Gesandten?“ fragte Friedrich erregt, scharf; „welcher Gesandten?“

„Volksgesandte, Herr,“ sagte Frech; „sie harren im Vorzimmer, ich soll sie anmelden.“

„Das bedeutet etwas!“ sprach Friedrich nicht ohne Zeichen einer Verwunderung, die an Bestürzung grenzte. „Die unordentliche Aufregung mag hingehen, bei *entscheidenden* Anlässen ist sie Natur der Sache und *nicht gemißbraucht* bedeutet sie nichts. Hier ist mehr. Ueberlegt, planvoll, im Gefühl eigner Selbstständigkeit sendet man Boten an mich ab — Wer von ihnen war so zum Wahnwitz verwegen, die halsgefährliche Rolle zu übernehmen?“

„Herr,“ versetzte Frech betroffen; „das Volk drang in die Wohnung des Angers und verlangte ihn zum Sprecher vor Ihrer Erlaucht. Er im Geleit des Herrn Fugger, des Bürgermeisters und mehrerer Rathsherrn verstand sich dazu, das Begehren des Volks an seinen Regenten zu bringen.“

„Begehren?“ sprach Friedrich. „Sie haben nichts zu begehren außer dem, was ihnen weise zugestanden worden. — Sage diesen Boten, daß ich ihnen aus überschwenglichem Zuvorkommen eine Audienz gestatte. Fort!“

Wie er im Ingrimm zu thun pflegte, preßte der Fürst den Fingernagel an die Zähne.

„Sie rühren sich!“ sagt' er und warf einen hassenden Blick auf die Menge. „Der erste Anlauf vielleicht für folgende Einschreitungen? — Nicht also! Ich will ihre Gesandten in einer Art bescheiden, die ihnen dergleichen Gänge leid sein lassen soll!“

Mit sich eins ließ er sich nieder und empfing scheinbar ruhig die eintretenden Volksgesandten.

2.

Nachlässig erwiederte Friedrich den Gruß der Männer. Seine erste Frage war, ob sie im Namen des Volks, vom Volke abgesandt vor ihm erschienen. Angers fühlte das Moment der Frage, dennoch antwortete er:

„Wir durften dem dringenden Verlangen des Volks unsere Dienste nicht weigern; von ihm beauftragt, in seinen Angelegenheiten nahen wir unserm Fürsten."

„Ihr durftet — ihr durftet nicht!" sprach Friedrich kalt. „Und welche Macht berief euch denn, meine Beamten, ihr Herrn Angers und Fugger, zu Volksrepräsentanten? Leben wir in einem geordneten Staat? Hat Barbarei und Willkür der Ordnung und Gesetzlichkeit obgesiegt?"

Angers war betreten, Fugger blaß.

„Ist gut!" fuhr Friedrich fort und wendete sich zum Bürgermeister. „Reden Sie! Obschon auch Ihr Hiersein, so charakterisirt, wider das Gesetz ausschreitet und einer Beleidigung der Rechte gleich sieht, welche mir die Verfassung sichert: ich will Sie hören, weil ich's will, aus keinem Antriebe sonst, es gefällt mir so. Wovon ist die Rede, und was wünscht das Volk mir zu sagen?"

Durch diesen Empfang unsicher geworden erwiederte der Bürgermeister ohne die Freiheit eines willengeübten, selbstbewußten Mannes:

„Das Volk vergißt nicht, daß es Ihrer Erlaucht seine Gründung nicht nur, auch seit einer Reihe von Jahren seine Wohlfahrt verdankt. Ich bin nicht eigenmächtig hergesandt,

urtheilend die Regierungsweise meines Fürsten zu untersuchen, Facta herauszuheben, und empörerisch auf Abhülfe von Beschwerden zu bringen: das Volk bittet durch meinen Mund, es stellt das Gesuch in die Frage seines Herrn."

„Zur Sache!" sprach Friedrich.

„Die Kriegszüge wider die Indianer," begann der Bürgermeister, „in einem Umfange geschehen, der unsre Begriffe übersteigt, haben ungeheuer gekostet und die Besteurung um das Dreifache erhöht. Nichts desto weniger würdigt das Volk den Gewinn, welchen ihm diese Kriege eingetragen: Sicherung seines Handels und Wandels auf eine eroberte Landstrecke, so groß, daß sie in Decennien von ihm nicht wird ausgefüllt werden; es freute sich des Aufhörens so vieler, blutiger Opfer der blühendsten und kräftigsten seiner Angehörigen, es freute sich der wiedergewonnenen Ruhe; nun werde, meinte es, unter dem Schutze seines mächtigen, erhabenen Fürsten Ackerbau und Gewerbe wieder erblühen; wie einst, nur zehnfach erhöht, der innere Geist der Colonie erstarken, sich füllreich beleben; in einem mächtigen Frieden, in thätiger Ruhe die goldene Zeit des jungen Staates aufblühen! Verzweifelnd sieht es, daß es sich getäuscht. Nicht nach innen zu, nach außen wird seine Kraft verwandt, ja verschwendet. In einen Krieg des Ruhmes sieht es seinen Fürsten hingerissen, ihn auf Tod und Leben ringen mit einem zehnfach mächtigeren, ganz gewappneten Feinde. Die Hülfsquellen erschöpfen sich, die junge Mannschaft zieht in den Krieg und kehrt nicht wieder: Armuth und Entvölkerung bedrohen die Colonie! Von solchen Gedanken beengt und geplagt vernehmen Ihrer Erlaucht Unterthanen, daß ein neuer Feldzug im Werke; ein Gerücht verbreitet sich, daß der Feind in dem ganzen Umfange seiner Kraft sich rüste, daß er entschlossen, diesen ihm kleinen Krieg einmal für allemal abzu-

schütteln: zuhauf versammeln sie sich, die bedrohliche Kunde rennt von Lippe zu Lippe, sie fordern uns, beschwören, verlangen, daß wir Ihrer Erlaucht ein unterthäniges Gesuch vortragen. Und wir wagten es; im Namen des Volks bitten wir Ihre Erlaucht: um des Lebens willen, versöhnen Sie den Nachbarstaat, gönnen Sie dem Gedeihen eines sich fühlenden, thätig bestrebten Volkes Raum, halten Sie Frieden!"

„Das Gesuch geht weiter!" nahm Fugger das Wort auf. „In der Zuversicht, daß Ihre Erlaucht nur erinnert zu werden brauchen, einem Kriege, der offen verderblich ist, den Rücken zu kehren: versieht das Volk sich der Wiederbelebung seiner Verfassung! Es fühlt, daß sein Herr, von dem gegenseitigen Interesse nicht gehalten, der Leidenschaft des Ruhmes die Wohlfahrt seiner Colonie, ja seine eigene aufopfert. Das Volk ist der Verfassung gemäß berechtigt, einzuschreiten, seine berathende Stimme wieder zu verlangen."

„Ueberall bringt es die Beschwerde vor seinen Fürsten," nahm Angers leidenschaftlich das Wort, „daß es durch seine Verfassung gesetzlich nicht gesichert erscheint wider die möglichen und vielleicht erfolgten Ausbrüche von Leidenschaften seines Herrn: kraft der Majestät, die ihm nach dem Rechte der Natur zusteht, verlangt es die Einsetzung einer Constitution, durch welche die Vernunft garantirt wird beider Theile, die ihrer Natur nach fort und fort dem Sturz und Anfall des Irrthums und der Sünde unterworfen bleiben."

Die Redenden hatten geendiget. Ohne aufzublicken, krampfhaft den Fingernagel an die Zähne pressend, saß Friedrich vor ihnen und antwortete nicht. Dieß dauerte Minuten. Bestürzt sahen sie einander an. Mit plötzlicher Entschiedenheit stand Friedrich auf. Fugger und Angers nahm er nicht wahr; er griff den Bürgermeister bei der Hand und führte

ihn auf den Altan des Palastes hinaus, vor das Angesicht des Volkes. Hier redete er, ohne auf die in Erwartung versteinerte Menge zu achten, mit ernster Freundlichkeit zu dem Volksrepräsentanten:

„Das Gesuch der Colonie ist billig, und es wäre *mir* lieb, ihm gänzlich genügen zu können. Unsere Ehre aber heischt diesen nächsten Feldzug, der auf lange hin unsere Kriege beendigen soll! Noch ward ich nicht besiegt! Vernehmen Sie meine Worte? Auch diesen Krieg darf ich begründet hoffen zu unserem Ruhme hinauszuführen. Alsdann soll Friede werden, ruhmvoller Friede! Zu einem solchen erziehe ich mein Volk! Dieß meine Antwort!"

Das Haupt auf einen Augenblick zum Volke herumwerfend wies Friedrich mit prägnanter Geberde auf ihren Repräsentanten, wie als habe er denselben statt ihrer beschieden. Dieser konnte nicht Gesten und Worte genug finden, um dem gütigen, herablassenden Fürsten seine Huldigung und Unterwerfung würdig zu bezeigen. Verständigt sahe das erfreute Volk die überraschende Scene. Friedrich, von dem Bürgermeister gefolgt, zog sich sogleich in den Saal zurück.

Während dieß draußen geschah, befanden sich Angers und Fugger in einer drückend gespannten Situation.

„Was beginnt er?" fragte Fugger.

„Das Gemeinste und Klügste von der Welt!" sprach Angers. „Nach Tyrannenart giebt er der blödsinnigen Menge ein Schauspiel, in welchem er als die Hauptperson figurirt, und haben Sie Acht, er reißt sie durch diesen Coup auf seine Seite. Mag er den Entrückten die Köpfe zerschlagen, den rein Betrunkenen das Blut abzapfen; die geschmeichelt Bethörten merken nichts oder lassen es mit aller Freundlichkeit geschehen."

„Braucht er Künste," sprach Fugger, „wie lange kann das währen?"

„Mein Freund," erwiederte Angers, auf Alles gefaßt, „lang genug, daß wir darüber unsere Hälse brechen. Er kehrt zurück! Ob seine Miene nicht die eines eisernen Despoten? Fugger, Muth! Es scheint, daß wir diesseit unsere Rollen ausgespielt."

Friedrich mit dem Bürgermeister trat in den Saal wieder ein. Ohne auf Angers und Fugger zu rücksichtigen, zog er die Klingel. Frech erschien.

„Meinen Jagdzug vor das Hauptthor!" rief er dem Diener entgegen, „in äußerster Schnelle! Mein ganzes Gefolge begleitet mich!"

Frech eilte weg. Mit einem Lächeln, wie ihm denn alle Mienen so zu Gebote standen, daß er mit ihnen spielen mochte, wendete er sich zum Bürgermeister und sprach:

„Man muß zur Jagd sich gewöhnen, Bürgermeister. Ihr seid so verdammt friedfertige Leute, daß unser einer, will er anders mit euch in Eintracht leben, und dieß ist mein heißestes Begehren, dem ernsten Kriege abschwören und zum Spiel desselben, zur Jagd seine Zuflucht nehmen muß. Denn, Mann, uns jagt nun einmal eine Unruhe, ein Fortmüssen, ein Nichtbleibenkönnen, das keine Macht beschwichtigen mag, es sei denn der Tod."

Er kehrte dem Angeredeten sich ab und ging lange Zeit schweigend im Saale auf und ab. Nun vernahm er von unten her Getrapp, Wiehern, einen Aufruf der Menge. Er wendete sich an Angers und Fugger und sagte abgebrochen:

„Alte Kinder! grauköpfige Schwärmer! mit euch mag das Schicksal aufstellen, was es will, ihr werdet nicht klug! Die nothwendige Zerrissenheit der Welt fühlt ihr nicht, das einzig zeitgemäße Regiment des Monarchen würdigt ihr nicht,

ihr versteht kein Geschichtliches! Kennt den Menschen wie ich und redet dann! In Rücksicht eurrs wohlgemeinten Wahnsinns und weil ihr dem Staate erhebliche Dienste geleistet — in Wahrheit, verführ' ich nach Recht und Gesetz, ich müßte euch, Empörer, die Köpfe abhauen lassen — aus Rücksicht schenk' ich euch das Leben. Allein, ihr seid entsetzt von euren Aemtern, verbannt aus meiner Herrschaft, eure Güter verfallen dem Schatz. Ich schwör' es, werdet ihr binnen heut und acht Tagen innerhalb meiner Grenze angetroffen, ihr sterbt den Tod von Henkers Händen!"

Frech trat herein.

„Ich komme!" rief ihm Friedrich zu. „Nach Europa zurück, ihr Gänse! Zum Declamiren seid ihr gut genug, aber in Angelegenheiten mischt euch nicht, bei welchen es sich um Thaten handelt." — „Du hast den großen Jagdzug vorgeführt?"

„Ja, Herr!" entgegnete Frech und folgte seinem fortschreitenden Herrn auf der Ferse.

Ohne ein Wort verließ auch der Bürgermeister im Gefolge der Rathsherr die Beamten und begab sich gleichfalls hinab.

„Muth, Fugger!" sprach Angers zu dem bestürzten Mann, „in meine Wohnung, fort! Wir berathen das Nähere; seine Herrschaft ist hohl, sie kann nicht dauern."

Durch einen Seitenausgang verließen beide schnell das verhängnißvolle Schloß. —

Das Volk weidete sich indessen an dem fürstlichen Jagdzug, von dem Glanz desselben imponirt. Friedrich mit seinem Gefolge betrat die Appareille, und ein Flüstern und Aufruf der überraschten Menge erfüllte Markt und Gassen. Sowohl durch die Majestät seiner Erscheinung als durch die Art seines Bezeigens, auf welche er der Menge zu empfinden gab,

er lege gar kein Gewicht auf diese ihre Aufregung, bestürzte, entsetzte, riß er sie eitel hin. Als sich der schöne Mann leicht in den Sattel schwang, der goldgezäumte Rappen unter ihm stolzte, das Gefolge lustig und kühn blickender Jünglinge des Fürsten Ansehen hub und verschönte: brach das Volk in einen Zuruf der Bewunderung aus und Liebe. Friedrich's Dank hatte gänzlich die Weise, als verstände sich ihre freudige Acclamation von selbst und als wäre ihr Zusammenlauf das Thun von nichtsbedenkenden Kindern gewesen. Er ritt langsam, absichtlich verweilend, die Menge enthusiasmirte sich mehr und mehr: als er fühlte, ihr Enthusiasmus habe den Höhepunct, ließ er dem Pferde die Zügel, und entschwand sturmschnell den Blicken des nachgaffenden Menschengewühls.

Die Verständigen des Volkes, nun wieder besonnen, gingen mit Kopfschütteln über die eigene Berauschung heim; die Thörichten folgten, voll von dem, was sie gesehen und gehört. Die ganze Versammlung hatte sich zerstreut, bevor der schwerfällige, corpulente Bürgermeister unter sie treten konnte.

Auf solche Art entrückte Friedrich der Menge das Ziel ihrer Frage; er durfte ihrer Gunst und Anhänglichkeit versichert sein; unbekümmert überließ er sich dem wilden, leidenschaftlichen Vergnügen.

3.

In demselben Urwalde, welcher sich von der Colonie aus in dichteren und lichteren Baumpartieen weit über das Land hinaus erstreckte, lag nur wenige Stunden von der Ansiedlung entfernt ein Hüttchen, leicht aufgebaut. Dünne Baum-

stämme, Aeste und Zweige, durch kolossale Blätter, Moos und trockene Pflanzen verbunden, bildeten den behaglich eingerichteten Raum. Vor des Hüttchens Thür saß ein häßliches, altes Weib, mit einer Handarbeit beschäftigt. Nun und dann sahe sie erwartend seitwärts, arbeitete aber dann wieder und summte ein Liedchen. Die Sonne neigte tief und säumte die gewaltigen Bäume ringsum mit Purpur. Der Abend war von einem wunderbaren Glanz, die Natur tief still, eine schmachtende Wärme in Land und Himmel.

Mit eins horchte die Alte empor, es rasselte im Laube von des Waldes Grund, sie schien unsicher. Dann aber stand sie lebhaft auf, sie unterschied deutlich den Tritt eines wandelnden Menschen. Ihr Liebling, ihr Augentrost nahte; aus ihren verwilderten Zügen sprach eine Freude, die so mächtig war, selbst die häßlichste Physiognomie und Gestalt poetisch zu verklären.

Hersilie, ein Mädchen von kaum funfzehn Jahren, kam geschürzt, den feinen Rücken mit Bogen und Köcher geschmückt, lebhaften, muthigen Ganges daher, mit der Linken ein erlegtes Wild nach sich ziehend. Der thätige, bis zur Schulter nackte, ausgespannte Arm, von einer plastisch und mahlerisch außerordentlichen Schönheit, war herrlich gerundet, lebenvoll warm, mattglänzend. Ihr leichtes Haupt, geziert von willkürlich in Flechten und Strenen gewundenem dunkelm Haar, erinnerte ideal, aber die halbgeöffneten, ernsten Purpurlippen, der dunkle Glanz ihrer scheu stolzen Augen kündigten einen Charakter an, Biographie, individuelles Leben. —

„Hier, Alte!“ sagte sie und ließ das Wild aus der Hand fallen, „hier hast du für deinen Gaumen einen Braten, für deine Hütte ein Fell; ich aber bin müde und über dieß dein vergnügtes Wesen verwundert wie nur jemals.“

Ohne die Antwort des Weibes abzuwarten ging das junge Mädchen mit jenem elastischen Aufschritt, wie er den schönen Weibern eignet, zu dem nahen Quell und wusch ämsig Hände und Arme, Antlitz, Nacken und Brust.

Die Alte machte sich sogleich ämsig an das Ausschlachten des Wildes und redete Hersilien bei deren Rückkehr an:

„Allerliebste Jägerin, wie fein gezielt, wie unfehlbar getroffen, recht mitten in das Herz! Du bist die geschickteste, ausgelassenste und lieblichste aller, die jemals Herzen getroffen haben und vernichtet."

Hersilie wendete ihr ohne ein Wort den Rücken und setzte sich auf den Sitz vor der Hütte Thür.

„So still, mein Liebchen?" sagte die Frau. „Gelt, daß du mir mit deinem beredsamen Zünglein Wunderdinge zu erzählen hast von den Gegenden, die du durchstreifst, von den Thieren, die du belauscht, von den großen Seen und Wasserstürzen und was weiß ich."

„Wie nicht?" entgegnete Hersilie. „Ich hätte wohl zu erzählen; ach, was ich auch sehe, mich erstaunt und fragt Alles, es will verstanden sein, geliebt und bewundert."

„Schwärmerin!" schmunzelte die Alte.

„Ja du!" erwiederte das Mädchen, „du siehst nichts mit deinen sehenden Augen, du hörst nichts mit deinen hörenden Ohren. Ergrünt das Land, knospen Büsch' und Bäume: du denkst, nun wird Frühling! und bist abgefunden. Fallen die Blätter, wehen Stürme: der Winter kommt! denkst du und bist wieder abgefunden. Da spräch' ich ja lieber mit den Bäumen, als mit deinesgleichen, doch ach, sie antworten nicht. Nein, nein, nein! es müssen Menschen, wie ich bin, auf dieser schönen Erde leben, solche Wesen, die diese schöne Erde empfinden wie ich. Wenn ich mir vorstelle und gebe mich hin an diese Gedanken herüber

und hinüber, was sein sollte, sein könnte und was ich habe: so bange wird mir, so unaufhaltsam hinwünschend, aus der Einsamkeit weg in die Menschenwelt hinaus — doch was sag' ich dir, du verstehst mich nicht."

Das Mädchen verstummte mit feuchtbeseelten Augen.

„Habe ich dich nicht erzogen," sagte die Alte, „und mit Vergnügen deine Schöne ausgebildet, hab' ich dich nicht lieb?"

„Davon schweig' nur still," unterbrach sie Hersilie, „mit deiner Liebe ist es nicht richtig, ich kann dich nicht wiederlieben. Du tändelst und zärtelst und bist quer und widerlich. Ich habe in mir eine Stimme, die von ganz andern Neigungen erzählt. Säh' ich nur meine Mutter einmal oder meinen Vater!"

„Wenn du nicht träumen kannst und sinnen," sagte die Alte, „bist du nicht glücklich, du liebe Thörin! — Wetter, ist das Wild feist, das giebt leckere Bissen."

„Sprich mir davon, Alte," sagte das Mädchen mit lieblichem Tiefsinn, „wie ich in deine Hände gekommen und was sich mit uns begeben: erzählst du, so leid' ich dich gern, man denkt dabei herum, dunkle Erinnerungen kommen, eine Hoffnung ist; ich habe doch, wovon ich meine tiefe Bedürftigkeit nähre. Ach du Geist, der Alles schafft und erhält, liebend Wesen, hilf mir, gieb mir meine Eltern wieder!"

Hersilie stützte das Haupt und hörte der Alten mit einer Aufmerksamkeit zu, als vernähme sie die hundertmal gehörte Geschichte zum ersten Male: so Vieles dachte und phantasirte sie hinein, so voll begabte der Schatz ihres Herzens die armselige Erzählung.

„Mein Liebchen sagt das wohl," begann das Weib, „und glaubt, daß sie schier das unseligste von allen Wesen sei, die athmen und reden, aber was soll denn ich altes Weib sagen? Ein roher, harter Gatte hielt mich wie eine

Magd, und ich war doch sehr sorgfältig und für die besten Verhältnisse erzogen, meine verarmten Eltern aber starben früh, und eine Waise fand ich bei dem Manne mein Unterkommen. Auf seinen kaufmännischen Reisen mußt' ich ihn begleiten; sein Säckel trug ich, er ging frei am Stock. Da überfielen uns die Menschenfresser; ihn erschlugen sie, mich führten sie fort. Mein Himmel, welch' ein tolles Leben hab' ich dann geführt! Diese Rothhäute" —

Da sich Hersilie empört abwendete, unterbrach das Weib ihre Erzählung und fuhr fort:

„Ich sage ja nur: mein Loos ist auch nicht das gütigste. Aber in diesem wüsten, ekeln Leben ging mir ein lieblicher Tag auf: damals, als die Wildenhorde von einem Raubzug wiederkehrte und dich mitbrachte, mein Holdchen. Gott, welch ein feines Kind, wie sauber festlich angethan, mit güldenen Kettchen geschmückt und einen Solitair auf dem Köpfchen, blitzend wie jener frühe Stern. Ja, ja, du mußt von vornehmen Eltern sein, denn so geriethst du zu mir, dein Sinn aber ist stolz und vornehm. Mein Püppchen bestach mich dermaßen, daß ich darauf dachte, mit ihm zu flüchten; auch gelang mir die Flucht über die Maaßen wohl, und ich wünschte nichts mehr. Ich lebte allein, zu meinem Vergnügen, sah behaglich dich heranwachsen, du kleiner Wildfang: was wollt' ich weiter! Quellen sah ich und sich regen die irdischen Kräfte, daß sie das holde Bild wirkten und vollendeten, wie du da vor mir sitzest, du Kind mit den dunkeln Augen, mit dem waldfrischen Herzen und den lieblichen Gliedern! Ich habe dich auch ernsthaft gelehrt deine Vernunft brauchen und dein Urtheil, und in den wichtigsten Stücken weißt du allermeist mehr, als die Damen in der Colonie. O Hersilchen, sei mir nicht so melancholisch, weine

nicht so sehr. Die alte Agathe ist doch auch ein menschliches Wesen, ganz verlassen bist du nicht."

„Nein, ich kann es dir nicht vergeben, nimmermehr!" sagte das Mädchen. „Du hast aus Lust an der Begier des heranwachsenden Kindes mit den Geschichten deines *verfluchten* Lebens mein Herz zerrissen, ich kann dich nicht *achten*. Und warum suchtest du keinen Ausgang zu den Menschen? Arge! Der bewohnten, gesitteten Welt, die wunderbar sein muß über Vorstellung, hieltest du mich fern, weit in die Einöde bist du mit mir geflüchtet, um in Trägheit deine Jahre zu vergeuden. Auch den Schmuck, die Kleider und das Geschmeide, die mich einigermaßen *bei den Menschen*, fänd' ich sie, zurechtbringen könnten, behieltest du mir vor. Geh mir, geh, du hast übel an mir gethan, und ich hasse dich gleich sehr, als ich unglücklich bin und verlassen."

„Schmolle, tobe, zanke," sprach die Alte, „du bleibst, die du bist, mein Feinsliebchen. Ich werde die Närrin sein, dich aus den Händen zu geben; ja, du kennst mich schlecht; aber mit dem unwichtigen, nichtsnutzigen Gerede genug! — Du mußt ermüdet sein Liebchen: begieb dich zur Ruhe und dehne dich behaglich auf dem Lager, indessen hat deine Alte viel zu schaffen. Kräuter will ich suchen gehen und einen Thee bereiten, der alle Grillen aus deinem Köpfchen zerstreuen soll. — Aber siehe her, was ich bereitet hab'! Soll ich die neue Evasschürze dir umlegen, mein Trautchen?"

„Von mir! Geh!" sagte das Mädchen mit Heftigkeit.

„Nun, nun," lachte die Alte. „Noch ist nicht aller Tage Abend."

Das Weib schlich, Kräuter suchend, davon. Hersilie blieb allein.

Ein Gemisch von wahrer Zärtlichkeit und ganz sinnlichem Wohlgefallen fesselte die Alte an das schöne, junge Mädchen.

Hersilie aber schwärmerisch begabt, nachdenkend und phantasievoll verdroß des Weibes lüstern phantastisches Wesen. Sie sehnte hinweg von ihr und war oft damit umgegangen, ihr zu entrinnen; jeder Versuch der Art endete aber in fürchterlicher Ermüdung, denn das Ende der scheinbar grenzenlosen Wüste war nicht aufzufinden.

Ueber den schwermüthigen Inhalt ihrer Wünsche sinnend saß das liebe Kind einsam rathlos da; sie gedachte, es würde ihr wohl sein, wenn sie wie dieser Tag verginge und aufhörte zu sein. Aber die kraftvolle Thätigkeit ihres Innern rächte sich an ihrer schwärmerisch wehmüthigen Ermattung: sie verlor sich in die Vorstellungen und Bilder eines in Herz und Geist regsamen, hellen Daseins.

Plötzlich sprang sie auf. Herrlich groß, aufhorchend, einem Reh ganz vergleichbar, das aufgeschreckt aus Traum und Ruhe den Jagdruf vernommen, in allen Kräften belebt stand sie da. Unfern von ihr sprengte in Verfolgung von Wild der Jagdzug Friedrich's an ihr vorüber. Friedrich selbst sah sie, er riß sein Pferd zurück und weidete sich einen Angenblick an dem unerwarteten, wundervollen Bilde. Dann, bevor sich das Mädchen von ihrem Erstaunen erholt, war er vom Pferde; er warf dem Diener die Zügel desselben zu und nahte Hersilien unbedenklich.

„Erscheinungen giebt's, die uns erinnern," sprach er sogleich, „du bist von ihnen. Wer bist du, Mädchen?"

„Wer bist denn du," erwiederte das Mädchen, „der wie ein Bote vom Himmel vor meinen Augen da ist."

„Bin auch ich dir wundersam," sprach Friedrich, „fürwahr, so mag unsere Begegnung eine köstliche Zukunft vorherverkündigen. Nichts in meinem Leben hat mich so eigen bewegt, als deine Nähe, holdes Kind."

„Ich fasse Zutrauen und weiß nicht, wie mir's geschieht,"



sprach das Mädchen, „du bist mir so fremd nicht mehr, als anfangs. Ja, wie ich mich nun finde, ich begrüße dich wie einen Bekannten, und es dünkt mir ganz recht und natürlich, daß du meine Hand anfassest."

Friedrich hielt die Hand des Mädchens, seine Augen waren niedergesunken, und zwischen Gegenwart und Vergangenheit war sein Gemüth eingehüllt von Traum und Wähnen.

„Worüber denkst du?" sprach das Mädchen.

„Fürwahr!" sagt' er und sah wieder auf, „ich weiß es nicht."

„Sehnst auch du dich nach einer Tochter," sprach das Mädchen wunderbar ernst, „wie ich nach einem Vater mich sehne?"

Bei diesen Worten brach sein Herz; er sagte mit wundernden, über das Mädchen hinschweifenden Augen:

„Ob ich nach einer Tochter mich sehne?"

„Du bist weich und gut," sagte Hersilie gerührt, „Alles in mir dringt und treibt mich, dich zu ehren und zu lieben. Rette mich!"

„Du bist in Noth?" fragt' er.

Die Frage geschah in einem bedrohlichen Tone; sie hatte dem Weibe Verpflichtungen, sie mochte ihre Pflegerin nicht verrathen. So überlegend schwieg sie eine Weile. Aber wie etwas Herrliches ging es ihr mit eins auf: mit diesem zu entfliehen.

„Vergeben und vergessen sei, was geschehen ist," sagte sie aufblühend. „Frage mich nichts mehr nach meiner gegenwärtigen Lage, denn ich darf dir nichts antworten."

„Du wirst mir erzählen können, wie du in diese Lage gekommen?" fragte Friedrich.

„Alles, was überlebende Menschen von mir wissen, weiß

auch ich," erwiederte sie; „nimm mich mit dir. Mit dir in die volle, schöne Menschenwelt, ach!"

„Du sollst mit mir," sprach Friedrich. „Zur Tochter will ich dich annehmen."

„Zur Tochter!" sprach sie innerst getroffen und kniete vor ihm.

Ganz erweicht versank er in ihr Anschauen. Er erhub sich und sagte erschüttert:

„Nimmt mich denn das Leben noch einmal an, ich will mich seiner nicht wehren. Liebe ist Alles, der Tod das Uebrige. Stehe auf, Kind, du mit den überschwenglichen Augen, lehre du mich die Jugend wieder und das Glück."

„Du nimmst mich gleich mir dir," fragte sie aufstehend.

Er faßte sie in die Arme, schloß sie fest und innig an sich und sagte:

„Ich trenne mich nie mehr von dir!"

Auf seinen Wink ritt Kilian heran.

Ohne ein Wort hub er sie auf das Pferd; er selbst schwang sich in den Sattel und nahm sie vor sich in den Schooß.

„Was bist du mir schön und ehrwürdig!" sagte sie, legte ihre Hände über seine Achseln und hing an seinem großartigen Antlitz.

„Meine Taube wird mir aber Alles erzählen," sprach er fragend und forschend.

„Von Anfang zu Ende," erwiederte sie, „zu diesem schönen Ende!" —

In diesem Gefühl einer dunkeln Sympathie innerer, innerster Zusammengehörigkeit, von einem geheimnißvollen, magischen Glück trunken, über das sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochten, verschwand Friedrich mit dem gemüthsfrischen Kinde in den Wald.

Der Journalist, so erstaunt, daß er vergaß, seinem Herrn unmittelbar zu folgen, blickte her und zurück, bald den Entschwundenen nach, dann wieder auf die verlassene Hütte.

„Was war denn das wieder?“ sagt' er endlich. „Welch eine dunkle, unsägliche Stimmung beherrscht ihn denn nun wieder? Muß er immer wunderbar sein und apart? Er nimmt sie mir nichts, dir nichts mit sich, und das waren ja Geberden, ein Bezeigen, nahe an Wahnsinn. — Lear und Cordelia? Ha, wenn sie seine Tochter wäre! Sie kann es sein — die Jahre, selbst die Aehnlichkeit in der Haltung — sie wird seine Tochter sein! Mir ist tragisch zu Muth, ganz ernst. *Ob sie hier allein gelebt? Nebensache!* — Beim Wetter, das Schicksal wirft ihn tüchtig herum, ich verstehe seine Geschichte gar nicht mehr. So viel aber versteh' ich: wenn ihm eine Freude noch vergönnt worden, sie hat einen Beigeschmack, sie schmeckt nach Furcht und Reue! Gott schenke allen Christen ein seliges Ende — ich wittre Unheil! Wenn in diese Schwüle und drückende Stille werden die Stürme und die Donnerwetter hereinbrechen: es kann eine Revolution geben, die ihn wegbricht von der unheilvollen Erde wie eine Ceder Libanons: — Ich halt' ihm aus, ja ich! Weg, Grübelei! Ihm nach, vorwärts!“

Der Diener sprengte seinem Herrn nach.

4.

Das Gerücht von der Entsetzung und Verbannung des Angers und Fugger flog noch desselben Tages durch die Colonie und erregte eine unsägliche Sensation. Beide Männer galten für die Hauptsäulen des Staatsgebäudes, und sie waren es auch. Man versah sich nach ihrer Entfernung keiner

guten Zukunft, ja man hatte keine Vorstellungen, wie es ohne sie werde möglich sein, daß das Ganze sich erhalte. Andrerseits erwog man nach des Bürgermeisters Vorgange, daß sie gegen ihren Herrn sowohl, als auch im Auftrage des Volks ihre Befugniß überschritten: die große Persönlichkeit aber des Fürsten, in diesen Stunden neu verlebendigt, herrschte jung in den Gemüthern. So geschah es, daß man im Allgemeinen das Geschick der Beiden beklagte, ohne im entferntesten daran zu denken, durch Widersetzlichkeit das Leiden dieser Klage zu gewältigen: man ertrug dasselbe geduldiglich.

Eine Anzahl näherer Freunde der Verbannten wagte indessen auf die erste Nachricht von deren Unglück bei Angers sich zu versammeln: weniger in der Absicht, wider den gemeinschaftlichen Herrn etwas zu ersinnen, als denen, die sein Zorn getroffen, Beileid zu bezeugen.

In einem wüsten Saale des greisen, familienlosen Geschäftsmannes geschah diese Versammlung der leidtragenden, entnervten Freunde. Olearius tadelte richtig das Benehmen seiner Freunde, weil es, wie sie das leicht hätten durchschauen können, unzeitig gewesen: aber er sprach offen seine Empörung aus wider einen Fürsten, der von seinem Egoismus zehre und ein absolutes Regiment an sich gerissen.

„Ich habe," entschuldigte Angers, „seit mehr denn einem Dutzend Jahre wider euch Freunde den Regenten durchdeclamirt und polemisirt. Wenn ich nun endlich und doch zu früh mein Wort in That übersetzte, darf ich nur mit mir zufrieden sein: ich war es herzlich überdrüßig, unter dem Druck seines Ansehens zu leben."

„Ich aber meinte," sprach Fugger, „die Stunde sei gekommen, in der er umkehren oder stürzen müsse, denn sturm- und wellengleich bäumte das Volk wider ihn auf. Das Unmögliche zu ermessen, ich gesteh' es, fehlte mir Geist und

Sinn. Mit einem winzigen Kunststück besänftigt er die gerechte Empörung dieses Volks, das er zur Hälfte seinem Ehrgeiz schlachtet, zur Hälfte dem Fluch der Armuth Preis giebt; ich muß erleben, daß dieß mißhandelte Geschlecht vor den Hufen seines Pferdes sich niederwirft — war das zu glauben? allein wir haben es erlebt. Meines Lebens hier ist genug geführt. Ich will lieber frei mit Weib und Kind verhungern, als mich in der Kett' und Sklaverei mästen: auch ich bin zufrieden mit meinem Loos."

„Ihr mögt nicht glauben," nahm Angers das Wort, „daß durch die Umstände uns dieß Geständniß abgedrungen wird: wir erzählen nur die Thatsache unseres Gemüths. Der Freiheit froh verlassen wir die versklavte, entartete Colonie, die wir leider haben gründen helfen. Euch wünschen wir zu euerm Heil, Ihr theiltet wie unsere Gesinnung auch unsere Aufrichtigkeit und, wenn es dann sein müßte, unser Loos."

Die Freunde, betreten, erwiederten nichts Directes. Angers sprach fort:

„Ich gebe zu, daß die Unbestimmtheit unserer Zukunft schreckend ist, daß Ihr auf Grund solchen Gefühls nicht wagen mögt, der Tyrannei die Stirn zu bieten: doch könnt's geschehen, daß Ihr mit einer festen Perspective in die Zukunft auftreten mögt wider den Gewaltherrn, alsdann sollt auch ihr nicht säumen" —

Auf eine erstaunende Weise ward der Redende unterbrochen: sein Diener meldete einen Mann von fremdartigem Aussehen, der sich einen Freund seines Herrn nenne und den Namen Marcellus führe.

Auf den Wink des Angers eilte der Diener zurück, allein die anwesenden Freunde waren so höchlich überrascht, daß sie den Glauben nicht gewinnen konnten, dieser sei der vor mehr als zwölf Jahren auf unbegreifliche Art ver-

schwundene, ernste Tadler Friedrich's, ihr Gefährt' und lieber Freund. Marcellus trat herein.

Im ersten Moment befremdete sein Aussehen die Freunde noch mehr: in reichen Flechten floß über die Brust des Riesen ein greiser Bart hernieder; aber seine Haltung und sein Wesen, um es auszudrücken, schweigsam, bedeutend wie die Stätte, die er so lange bewohnt, seine Kleidung, bis auf geringe Abweichung die gewöhnliche, hatten nichts bizarr Auffallendes.

Nun sie sich überzeugt, er sei es, konnten sich die Freunde nicht gleich in die Möglichkeit finden, daß er wieder in ihrer Mitte sich befinde; dann aber war die Freude groß. Die männliche Schwermuth, das versteinernde Wesen, welches dem Manne sonst eigen gewesen, war verschwunden. Sein kolossales, buschiges Antlitz verkündigte eine Seele von der gewissesten, zuversichtlichsten, selbst einer heitern Kraft; ein erhabener, sieghafter Sinn blitzte aus den muthigen, bewußtvollen Augen: wer ihn in dieser Versammlung gesehen, würde allsogleich ihn für ihren Vormund und Führer angesprochen haben.

„Wie hast du das angestellt, Marcellus," sprach Angers hocherregt, „lehre auch mich eine so herrliche Verwandlung! Gleichen wir doch, bei Gott! — Fugger, Olearius, Freunde, gleichen wir nicht muthlosen, gedrückten, auf Stall und Gitter eingepferchten Geschöpfen, er aber ist des Waldes Löwe? Herrliche Erscheinung! Durch welches Mittel erhältst du dich jung, freier, königlicher Mensch? durch welches Mittel hast du dich verjüngt?"

Bewegt versetzte Marcellus:

„Wenn ich während der letzten zwölf Jahre euch nicht altern und welken gesehen, der Abstich eures Aussehens von einst und jetzt würde mich noch schmerzlicher berühren. Es

ist nun euer Loos, ihr Weltleute; Ihr verlauft, wie *die* Dinge der Natur, die Stadien eures Lebèns; mit dem Verlust des Reichthums und der Kraft der Weltvorstellung sinkt auch ihr zu Grabe, ihr wart jung und werdet alt. *Einer* andern Begabung rühm' ich mich. Früh ernst, bin *ich nun* spät heiter, ich war als Knabe Mann und bin als Mann Jüngling, denn nicht in die Zeit fällt die Geburt meines innern Menschen, sie ist den Naturmächten nicht unterthan: ich glaube! Das Evangelium, Freunde, ist ein theuer werthes Wort, selig zu machen Alle, die daran glauben. Wer aus dieser Quelle schöpft, bleibt jung, ob er *auch altert*; lebt, ob er auch stirbt."

„Daß doch dieß hehre Anschauungsleben in dem Wort der Wahrheit," rief Angers aus, „daß die Wonne und Freude des ewigen Lebens in zeitlicher Gegenwart andauerte. Du magst in deinen erhabenen Einbildungen durch das gemeine Dasein wenig gestört worden sein: wie anders wir! Dieser währende, athem= und rastlose Streit mit der niedern Natur, die uns von außen und innen umdringt, läßt das reale Dasein des verklärenden Geistes der Sühne schlechterdings nicht zu. Die rohe Faust des materialistischen, sklavischen Jahrhunderts knickt und zerbricht die zarten Schwingen der lichthellen Psyche; die Praxis und das Leben in freier Liebe sind zweierlei Thun; müde und lebenssatt sehnt die beklommene Seele, dem Kerker des Marterdaseins zu entspringen."

„Auch Helden sind besiegt worden," sprach Marcellus. „Der wahre Christ triumphirt, auf Hoffnung lebt er, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. — Ihr Freunde, ich bedarf eurer Erzählungen nicht: eure Geschicke kenn' ich ganz. Daß dieser Mann in dem wirklichen Leben seinen nur durch stolze, überschwengliche Sehnsucht incarnirten Gott nicht werde bewähren können: denn nur der Glaube der Ge=

duld und Demuth gewährt die Möglichkeit einer freien Individualexistenz; daß er der leblosen Moralansicht verfallen nach Leben entbrannt sich in der Stoa nicht werde erhalten können; daß die natürliche, selbstische Individualität werde sein Lebensprincip werden müssen: ich hab' es vorausgesehen, ihm und euch verkündigt. Seine jetzige Despotie, seine gewaltsamen Handlungen sind der ganz natürliche Erfolg eines thätigen Innern, welches nicht aus dem Geiste der Demuth und Liebe seinen Ursprung zieht. Ihm, diesem stolzen, vornehmen, zerrissenen Menschen im Dienste meines Herrn entgegenzuwirken, komm' ich und werd' ich kommen: an meiner Seite, unter meiner Aegide tritt ein hoher, trefflicher Jüngling, gleichsam der Arm meines Wortes, wider ihn hervor, auf daß ein neues Regiment hier beginne, die christliche Freiheit ihr Panier aufpflanze! Denn wann auch und wie, allewege — der Christ muß triumphiren!"

Marcellus erzählte nun, und verschwieg nichts: das Geschick Hagen's, Jarosczinski's, sein eigenes; Henriettens Tod, die Verlassenschaft ihres Kindes, und wie er dann weiter in die Einöde geflüchtet und der Pflege und Erziehung des theuern Knaben gelebt!

Die Beamten und mächtigen Kaufherrn horchten bis hieher gespannt der Rede des ungemeinen Mannes. Dann nahm Angers für sie Alle das Wort und sprach mit Feuer und Geist:

„Du kommst uns, Marcell, in einer verzweifelten Lage der Gesandte einer guten Macht. So mag in jener alten, fabellieben Zeit den hülflosen Menschen in Göttern und Engeln die Gottheit genaht sein. Eine Aussicht eröffnest du unseren verschmachteten Blicken, du reichst Handhaben unseren leeren Händen, wir vermessen uns einer Zukunft wieder. Brüder, Freunde, auf's Neue öffnet sich das Herz, die

Seele athmet in der alten Kraft: kann wohlgelingen, uns stehet Hoffnung an! — Sag an, Marcell, wie es dir mehr erging, sag' uns, welchem Zweck des Näheren du nachgelebt mit diesem, daß ich's sage, jungen Messias unserer versklavten Colonie: damit wir uns eines Entschlusses dann erwägen, der mich schon itzt durchwärmt und beseligt."

Mit Zutrauen und Herz umdrängten nun die Freunde den Marcellus. Ein Jeder hatte ihm etwas Besonderes zu sagen, ihn auf seine Weise willkommen zu heißen. Aus Allen redete die äußerste Unzufriedenheit mit dem übermüthigen Regimente Friedrich's, die lieblichste Hoffnung, welche sie auf Marcellus bauten und dessen Schützling. Marcellus ergoß sich in ein großes Lob des Jünglings.

„Er sei von einer Sanftmuth und Kräftigkeit, wie sie nur selten in diesem Verein und ausgeprägten Charakter angetroffen werde. Keine seiner Eigenschaften sei eminent auf Kosten der übrigen: weder durch den überschwenglichen Andrang innern Lebens, noch durch ein Uebermaaß von Temperament und Trieb werde die Harmonie seines Wesens gestört. Ihn zeichne eine herzgewinnende, weder imposante noch schwächliche Schöne aus. Ein geborener Herrscher sei er, und die Zukunft, das Feuer der Erfahrungen werde den guten Stahl seiner männlichen Jugend als ächt bewähren."

„Wie aber geschah es," sprach Olearius, „welcher Mittel bedientest du dich, in dieser Abgeschiedenheit, fern von aller geschichtlichen Entwickelung, den Jüngling für den Zustand unserer Cultur und Bildung zu erziehen?"

„Die gesellige Bildung," entgegnete Marcellus besonnen, „eignet ein geistreich gebildeter Mensch sich mit Leichtigkeit zu, ob er auch ihren praktischen Kreisen fern gestanden, ihre Formen sind bis zum Abstracten fortschreitend geistig. Mit der Materiatur aller Wissenschaften, so weit sie ihm taugt für

seinen hohen Beruf, ist der Jüngling imbuirt, das Wesen der Wissenschaft aber, die Essenz des Lebens selbst ist sein: im Geiste Jesu, in Christo, welcher Quell ist von Speculation und Leben, erwuchs und lebt mein junger Freund. — Oft wandert' ich herüber zu eurer Colonie. Ich besah mir unablässig den Zustand, in welchem Ihr lebtet: wie er je und je sich wandelte aus einem Feudalregiment in dasjenige eines unumschränkten Herrschers. In der Regel pflegt' ich nicht ohne Gabe zu meinem Jüngling zurückzukehren. Er hat viel gelesen, viel gelernt, und zu lebendigem Geist ward ihm der reicherworbene Stoff, denn so sprach ich: „Du magst die Wege der Speculation treten oder in die Anschauung der Geschichte dich vertiefen oder Natur empfinden und schätzen: Geist, Historie und Leben werden dir ein Spiel luftiger Ideen werden, wofern du den allmächtigen Streit des Freien und Selbstischen, den wir Welt nennen, nicht leiblich sühnst in deinem Gott. Diese intelligible Einheit, diese dir ideale Union ist wirklich lebendig, Fleisch und Blut in Christus, durch den Glauben an ihn wirst du in deinem eignen Leben wahrhaft, wirklich, ernst denken, schauen, empfinden und handeln. — Ja, antwortest du, allein nothwendig irr' und strauchl' ich auf meinen Pfaden, denn alle sind irdisch bestimmt, ich aber soll in freier Liebe, in der Wahrheit leben! — Wahr und gut! doch übe Geduld in Hoffnung, so fasse Muth; in deinem Erlöser, in dem heiligsten Lebensgeist ist die Welt überwunden, und die neue Schöpfung wird erscheinen, auch du wirst gänzlich überwunden haben, wenn er, der itzt verborgen wirkt, den starren, widerstrebenden Stoff erweicht und durchdrungen haben wird: dann hat er versprochen wiederzukommen, und das Aeußere wird durchaus ein Inneres sein." In solcher Art, meine Liebsten, von allen Lebens- und Fragepuncten aus je nach

den Anlässen des sehnenden, sich erinnernden, lebenden Menschen redete ich mit meinem jungen Freunde, in Christus centrirt, und bot ihm diese Lösung an und dar für das Räthsel der hehren, wunderbaren Schöpfung. Er, von jenen seltenen Menschen einer, die herzlich denken und geistig fühlen, verstand mich gut."

Der vielstimmige Ruf des fürstlichen Namens erscholl von der Gasse herauf; die vertieften Freunde schreckten auf und eilten an die Fenster. Ein wunderliches Schauspiel bot sich ihnen! Friedrich allein auf seinem schäumenden Rappen sprengte die Straße daher, vor sich im Sattel das schöne, wilde Kind, die, fest umschlossen von seiner Linken, fragend, neugierig, staunend um sich blickte. Schnell verschwand das lebenvolle, reizende Bild.

„Eine von seinen Maskeraden," sagte Angers zu dem ihn seltsam nachdenklich anblickenden Marcell, „deren wir sonst schon haben Zeuge sein müssen. Ueppig pflegt er der Liebe, und leicht dürfte das Aergerniß, welches er, der Sitten spottend, dem Volke giebt zum mächtigsten Hebel werden seines nothwendigen Sturzes."

Olearius, von der plötzlichen Erscheinung Friedrich's imponirt, erwiederte:

„Sie sind Ihrer Sache sehr gewiß, Angers!"

„Ich bin's!" versetzte dieser. „Vordem erkannt' ich im Allgemeinen die Nothwendigkeit seines Unterganges, das Wann und Wie weiß ich nun. — Marcellus, in dir und deinem Schützling hat die Colonie den Stützpunct außerhalb des drückenden Systems gewonnen, unter dessen Joch sie schmachtet. Zu dir muß sie hinüberflüchten, aus deiner Oede der Schrei der wahren Freiheit in seine Ohren schallen: der Tyrann stürzt; Muth, Seele und Bewegung gewannen wir!"

„Und wessen verseh ich mich zu euch?" fragte Marcell heiter, groß.

„Ich bin der erste, der zu dir hinübertritt," sprach Angers. „Zur Stunde verlasse ich diese Gesellschaft von Thoren, Kindern und Sklaven, die man, weil dieser Mann nach Lust und Wohlgefallen in ihr haust, die Colonie des genialen Fürsten heißt; mit dir, dem frommen, tüchtigen Manne, marschir' ich in die Urwälder hinaus und bekenne mich zum Unterthanen des christlichen Jünglings, der ein neuer Stern an unserm politischen Himmel lieblich aufgeht."

„Wir folgen," sprach Fugger und die größere Anzahl der Anwesenden.

„Mit Gott!" sagte Marcell. „Es kann geschehen, daß hier ein Reich der Bildung und des Geistes, in welchem das Gesetz geübt wird mit Herzensgenügen, ein Reich erstehe nach dem Gemüthe Gottes! Gott woll' es, Gott geb' es! — Allein der Himmel entäußert sich des Rüstzeugs niemals, und unser vernünftiger Wille muß schaffen und bilden. Zu dem Ende — jedoch, unter uns ist kein Verräther?"

Olearius schwur, daß er nur zaudre, weil er das beabsichtigte Unternehmen für schwindelnd, ja für unmöglich halte: der Fürst herrsche in den Gemüthern unbedingt, und die Hoffnung seines Falles sei chimärisch.

„Mit nichten!" sprach Angers. „In der Illusion der Völker, nicht in ihrer vertrauenden Hingebung beruht die Gewalt des Tyrannen. Gelingt es, das Gespinnst der äußern Majestät, den losen Mantel des Ansehens von seinen Schultern zu reißen, dann ist das enttäuschte Volk unser, und er wag' es dann, mit seinen Söldnern uns zu stehen! — Du sagst, Marcell?"

„Welcher Antwort bin ich von euch gewärtig?" fuhr Marcell gegen die Kaufherrn fort, welche nicht ausdrücklich

verheißen hatten, ihm zu folgen. Sie entgegneten in dem Sinn des Olearius, aber mit einschüchternder Bedenklichkeit. „Es könne nicht geleugnet werden, der Fürst nehme seit einigen Jahren die Kräfte der Colonie in den Dienst seines Ruhms; doch strahle sein Name ein Ansehen über dieselbe aus, welches in Betracht ihrer Jugend unvergleichlich sei. Auch müsse dasselbe von den ersprießlichsten Folgen für ihren Wohlstand werden, wenn er nur wieder sich würde Ruhe gegönnt haben."

„Er wird sich aber nicht Ruhe gönnen," sprach Fugger lebhaft, „er kann's nicht. Ihn bewohnt der Geist der Schlachten, sein Dringen ist nach dem Abgrund zu. Rauben Sie ihm alle Bedingungen, über die vernünftigen Schranken des Sterblichen hinauszustürmen, und er wüthet wider sich selbst. Unfrieden, Wechsel und Wandel, Stürmen und Drängen kann ihm nicht genug sein, und wenn die Elemente wider einander ankämpften, ihre Geschöpfe sich aufzuzehren trachteten, noch wär' er unbefriedigt, noch bliebe ein etwas, das ihn ärgerte, eine Existenz, die er verabscheute: und kurz, er strebt über den Zustand dieser irdischen Dinge hinaus, er hat eine andere Welt im Sinne, das Leben ist ihm Qual, der Tod sein Gewinn."

Bekräftigend wies Angers auf das letzte Factum hin.

„Er wolle keinen Frieden, auf seine Anreizung rüste sich der zwölfmal überlegene Nachbarstaat zu dem neuen Kriege, die Stimme seines friedebürstenden, überstrengten Volkes vernehme er nicht; er sei außer aller Schranke, er könne ein bescheidenes Glück, ein friedliches Leben nicht mehr aushalten."

„Ihm fehlen Demuth und Gehorsam," sagte Marcell ernst, „er hat kein ächt geschichtliches Bewußtsein, sein Stolz und Uebermuth geben ihm den Tod. Wartet ihr den Erfolg ab; aber verrathen werdet Ihr uns nicht?"

„Nein!" erwiederte Olearius mit den Andern, „wir schwören es."

„Angers, Fugger, ihr Uebrigen," sprach Marcellus, „es ist ziemlicher, daß wir mit unserm Fürsten die nächsten Schritte in dieser theuern Angelegenheit berathen; folgt mir zu ihm."

„Ich sehne mich, ihn zu kennen," sagte Fugger.

„Ich deßgleichen," sprach Angers.

„Kommt, kommt!" sagte Marcellus. „Nur wenige Meilen haben wir, und Ihr werdet einen schönen Jüngling begrüßen, die Freude und den Stolz meines Lebens."

Die Männer schieden. Die größere Anzahl derselben schritt nach einigen Vorbereitungen unter ernsten, hoffnungsvollen Worten dem Urwalde zu; die Wenigeren flüchteten ängstlich in die Kreise ihrer Familien.

5.

Von der großen, innern Aufregung erschöpft war Hersilie bald nach ihrer Ankunft in dem Prachtsaal des Schlosses auf eine Ottomane in Schlaf gesunken. Als bewache er die kostbare Beute, so intentionirt lehnte Friedrich über ihr und las ohne Unterlaß in den Zügen des seelenvollen Mädchengesichts. Einen bestimmten Gedanken verfolgte er nicht, er schwelgte in wehmüthigen, ihn wunderlich erinnernden Gefühlen; ihm däuchtete, er schaue wieder tief in das Herz der Natur und aus diesem reichen, seligen Innern schöpf' er Kraft, die schöne Gegenwart zu empfinden; er fragte thöricht, warum es nicht immer so sein könne, da die Tiefe leer, die Wirklichkeit schneidend und frech ihn peinigen müssen — das Mädchen erwachte. Sie streifte die glänzenden Locken aus der Stirn und sprang lebhaft auf ihre Füße.

Da sie den mit hundert Lichtern strahlenden Saal, die Pracht, den Glanz, welcher an diese Wände, Teppiche und Plafonds farbig, blitzend verschwendet worden, überschaute: beseelte eine unsägliche Schwärmerei und Trunkenheit ihre dunkeln, schwimmenden Augen. Sie sank stumm vor dem *Herrn* aller dieser Herrlichkeit nieder, legte ihre Arme über seine Kniee und sah ihm wundernd, fragend in die beredten Augen.

„So recht," sprach er, „behalte nur mich im Auge und Gefühl, dann wird dir auch Alles nahe dünken und bekannt."

„Ja, ja," sagte Hersilie und nickte ihm. „Aber wer bist du?" setzte sie schüchtern hinzu; „du bist sehr prächtig und gewaltig, bist du ein Fürst?"

„Ich bin ein Fürst," entgegnete Friedrich, „oder träume, es zu sein. Beim Himmel, deine Nähe befrembet mich mit dem Leben so lieb und ganz, daß ich, obschon ich weiß, daß ich wache, zu träumen fühle. — Was bewegt dich so sehr?"

„Was anders, als daß du ein Fürst bist," sprach das Mädchen. „Denn so hab' ich mir meinen Vater immer gedacht."

„Deinen Vater," sagte Friedrich schwer.

„Der mußte in meinen Gedanken viele Tausende versorgen und beschützen, so gewaltig wie er ist," sagte das Mädchen, „und Liebe und Begeisterung zu ihm hieß das *Band*, welches sie Alle verband. Und um ihn, der vornehm *ist* und stolz, dem Alle willig dienen, war es Tag und sehr herrlich, und über ihm hielt Gott seine Hand."

Das Mädchen sah Friedrich groß an und verstummte.

„Liebes, liebes Geschöpf," sprach Friedrich tief erregt, ohne etwas hinzuzusetzen.

„Wo sind die Deinen," sprach sie wieder, „daß ich auch vor ihnen mich demüthige und huldige meines Fürsten Frauen und Kindern?"

„Ich habe weder Frau noch Kinder," entgegnete der Fürst, „ich bin allein."

Das Mädchen wollte fragen, Friedrich aber sprach:

„Wer sind deine Angehörigen, Hersilie; du wolltest mir erzählen, und ich sehne mich nach deinen Worten."

Das Mädchen schwieg nachdenkend.

„Daß du fern, fern von der Menschenwelt in Einsamkeit groß geworden, weiß ich," sprach Friedrich, „allein ein menschliches Wesen muß dich doch gehegt haben und erzogen, woher hättest du Sprache und so freundliche Gedanken, wenn du nicht angeleitet wärst zu diesen mühsamen Dingen. Sprich, wer waren deine beglückten Erzieher, du schönes Kind mit den dunkeln, unendlichen Augen?"

„Ich möchte dich nur immer so fort hören, und nichtsbedeutend ist mir alles Uebrige," sprach das Mädchen gerührt. — „Ein altes, schlaues Weib hat mich früh klug gemacht; aber versprich mir, sie nicht aufsuchen zu lassen, weder daß sie um uns sei, noch daß ihr etwas Leides geschehe; sie hat mich verpflegt und am Leben erhalten, ich aber verachte sie."

„Du bist allein, wie ich," sagte Friedrich und beschwichtigte sie. „Kind, Kind! In deinem Wohlgefallen, in deiner Liebe fühl' ich mich so jung, so frei — wie vergelt' ich dir die überschwengliche Gabe, mit welcher du mich überschüttest!"

„Sei mein Vater!" sagte das seelenvolle Mädchen.

Er preßte stumm ihr Haupt in Händen. Dann sagte er:

„Wo hatte dieß Weib dich her, aus welchen Händen empfing sie dich?"

„Mitten im Walde sollen wilde Männer mich meiner Mutter geraubt haben," sagte Hersilie. „Sie brachten mich in ihre Ortschaft. Meine Pflegerin, auch die Beute eines früheren Raubzugs dieses Wildenstamms, lebte hier. Als-

bald nahm das Weib mich an sich und flohe fort; ich blieb unter ihrer Aufsicht, du kamst und hast mich erlöst. Ha, wie du dahersprengtest auf dem schnaubenden Thier und herumschautest wie ein Adler hell und kräftig — das war mir wohl ein großer, ewiger Augenblick!"

Bang aufgespannt sagte Friedrich:

„Deiner Mutter raubten dich wilde Männer — wo war dein Vater, daß er dich nicht schützte in dieser herben Noth?"

„Das weiß ich nicht," versetzte Hersilie. „Meine Mutter soll für todt auf dem Platze gelegen sein und ein kleiner Bube, wahrscheinlich mein Bruder, um sie so kläglich gewimmert haben, daß die wilden Männer *ihre Kopfhaut nicht* nahmen; mich aber raubten sie ihr."

Es ward Nacht vor Friedrich's Augen, er faßte sich zusammen und sprach:

„Erinnerst denn du dich durchaus nichts von diesen Vorfällen?"

„Wenig!" versetzte das Kind. „Mir träumte in späten Tagen viel von Festen und Musik, Schmuck und Glanz: wie das mit einem Zauberschlag zu Ende gewesen, Nacht um mich war und ich zitterte und bebte. Die Ursache von diesen und andern Träumen mochte sein, daß ich zu Zeiten die Kindertracht und den Schmuck besah, welchen ich umgehabt, da ich von meiner Mutter weggeraubt wurde. So mochten diese Phantasien und Gedanken in mir aufgestiegen sein."

„Davon sprichst du erst jetzt?" fragte Friedrich äußerst ergriffen. „Wo hast du deinen Schmuck und deine Kindertracht?"

„Lieber Herr, die Alte hat Beides," sprach Hersilie; „doch sie geizte damit und versteckte es sorgfältig, denn sie befürchtete, daß irgend ein Zufall mich an die Menschen verrathen

könne, und dann würden diese Dinge meine Herkunft bezeugt haben, und meine Eltern würden mich ihr sicher nicht gelassen haben; davor eben hatte sie eine fürchterliche Angst." — „Wie wird dir, Herr?" unterbrach sich Hersilie mit Heftigkeit.

„Sei ruhig, es ist nichts," sprach Friedrich, und unwillkürlich redete er fort: „Wenn sie Henriettens" —

Bei dem Namen strömten ihm seine Augen über, er stotterte, er ward seiner nicht Herr.

„Mein Herr, was bewegt dich so sehr, mein Herr?" sagte das Mädchen und umschlang seinen Leib. Er preßte sie an sich, er begann auf das Neue:

„Wenn du mein bist und Henriettens!"

Heftig stand er auf, er durchschritt den Saal, dann schellte er ungestüm. Kilian Frech und die Diener des Vorzimmers stürzten herein. Gefaßter sprach er:

„Du jagst augenblicklich mit Geleit zu der Waldhütte zurück, aus welcher wir das junge Mädchen so eben hergeführt. Die Bewohnerin, eine alte Frau, schonst du. Du versprichst ihr hundertfältigen Ersatz für die Gewande, Kleinodien, die sie bei diesem Kinde vorgefunden und besitzt, die ich haben muß. Falls die Alte weigert, durchsuchst du bis auf den Grund die Hütte. Mir ist es mehr um den Wiederbesitz jenes Schatzes, als ich für den Moment es auszusprechen weiß. Eile und sei glücklich in deinem Dienst."

„Ich will das Kleinod herbeischaffen, und wenn ein Drache es verwahrte," rief Frech selbstinteressirt und eilte mit den Uebrigen hinaus.

Friedrich wendete sich nach einer Minute Stillschweigens an Hersilie, welche noch immer auf den Knieen wundernd dem Treiben zuschaute, und sagte mit zitternden Lippen:

„Wie es sei, ob meine Ahnung sich bestätige oder nicht,

du bist in dem Hause eines Mannes willkommen, Kind, der einst unsäglich reich gewesen, nun aber so verarmt ist, daß er von deiner Liebe betteln wird. — Weiß ich mich denn nicht zu halten, schmilzt all' meine Festigkeit dahin? — Siehe du mich nicht so sehr schwach: diese Erinnerungen, süß und weh, muß ich mit mir selbst durchkämpfen. — Ich werde dir Dienerinnen senden; was du bedarfst und wünschest, sollst du haben, gebiete nur." —

Er kehrte sich ab, um zu gehen.

„Du gehst weg und lässest mich allein!" sprach Hersilie aufstehend.

„Ihr Ton!" sagt' er und blieb stehen.

Sie war an ihn herangetreten, er schloß sie in die Arme.

„Leben, noch einmal mein!" stotterte er in der Fülle des Gefühls.

Er entließ das mehr erstaunte als erschütterte Kind aus seinen Armen und ging mit dem Wort:

„Finde dich, die Dienerinnen send' ich."

Hersilie ließ sich nun in die Ottomane sinken und weinte in dunkler Sympathie.

6.

Frech kehrte des andern Tages unverrichteter Sache von seiner Mission zurück. Die Alte war nicht anzutreffen gewesen, die Hütte fand er unversehrt. Sonderbar ernst und sorgenvoll trat er zu seinem Fürsten herein.

Friedrich empfing seinen Bericht düster, verschlossen.

„Herr," sagte Frech bedeutend, „nicht wider mich diese Gletschermiene; meine Anhänglichkeit an Ihnen überlebt den Moment der Gefahr."

„Ich hoffe und wünsche, in diese Versuchung soll mein Geschick dich nicht führen," sagte Friedrich mit bitterm Lächeln den Kopf aufwerfend. „Die Hütte hast du durchsucht?"

„Ich habe sie durchräumt wie ein Besessener," entgegnete Kilian.

„Ist gut!" unterbrach ihn Friedrich und fuhr fort: „Nicht einmal empfing ich von meinem Stern eine freiwillige Gabe, erringen und erzwingen, ihm abtrotzen mußt' ich mir meine Güter: zum wenigsten wandelt er einen consequenten, berechenbaren Lauf. Auch itzt! Die neidische Macht, die über mir waltet, gestattet mir nicht, daß ich das köstliche Geschöpf mit voll vertrauendem Herzen mir zueignete: es sei! Welcher Wunsch wäre mir nicht abgeschlagen! Genug, daß ich diesen Glücksfall in meinem Sinne wahrnehmen und genießen will." — „Was giebt's," sprach er scharf und heftig, „du verschweigst etwas, wo ist deine gesprächige Munterkeit: dir preßt eine Nachricht auf der Seele, heraus mit dem Wort — rede!"

„Mein Fürst," begann Frech scheu, „die Verräther, welche es gewagt, Ihrem Willen zu trotzen: Angers, Fugger, eine Anzahl der angesehensten Kaufherrn ebenfalls: sie sind verschwunden, Niemand weiß mit Bestimmtheit, wohin."

„Zur Hölle mit den Thoren!" rief Friedrich aus, „ich will nüchterne Männer um mich, Kenner des Menschen: diese berauschten Graukröpfe mögen für ihre vortrefflichen Phantasien eines Zustandes der Gesellschaft, der unmöglich, ihren Dank beim Berücker, bei dem Lügner von Anfang sich holen: mir taugen sie nicht. — Verschwunden? Sie sind verschwunden? Was heißt das?"

„Man will sie gesehen haben in die Urwälder sich fort-

stehlen," versetzte Frech, „und ein Gerücht läuft um, daß Marcellus lebe und in der Colonie erblickt worden."

„Marcellus!" rief Friedrich aus und eine Reihe von Vorstellungen und Gedanken schnitt in seinen Busen.

„Mein Herr erinnert sich meines Berichts," sprach Frech. „Seit dem Unglückstag, an welchem die Entführung der Gräfin und ihrer Kinder durch jenen mörderischen Ueberfall ein schreckliches Ende fand, hab' ich den Marcellus nicht wieder auffinden können. Nun auf meinem heutigen Rückwege hör' ich die wunderlichsten Gerüchte. Marcell lebe, heißt es, habe vor wie nach in dem Urwalde sich aufgehalten, aber von Zeit zu Zeit unter uns gewandelt. Der junge Graf Julius, inzwischen zum Jünglinge worden, sei von ihm in der Einsamkeit erzogen worden und befinde sich bei ihm. Zu ihm, zu meines Fürsten Sohne sei in Gemeinschaft Marcell's die Flucht geschehen dieser Unzufriedenen; zweifelsohne sei ein mächtiges Complott im Schwange, und bei der Stimmung der Colonie fürchteten die Gutgesinnten irgend ein Aeußerstes!"

„Hei, wie geläufig schlägt deine Zunge die Luft mit Unheil," sagte Friedrich mit grassem Blick; „bedenkst du Mensch, was du sagst? Mein Sohn lebt! Mein Sohn und Marcell! Die Beiden verschworen wider mich, von Angers, Fugger und einer Anzahl der angesehensten Kaufherrn unterstützt — Teufel, was ist das!!"

Sogleich fiel er in das andere Extrem.

„In welcher verrauchten Taverne und politischen Bierbrüderschaft," sagte er auflachend, „hast du so viele Verrücktheit aufgeschnappt!"

„Gerüchte, Herr," sprach Frech fort, „freilich nur Gerüchte! Doch soll jenes Complott unglaublich schnell durch alle Stände der Gesellschaft sich verbreiten."

„Gewährsmänner!“ sagte Friedrich.

„Die allgemeine Stimme,“ sprach Frech achselzuckend.

„Luft!“ sagte Friedrich, „Feuerwerk! Nichts Neues unter der Sonne — hunderttausendmal dagewesen! Kein Autokrat ward verschont von dergleichen.“

Ein höherer Beamter trat herein und übergab dem Fürsten eine Depesche. Augenblicklich, wie er gelesen, sagt' er:

„Willkommen, hier hab' ich's mit greifbaren Feinden. — Mir wird der Krieg erklärt von dem Nachbarstaat! Das soll den Müßiggängern die altvettelischen Fabeln aus den Köpfen rütteln! — Sie berufen sogleich die betreffenden Beamten in meinen Rath, wir haben vollauf zu thun! — Du suchst den Gerüchten auf den Grund zu kommen. Unsinn, daß mein Sohn lebe und wider mich aufstehen solle! — Sie folgen mir. Ich sage, du wirst vergeblich nach einem Factum ringen und mit Schanden vor mir bestehen. — Mein Sohn am Leben und wider mich empört! Märchen, Kinder mit zu schrecken! — Folgen Sie.“

Friedrich ging und wurde durch den Krieg auf lange Monden hin seinem persönlichen Geschick, das seine Herrschaft zu untergraben schien, gänzlich entfremdet. Hersilie auch konnte er nur selten sehen, allein er ließ dieß sein Kleinod auf das strengste bewachen.

7.

Graf Julius kannte die Verschworenen durch Marcellus sämmtlich mit Namen, ja, weil sie zu den Vornehmsten der Colonie gehörten, war er durch seinen Mentor auch von ihren Charakteren auf das beste unterrichtet: daher vermochte er sie in einer so treffenden Weise zu empfangen, daß die

grauen Staatsmänner alsbald in diesem bisher einsamen Jüngling ihren Meister zu erkennen glaubten. Ueberdieß charakterisirte seine schöne Prrsönlichkeit ein mächtiger Ernst, der an das Feierliche grenzte. Er schien Alles mit Weihe und Innerlichkeit zu behandeln, und seinen Worten merkte man an, daß sie gleichsam nur die äußersten Theile seien von der verborgenen Gestalt seines Innern. Immer sah man bei seinen Reden und Handlungen in eine Perspective, nie konnte er das völlig sagen oder thun, was er eigentlich zu sagen und zu thun beabsichtigte: er war ein innerlicher, ein Mensch des Glaubens. Mit Marcellus glich sein Bund dem der Freundschaft, sein Benehmen war gänzlich *unabhängig, mündig.*

Auf einem tiefgrünen Platze stand Graf Julius im Kreise der Angekommenen. Der Mond blitzte zwischen den breiten, säuselnden Blättern der rings umschattenden, wolkenhohen Bäume über die Gruppe herein. Mit einer angenehmen, eindringenden Gesprächigkeit behandelte der Jüngling leicht und kräftig das Thema für die Ereignisse der folgenden Monde.

„Ein geheimnißreiches Wort des Weltheilandes weissagt von Zeiten, in denen um seines Evangeliums willen die Welt in den furchtbarsten Kampf entbrennen werde, Bruder wider Bruder, Sohn wider Vater, Mutter wider Tochter. Diese Zeiten sind oft begegnet und sie kehren auch heute wieder. Mein Vater, dessen große Gaben und Verdienste nach ihrem vollen Maaße Niemand zu schätzen weiß wie ich, fordert uns zur Gegnerschaft heraus durch Wort und Wandel. Nicht so, daß ich in ihm wider den Antichrist zu streiten gedächte, mein väterlicher Freund Marcellus hat mir die Einsicht gewährt in die Biographie meines Vaters: sein reiches, volles, ächt menschliches Heldenleben, liegt vor mir aufgedeckt und ob ich Einsamer mich eines Urtheils seiner Irrthümer und Abweichungen vermessen will, ich überhebe mich seiner

nicht, auch mir kann das und weit mehr geschehen, denn auch ich stehe unter dem Gericht. Im Namen des heiligsten Evangeliums aber will ich handeln, meine Kraft werf' ich hinein, um an meinem Ort durch Handlungen das Christenthum als eine Sache lebendiger Wirksamkeit zu bethätigen. Meine Abzweckung ist rein, mir theilte Gott nach innerm Beruf die Lenkung des Geschicks von einer Million Seelen zu. Und bin ich gleich getrieben, sie anzuschlagen, mir müssen meine Particularinteressen ein Geringes sein. Den Vorwurf, welchen Pietät mir machen möchte, nehm' ich nicht an; mein Unternehmen ist großweltlich. — Wesenhaft, frei und lebendig war meines Vaters Dringen von Anbeginn: nach der ewigen Persönlichkeit in Gott ging der Hang seines Innern. Mit der falschen Freiheit des Gedankens und der Poesie konnt' er sich nicht beruhigen, Erfüllung heischte er, den Kern der Individualität in dem Gefühl des ewigen Lebens! Wie er ihn heischte, erfuhr und genoß er den Zustand der Seligen, das Vollendete, das Sein in Anschauung und Gemüth. Alles Sein aber ist überschwenglich, das gesetzliche Leben ist ein Werden. Vorweg den großen Gegensatz der Welt in sich sühnend wollt' er in dem Selbstsein in Gott beharren: die Lebensquelle mußte ihm versiegen, denn der individuell absolute Geist saugt Nahrung allein aus Welt und Gott. Gezwungen um des Lebens willen gab er der Welt sich dahin, jedoch ohne den Verstand des Kreuzestodes, nicht in dem Glauben der Demuth und des Gehorsams, der Hoffnung in Geduld: ungeduldig und werkstolz! So mußt' er von dem christlichen Höhenpunct auf den Standort der Moral herabsinken. Die Gesetzlichkeit aber in ihrer äußersten Vortrefflichkeit schließt Geist und Bildung aus, und abermals gerieth sein Dasein in das rein Geistige. Die Sehnsucht nach dem Leben faßte

ihn mächtig an; das schöne Gefühl ergriff ihn, er floh die erstarrende Stoa und erweichte an der Brust der Natur. Allein das schöne Gefühl ist wie das moralische wesentlich unpersonell, es heuchelt Sittlichkeit, ist sich selbst Zweck, und alles Persönliche nur sein vergängliches Motiv! Daher muß es die sittliche Liebe, die Treue verrathen, und wenn es sich ganz befreit hat, ganz Genie und Leben geworden ist, ist es genöthigt, in dem Genuß allein das Princip seines Daseins anzusprechen. Geistwürdig entriß sich mein Vater der Täuscherei sittlicher Gefühle, die in Christo allein und seinen Gläubigen lebenvoll sind und wahrhaft, der Genuß ward ihm Alles: weil er wahr strebte, doch ohne *die Gemeinschaft des Geistes Jesu*, verfiel er den Naturmächten! Verloren wär' er, und mir ziemte, vor Euch aufzuheulen um den Sturz dieser großen, volllebendigen Menschennatur, denn obschon ich ihn nicht von Angesicht gesehen, ich liebe meinen Vater, ja, ich liebe ihn: doch er büßt seine Irrthümer — leider ist der wahre Glaube nicht Jedermanns Ding — er büßt seine Irrthümer durch das mitfolgende Gefühl alleräußerster Unseligkeit, und diese Unseligkeit giebt ein vollgültiges Zeugniß von seiner Sehnsucht nach dem evangelischen Glauben in seiner allerhöchsten Dignität! — Wir dagegen streiten mit Welt und Leben in einem andern Geist. Aus der Andacht zum Kreuze schöpfen wir Muth und Freudigkeit, Fülle und Geist! Eingehend zu kämpfen mit den Mächten der äußern und innern selbstischen Natur, sie heranbildend zu verklären für das Gottesreich, welches uns erworben ward durch den Tod unseres Gerechten, ist unserer Demuth genugsam! Auf die Verheißung seiner Wiederkunft bauen wir und halten uns nicht dafür, in himmelstürmendem Trotz die Vollendung zu heischen, den völligen Glauben, die Seligkeit unseres innern Menschen in Wahrheit und Liebe. Allein er kommt, und

wir werden alles dessen theilhaft sein zu seiner Zeit. Für diesen unsern Lebensgeist in unserer Lebenslage zu kämpfen ist uns Pflicht aus Gott. Gebrochen werde die Herrschaft des Tyrannen, aber heilig sei uns seine Person! Darauf nehm' ich Euch in meines Geistes Eid und Dienst: reicht Eure Hände mir, Angers, Fugger, Marcell, Ihr Uebrigen, schwört Treue unserm gefahrvollen, großen Unternehmen!"

„Worte des Eides, die Versicherung meiner Treue bei Gott," sprach Marcellus, „könnten wie ein Spott erscheinen: ursprünglich, unmittelbar war und ist es das Streben meiner Kraft, hier eine christliche Herrschaft einzurichten, eingerichtet zu sehen. Allein ich schwöre meinem jungen Fürsten Treue, denn Einer sei der Sprecher des Gesammtwillens, in Einem bethätige sich das Lebenswort der Nation."

Wägend sagte Angers:

„Sofern der Regent durch Gesetz und Constitution wider die Vermischung seiner individuellen mit seiner moralischen Person geschützt wird, bekräftige ich den Eid des Marcell mit Hand und Mund."

„In diesem Sinne ich ebenfalls," sagte Fugger.

„Deßgleichen wir," sprachen die Uebrigen.

„Nicht mir, einem Höheren gilt Euer Schwur," sprach Julius. „Ich bin nichts allein; ich glaube, darum red' ich und darum will ich handeln!"

Hier ward die Feierlichkeit durch den tobenden Ruf einer kreischenden Stimme unterbrochen. Kurz darauf erschien den Versammelten ein eben so häßliches als fürchterliches Bild. Das alte Weib, die Kleinodien, welche Hersiliens Herkunft ausweisen mochten, in der Hand, kam mit den Geberden einer Unsinnigen daher. Ihr Gewand, von dem in Wald und Busch umherstürmenden Suchen zum Theil zerlappt, bedeckte kaum ihre Blöße; ihr aufgelöstes Haar umfloß wüst

die knöchernen Schultern; ihre Kiefern zitterten; da sie Menschen sah, rief sie gellend:

„Gebt sie mir, mein Kind gebt mir zurück, die Zier meines Alters, die Wonne meiner Augen; ach ich unseliges altes Weib!"

Marcellus nahm sie beiseit. Je länger, je mehr hört' er mit großer Aufmerksamkeit ihre und ihres Zöglings Geschichte bis zu dem Momente, wo derselbe ihr geraubt worden.

„Geraubt ist sie," schrie die Alte. „Pferdhufen sah' ich im Grase, und an mir vorüber jagte ein Jagdzug der Herrn der Colonie. Meine Wollust, meine Liebe, das heilige, keusche, süße Kind, sie haben sie mir geraubt!"

Obschon vorbereitet durch die Geschichtserzählung der Alten sah Marcell erschreckt, daß der Schmuck Hersiliens das Wappen und die Namenschiffer des fürstlichen Hauses führte. Er eilte mit dem Funde zu Julius, der indessen mit den Verschworenen sich besprochen, wiederholte Alles, was das Weib ihm gesagt, und schloß:

„In der Colonie befindet sich das Mädchen, wahrscheinlich in den Händen des Fürsten selbst. Erinnert euch, ihr Herrn, daß wir ihn die Gasse dahersprengen sahen, das schöne, wilde Kind im Schooß."

Julius betrachtete vertieft den Schmuck. Seine, an sich weichen, Züge verklärte eine tiefe Rührung.

„Das einzige Wesen außer dir, Marcell," sprach er, „von dem ich sagen mag, es ist mein. Daß ich sie bald begrüßte, diese Schwester, von der ich so schön und viel geträumt. Doch," setzt' er zum Weibe gewandt, zögernd hinzu, „Du hast sie erzogen?"

„Ich muß sie wiederhaben," rief die Alte; „Lump und Flickerei alle Tugend und Schönheit auf Erden: diese ist tugendhaft und schön. Ich muß sie wiederhaben, weil ich

Elende ohne sie mich versinken fühle in die alte Verwilderung und Nacht, aus welcher dieß Kind der Zucht, diese Sonnenjungfrau mich gerettet."

„Du wirst sie wiederhaben," entgegnete Julius in seiner Weise lieblich ernst. „Nun aber ruhe aus, dein Wesen ist zerrüttet! Alsdann ordne, finde dich, damit du uns dereinst, ohne ein Aergerniß zu geben, zur Colonie begleiten könnest."

„Ich will ausruhen, Herr," sagte die Alte, „deine Verheißungen sind trostreich; weiß nicht, warum: in deiner Gegenwart fühl' ich mich beruhigt. Ach es ist, weil du meinem Mädchen gleichst! Das aber habt ihr Beide von der Mutter Art, diesen Schmelz in eurer Erscheinung, in allem, was ihr sagt und thut. Den Schmuck gieb in meine Hand, so. O ich bin todtmüde. Schlaf, Hersilchen, dieser Jüngling — Wonne, Tod!"

Das phantastische Weib stürzte in das Laub hin und entschlief sogleich.

„Ein zwiefacher Antrieb," sagte Julius, „unsere Sache zu beschleunigen! — Unsere Vorstellungen von dem Geschick meiner Schwester sind mannigfach, und alle ängstigen. Ohne Zeitverlust gehen wir gerade auf unser Ziel los."

Die Verschworenen pflogen Berathungen über die Wege, die sie einzuschlagen hätten, um die entweihte Herrschaft des gewaltigen Fürsten wieder in ihre Mitte zu bringen. Entschieden widersetzte sich Julius der allgemein gebilligten, von Angers und Marcell vorgeschlagenen Maaßregel, zur Untergrabung von Friedrich's Ruf und Ansehen die Nachricht von dem wahren Hergang bei dem Tode Hagen's und Jarosczinski's unter die Bevölkerung der Colonie auszustreuen.

„Nicht alle Vortheile gelten mir," sprach der Jüngling. „Den Menschen nicht, den Fürsten bekämpf' ich; seine Tyrannei will ich stürzen, ihn aber geschont haben."

„Ich ehre das richtige Gefühl meines jungen Herrn," sagte der greise Angers. „Jedoch zu viele Mitwisser hat die That; wenn heute nicht und morgen, doch einmal wird ihr schmachvolles Gerücht in Aller Munde sein."

„Nicht aber durch uns, nicht in solcher Absicht schwarzem Verstande ausgebreitet," sprach Julius. „Nein, nein; etwas Anderes! Ich ersuche ernstlich, daß kein Wort mehr, in aller Zukunft kein Wort mehr von dieser unseligen Geschichte erwähnt werde."

„Nun denn," sprach Marcellus, „so gehen ich und etliche von uns stehenden Fußes zur Colonie zurück und verkündigen allem Volk geheim und laut, daß deine Mutter auf den Anlaß des Fürsten, der die Ursache gewesen ihrer schlimmen That, grausam hat enden müssen: wie kläglich das Loos seiner Tochter gewesen und dein Geschick einer unverschuldeten Verbannung; wir erzählen" —

„Ich bitte dich Marcellus — Nein, nein!" unterbrach ihn Julius. „Dieß Alles und mehr als dieß anklagt in meinem Vater den Menschen, dieser Ankläger aber bin ich ihm nicht! will es nicht sein. Sein Sturz, stürzt er, darf hievon nicht den Ursprung ziehen, wir bestreiten den Despoten. Ueberdieß, wenden wir jene Dinge zum Grunde vor unseres Unternehmens, dann wird dasselbe den Anschein der Rache gewinnen. Uns treibt aber die Rache nicht, die Gerechtigkeit. Nein, Marcell, damit ist es nichts."

Die Männer mußten die reine und entschiedene Art, die untrügliche Hand gleichsam, mit welcher der Jüngling sein Vorhaben auszuführen beabsichtigte, verehren und bewundern. Sie schwiegen still. Julius unterbrach ihr Schweigen nicht, erst nach einer langen Zeit sagt' er:

„Ich habe im Rath, wir brauchen, um unserm schlichten, menschheitlichen Plane in der Colonie Anhang zu ver-

schaffen, keine directen Mittel, am wenigsten Künste: dem Factum der Tyrannis meines Vaters trete das bloße Factum meiner Erscheinung, meines Charakters und Willens gegenüber! Gewinne ich in solcher Art die Bevölkerung mir, dann stürzt seine Herrschaft nach dem Gesetz der Nothwendigkeit in sich selbst zusammen. Bleibt ihm das Volk botmäßig, dann sind unsere Pläne nicht zeitig, wir müssen uns bescheiden! Nach diesem Gotteszeichen will ich handeln."

„Wohlan!" sprach Angers. „So dürfte nichts für die weitere Berathung übrigbleiben als die Art und Weise, auf welche der Colonie kund und zu wissen geschähe, daß Sie, mein junger Herr, da seien, ein Jüngling christlicher, würdiger Gesinnung" —

„Halt! Genug! Kein Zusatz weiter!" sprach Julius. „Durch ein Zwangsmittel, welcher Art dasselbe sei, will ich das Regiment meines Vaters nicht an mich reißen; nur ein durchaus freiwilliger, selbstthätiger Actus darf das Volk mir gewinnen; dann stürze nicht ich ihn aus der Herrschaft, die Geschichte selbst."

„Wo ist die Grenze," sprach Angers ungeduldig. „Ihr Zartgefühl geht zu weit. Warum überall ankündigen, daß Sie erschienen seien? Bei einer durchgreifenden Consequenz ist auch dieß zu viel."

„Nein," erwiederte Julius mit schwärmerischer Bestimmtheit, „um meines Berufs willen muß ich mein Dasein dem Volke ankündigen, ich soll mein Geschick versuchen. Nimmt sich dieß Volk selbstthätig meiner an, wohl! — wenn nicht, ich darf activ nicht auftreten, mein Gegner ist mein Vater."

„Wenn Sie denn doch Alles dem Schicksal anheimgeben," sprach Angers mit einem Anflug von Verdruß, „dann thäten Sie wahrlich am nächsten und klärsten, Sie offenbarten Sich Ihrem Vater selbst."

„Wieder nicht!“ versetzte der Jüngling. „Ich habe *kein* Vertrauen zu meinem Vater; Vernunft und *Gefühl lehren* mich, daß ich durch eine solche Handlung mich zwecklos *aus*setzen würde. Ich werde jetzt und in alle Ewigkeit *nicht* meine Sinnesart ändern, meinen Vater aber darf *ich nicht* hoffen durch mein einfaches Wort zu überzeugen, zu wandeln: ihn erzieht das Geschick in dem großen Weltgange züchtigender Ereignisse!“

„Es sei!“ sprach Angers sich unterwerfend. „Benützt vor allen Dingen und ausgekauft werde der günstige *Augenblick*. Der Fürst rafft seine äußersten Kräfte *zusammen, mit* der Zurüstung zu einem neuen Kriege *ist er vollauf beschäftigt*. In wenigen Wochen, vielleicht in wenigen Tagen *beginnt* dieser Krieg. Er hinterläßt ein unzufriedenes, murrendes Volk. — Unter dieß sich selbst anheimgegebene Volk erlassen Sie, mein junger Herr, ein Manifest obigen Inhalts, das wir gegenzeichnen, datirt aus unserer dermaligen Residenz, dieser Hütte und dem wunderbaren Urwald! Wer sich dann getrieben fühlt, das unleidliche Joch seiner Herrschaft abzuschmeißen, wird zu uns herüberflüchten und auf die Fahne der Freiheit schwören. So warten wir unserer Zukunft!“

Nach einer längeren Berathung mit sich selbst *stimmte* Julius zögernd diesem Plane zu.

„Wer unternimmt es,“ fragte Fugger, „den Druck des Manifestes und seine Verbreitung zu besorgen?“

„Ich selbst!“ sprach Marcell. „Freunde sind mein, eine Presse steht mir zu Gebote. Wir werden diese aufsteigende, glorreiche Sonne nicht niedersinken sehen, ohne daß die wunderhafte Mähr von der Erscheinung meines Fürsten die Herzen Vieler in der Colonie erschreckt, erfreut. Ruhet ihr aus, ihr müßt sehr ermüdet sein, erquickt euch mit Speise

und Trank, dergleichen findet ihr Vorraths genug. Mich laßt sogleich von hinnen gehen."

„Marcell, du bedarfst der Ruhe auch," sprach Julius und umfaßte den väterlichen Freund mit Innigkeit; „ich kenne diesen Zug auf deiner breiten, schönen Stirn; er zeigt, daß du ermüdet bist."

„Ungemeine Unternehmungen wollen ungemeine Anstrengungen," sprach der treffliche Marcell, „und ich habe etwas zuzusetzen, äußerlich und innerlich. Sei Gott befohlen, mein Jüngling. Von deiner Schwester auch sollst du hören."

„Nein, geh' nicht," sprach Julius und ergriff seinen Arm, „sondern bis zum Grabe meiner Mutter begleit' ich dich."

Marcell preßte stumm den Arm des Jünglings, und die Beiden gingen mit einander. Die Flüchtlinge lagerten sich zu Mahl und Schlaf.

8.

Binnen wenigen Tagen war das Heer der Colonie vollständig aufgebracht. Zehntausend Krieger standen aufmarschirt wohlgerüstet vor dem Palast des Fürsten; des Aufbruchs gewärtig harrten sie ihres Führers. Friedrich, völlig uniformirt, im Begriff, seinen Arbeitssaal zu verlassen, um von Hersilien Abe zu nehmen und dann zu den Kriegern sich zu begeben, ward auf eine erschreckende Weise in seinem Gange aufgehalten. Frech trat ihm mit der Miene äußerster Bestürzung entgegen, ein gedrucktes Blatt in der Hand.

„Was bringst? Zu dieser Stunde? In solcher Angst und Hast?" fragte der Fürst.

„Herr," entgegnete Frech, „aller meiner Mühen Frucht,

den Gerüchten, von welchen ich Ihnen sagte, auf den Grund zu kommen, ist dieß Blatt allein. Durch Zufall gerieth es so eben in meine Hände, und ich weiß auch von ihm nicht, ob es auf natürlichen Wegen sich verbreitet oder vom Himmel gefallen."

Der Fürst las das Pamphlet des Julius und seiner Verschworenen. Ein schmerzliches Erstaunen malte sich in seinen Zügen.

„Schließ' die Thür!" sagt' er. Er legte den Hut weg und ging schweigend und nachdenkend, nun und dann in dem Blatt lesend, in dem Saal auf und ab. Seinen mächtig aufwallenden Gefühlen sowohl in Betreff der *Möglichkeit*, daß dieser wirklich sein Sohn, als hinsichts der Abtrünnigkeit dieses Sohnes, denn obschon er als seinen Feind sich nicht ankündigte, hatte er seine Zuflucht doch nicht zu ihm genommen: diesen seinen Gefühlen gönnte der Fürst nicht Raum. Dem dringenden Moment gemäß mit der ihm eigenen scharfsinnigen Fassung in frappanten Lebenslagen stellte er die wichtige Frage lediglich in das Urtheil: was er thun müsse, nach Lage der Dinge thun könne. Das Nothwendigste war sein sofortiger Auszug wider einen drohenden Feind; Krieger konnte er nicht missen! Er mußte es aufgeben, den Marcell und seine Genossen, die wahrscheinlich mit einem Pseudo-Sohne aufzutreten gedachten, in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen zu lassen; auch wußte er aus einer ähnlichen Erfahrung, wie es Kraft und Zeit verschwenden heiße, in dem Irrsaal der Wälder dergleichen zu unternehmen. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Olearius die ganze Sache zu übergeben mit dem Befehl, die Pressen in Beschlag nehmen, die betreffenden Personen verhaften zu lassen und gegen sie ein gerichtliches Verfahren einzuleiten. Das bezügliche Decret fertigte er sogleich aus. Er gab das-

selbe an seinen Diener und gebot ihm überdieß, unausgesetzt an ihn Privatdepeschen abzusenden, welche von der Lage der Colonie ihn zu unterrichten im Stande seien. Das Weitere mußte er auf seine Rückkehr aussetzen.

„Bleibe treu," sagte er. „Möglich, daß ein tiefgehender Verrath meine Herrschaft und Person bedroht; nehm' ich's doch eben! Wer gewisse Erfahrungen gemacht, hat keine mehr zu machen. Meine Rechnung ist geschlossen, und fast bin ich Komödie und Rolle satt. — Ueber das junge Mädchen wache; ich beschwöre dich! Und sei Mann. Lebe wohl — Pfui über dein Aussehen!"

Friedrich hatte seinen Hut ergriffen, er ging.

Frech war durch diese Worte um nichts gebessert, er sah dem Fürsten theilnehmend nach, dann wendete er sich ab und sagte:

„Er kann nicht leben ohne das Gefühl seiner Größe und Herrschaft: der Verlust des einen von beiden muß ihn zerstören. Allein die Erfolge unserer Handlungen sind unaufhaltbar, und das Schicksal zahlt dem insolventen Zecher seine Rechnung auf den Kopf. Mein Verstand steht still, gedenk' ich seiner Zukunft. — Nicht nur dieß scheuselige Complott ängstigt mich: die Hölle weiß es, aus welchen Ecken das Gerücht sich verbreitet, er habe Hagen um des Besitzes seines Weibes willen erschlagen! Ein gefundenes Essen für diese egal und legal hinlebenden Spießbürger, die weder Gutes noch Böses thun. Die stumpfen Klätscher, ganz vergnügt über den Exceß des großen, lebenvollen Menschen, streichen ihre Potenzen, Mägen und Näbel, salviren sich, als säße der Teufel auf dem Thron: „da sähe man's, wo es mit dem Uebermuth hinaus müsse; wie man's triebe, so ging' es; dafür würde der Todtschläger und Tyrann auch durch einen Absalom von seinen Höhen herabgestürzt werden: die Eumeni-

den! Sein Schicksal sei alt wie die Welt, und bewahre, daß sie demselben begegnen sollten! Sie hätten keinen Theil an solchen Thaten des Abgrunds!" Verdammniß treffe euch, ihr lastbaren Maulesel! — Sein Ruf ist unterminirt, der Grund seines öffentlichen Lebens hohl, gefüllt von dem Pulver blödsinnigen Argwohns, tugendlichen Abscheus; beim Himmel, Marcell darf nur die Lunte heranbringen — und knrrrr!"

Ein Geräusch draußen: Frech eilte an das Fenster, sah hinaus. Sein Antlitz wurde unbeschreiblich heiter, mit dem innigsten Wohlgefallen blickte er auf das versammelte, waffenblitzende Heer:

„Gottlob!" sagt' er und wies triumphirend hinaus, „hier ist er Fürst!" —

Friedrich war inzwischen in das Zimmer Hersiliens eingetreten. Sie bemerkte ihn nicht; ihm den Rücken gekehrt stand sie am Fenster und schaute auf die Krieger hinunter. Er sah sie heut zum ersten Male seinem Wunsche gemäß wie die Frauen der Colonie gekleidet. Er verweilte eine Zeit und betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen. Sonderbar contrastirte ihre Farbenfrische und überquellende Jugendkraft mit dem Putze der Salonsmädchen. Auch wußte sie sich keinesweges in demselben zurechtzufinden; der natürliche Adel, der geniale Wurf ihrer Glieder zerstörte auf das anmuthigste und üppigste den nüchternen Formalismus dieser Gewandung. Da er auf sie zuging, wendete sie sich rasch um und sah ihm mit einem blitzenden Muth unter die Augen. Fanfaren schmetterten, die kriegerische Musik begann.

„Herrlicher!" sagte das Mädchen, „alle diese Wundermenschen gehorchen dir. Und du liebst mich! Nein, so groß hat sich noch nie ein Geschöpf gefühlt wie ich in diesem Augenblick!"

„Glaubst du, daß ich dir zurückkehren werde," sagte Friedrich schwer.

„Zuversichtlich!" versetzte sie. „Dein Dasein ist mir ja nothwendig — hörst du sie? ihnen, uns Allen ist es nothwendig, du der wichtigste Mensch von Millionen — Nimmermehr, die Gottheit ist weise und gütig."

„Liebe Hersilie," sagte Friedrich weich und schloß das Mädchen an sich. „Wohl ist die Gottheit gütig, denn sie schenkte mir dich, da mein Stern absinkt und meine Kraft zu Grabe fällt."

Er wendete sich ab.

„Du gehst," sagte sie erstaunt, „schon jetzt?"

„Du hast mich lieb, Hersilie," sprach er zurück und bot ihr die Hand.

„Sehr, sehr lieb!" rief sie aufschluchzend und lag noch einmal an seinem Herzen. Er riß sich los und verließ rasch den Saal.

Hersilie hörte alsbald unter erhöhtem Spiel und Trommellärm einen allgemeinen, kriegerischen Ruf. Dann erfüllte Commandogeschrei die Luft; und da sie sich so weit gefaßt, wieder an das Fenster zu eilen und hinauszublicken, sah sie schon fern, umgeben von glänzenden Kriegern, ihren Retter auf dem Rappen an der Spitze der Truppen die lange Straße hinziehen. Die Töne der Musik lösten sich in die Weite, der Nachtrab verschwand, Alles war still, sie wieder allein.

9.

Mächtige Stützen fand die Sache der Verschworenen an Olearius und denjenigen Kaufherrn, die von der Gegenwart

des Fürsten in Furcht gefesselt den sofortigen Anschluß geweigert hatten. Sie athmeten frei auf, als Friedrich im Gefolge derer, die seiner Person in den Tod ergeben waren, die Colonie verlassen hatte, und ihre furchtsame Unfähigkeit ging in trotzende Thätigkeit über.

Durch die willkürlichste Ausdeutung des fraglichen Manifestes fand ihr Wort einen unglaublich schnell sich verbreitenden, hinreißenden Anklang in dieser Bevölkerung, welche bis dahin von einem blinden Gehorsam entseelt nun plötzlich und jäh zu dem Gefühl ihrer innern Kräfte aufwachte. Alle Pein wurde von den Maximen und dem Charakter des Fürsten hergeleitet, und alle Seligkeit der Hoffnung auf den bescheidenen, christlichen Jüngling übertragen, dessen unvorbereitete Erscheinung den aussichtslos Gedrückten mit eins eine rettende Zuflucht der Freiheit darbot. Bei einer solchen Stimmung der Menge scheute Marcellus nicht mehr, nun und dann öffentlich in der Colonie aufzutreten. Durch ihn wurde ihr der Weg gewiesen zu ihrem jungen Fürsten, Einer zog den Andern nach sich, und in Zeit von wenigen Wochen ergab sich das wunderbare Schauspiel einer Wallfahrt des größeren Theils der Colonisten; in die Urwälder schritten die Belasteten hinaus, um dem verheißenden Stern des jungen Fürsten voll vertrauenden Muthes zu folgen.

Wie ihm befohlen, berichtete Frech tagtäglich seinem Herrn den Stand der Dinge. „Ein unerklärlicher, panischer Zauber bemächtige sich je länger, je mehr der Gemüther: wie zu einem Heiligenbilde religiösen Wahnes flüchte politischer Aberglaube zu diesem Jünglinge. In Haufen von Hundert und Hunderten eile das Volk in die Urwälder. Wenn sein Fürst nicht bald zurückkehre, müsse er fürchten, die Colonie zu den Verschworenen übersiedelt oder im Besitz derselben wiederzufinden; ja, in dem Falle selbst, daß er zur Stunde

her- und einzöge: schon jetzt stände ein Heer von Empörern ihm gegenüber, dem das seinige an Zahl um nichts könne überlegen sein. Nach Hersilien auch habe man ämsig geforscht, aber über die Schwelle des Palastes einzuschreiten nicht gewagt: auch lasse er das Schloß mit dreifach vermehrter Soldateske bewachen. Er beschwöre seinen lieben Herrn, zurückzukehren."

Auf keine der Depeschen des treuen Dieners erfolgte eine Antwort. Ein anarchischer Zustand riß in die Colonie ein. Die Obrigkeit, zum Theil selbst verrätherisch, hatte keine Mittel, sich geltend zu machen: das Volk hatte seiner Gesinnung nicht mehr hehl, die Empörung ward offenbar. Bewaffnet, mit Allem versehen, was zur Nahrung und Nothdurft erforderlich, wanderte das Volk in den Wald hinaus. Mit Furcht sahen die bevorrechteten Stände, deren ein Theil sässig blieb: ein neues Regiment werde eintreten müssen, wo nicht, drohe der gesellschaftliche Verband zu verwildern, ja zu zerreißen.

In dem Urwalde selbst constituirte sich ein rächerisches, mächtiges Heer, welches bis itzt ohne Action lediglich auf das Wort des Jünglings wartete, um in eine furchtbare Thätigkeit überzugehen. Täglich vermehrte sich dasselbe, und mit der Zahl wuchs sein Muth und Enthusiasmus. Auch heute, etwa einen Monat nach dem Auszuge des Fürsten in seinen Krieg, war ein Corps von einigen Hunderten angekommen. Unter der Aufsicht des Angers waren Officiere beschäftigt, diesen Trupp dem schon organisirten Heere einzureihen und denselben unterzubringen. Nachdem dieß geschehen, erschien, wie er pflegte, Julius, um auch diese Masse der Neuangekommenen zu begrüßen.

So sehr geneigt ist der Mensch, dem nie ein zeitlicher Zustand, er sei auch nahe dem gewünschten, genugsam ist,

jede Veränderung in ihrem Wurf als eine Verbesserung anzusehen, daß in allgemeiner Hinsicht schon der Enthusiasmus der Menge beim Anblick dieses Jünglings, von dem man eine goldene Zukunft hoffte, sich rechtfertigt; aber die *liebenswerthe* Persönlichkeit des jungen Grafen steigerte *diesen Enthusiasmus* zu einem athemlosen Jubel. Es dauerte, bevor ihm Raum gegönnt war, sich zu äußern. Er redete, und mit eiserner Strenge hielt er das Princip der Pietät aufrecht. Den Fürsten ließ er als Menschen schlechthin unangetastet, er verbritete sich lediglich über den Charakter seiner Regierung. „Diese Regierung habe des Volkes *selbstständiges* Gemüth empört, weil ein lebendes *Individuum anstatt des* Gesetzes dasselbe beherrsche. Die Tyrannis müsse früher oder später in den selbstischen Druck eines leidenschaftlich bewegten Einzelwesens ausarten, denn der Mensch irre und sei böse von Haus aus. Er garantire ihnen die Herrschaft des Gesetzes durch vernünftige Institutionen; hiermit würden vor allem die ruhmjagenden Kriege, welche die Staatsgesellschaft verarmt hätten und zu entvölkern drohten, ihr nothwendiges Ende gewinnen."

„Mich, für mich selbst," fuhr er fort, „hält ein höherer Stand der Dinge, als er bis itzt hat sichtbar werden dürfen, das Reich Gottes nämlich, welches uns der Weltheiland gelehrt und zu empfinden gegeben durch sein Leben, Leiden und Sterben. Verborgen wirkt der neue Geist dieses Reiches, um in der Welt des Gesetzes, dem bis hier Kirche, Staat, Geselligkeit und Familienleben noch unterworfen, die Freiwilligkeit, die Liebe zu Gottes Gebot zu erzeugen, vermöge deren, wenn sie erscheint, der Geist Jesu, Christus die Welt beherrschen wird, wie er sie jetzt im Innersten hält und heilig bewegt. Versehet euch zu mir der strengsten Handhabung des Gesetzes, dem ich mit Euch mich unterwerfe, und fürch-

tet keine Handlung von mir, die eurem Gesammtwohl wiwerstritte, denn, ich wiederhol' es, nicht der sinnliche, — der heilige Mensch ist meine Begeisterung."

Die Rede des Jünglings wurde durch die Ankunft einer ungeheuern Anzahl von Menschen unterbrochen, die sämmtlich mehr oder weniger die Zeichen von plötzlichem Aufbruch, von Flucht und Verwirrung verriethen.

„Die Rückkehr des Fürsten von dem Kriegsschauplatze wurde auf den folgenden Tag in der Colonie erwartet."

Auf diese Nachricht zog Julius mit seinen Verschworenen sich augenblicklich zurück, um über die nun nothwendigen feindlichen Maaßregeln zu rathschlagen. In der Menge selbst herrschte, wenn anfangs Bestürzung, alsdann ein überschwenglicher Lebensmuth, der lebhafteste Wunsch, sogleich wider ihren verrathenen Fürsten aufzubrechen.

10.

Mit zerrissenen Fahnen und einem ehrenvollen Frieden, nicht geschlagen von dem zehnfach überlegenen Feinde, doch um mehr als die Hälfte seiner Armee geschwächt, selbst am linken Arme verwundet, kehrte Friedrich in Eilmärschen zu seiner Colonie zurück. Bei seinem Einzuge selbst folgten ihm in unansehnlichen, zerstreuten Zügen seine auf den Tod ermatteten und zum Theil kampfunfähigen Truppen. Er fand die sonst völkervollen Gassen unverhältnißmäßig öde. Die spärlichen Acclamationen des Volks von der Straße, aus Fenster und Thüren verriethen Kleinmuth und Trotz; alle Empfangsfeierlichkeiten hatten den Charakter der Unvollständigkeit und Zerrüttung.

Friedrich jagte direct zu seinem starkbefestigten Schloß,

Hier erwarteten ihn die Treugebliebenen seiner Beamten, der Bürgermeister und ein Theil des Magistrats. Ohne Gruß und Wort schritt er an ihnen vorüber in seinen Audienzsaal, sie folgten.

Die ihm zugegangenen Nachrichten hatten ihn sowohl von einer feindlichen Stimmung in der Colonie, als auch von dem verrätherischen Abfall einer großen Anzahl seiner Unterthanen benachrichtigt; allein dieses Abfalls und Zerwürfnisses konnte er sich nicht vermuthend sein. Den Arm in der Binde, mit unentblößtem Haupte stand er inmitten der unvollzählig Versammelten, eine Weile stumm. Er sah äußerst blaß und schien betäubt. Niemand wagte es, ihn anzureden, er selber rüttelte sich auf und warf einen groß fragenden Blick auf seine Umgebung. In der Niedergeschlagenheit, ja in dem Mitleiden der Schwächlinge las er sein Geschick: die Abtrünnigkeit seiner Unterthanen in Masse, den Sturz aus seiner Herrschaft! Sein Jähzorn übereilte ihn und ergriff das ihn am sinnlichsten und nächsten Empörende, die mitleidige Verzagtheit dieser seiner Diener, auf die allein, wären sie anderer Natur gewesen, er sich hätte stützen können. Der schwache Verband seiner Wunde sprang auf, sein Blut floß aus dem Aermel nieder, indessen er mehr stotternd als sprechend flammend ausrief:

„Nach diesem kräftedurchdrungenen, bewußt- und thatvollen Leben, an dessen jeglichem Moment Generationen solcher Stümper zu zehren hätten, mich hier den Einsamen und Verlassenen von linden Lumpen bemitleiden lassen — ha! Meine Officiere sollen eintreten! Noch hab' ich Männer! — Nach Haus'! zieht die Deckbette an die Ohren und schlaft euch Kraft an, aus meinen Augen, fort! Fluch euren hasenhaften Delinquentenmienen!“

Frech stürzte aus den Reihen der Versammelten, die ohne zu weichen den Zorn ihres Herrn ertrugen.

„Ihre Wunde blutet," stotterte er, „Sie verbluten, ich flehe um Schonung Ihrer selbst!"

„Mein Haupt umschwirrt's, meine Sinne halten nicht," sprach er mehr bei sich selbst. „Nach solchen Anläufen und ungeheuern Bestrebungen aufgegeben, unbegriffen, elend umzukommen! Ich höre das Gekreisch der Raben, ja ich höre sie, die begierig auf den Raub herstürzen möchten des lebenzerrütteten, gehetzten Löwen! — Bei Himmel und Hölle, so lang' ein Glied mir gehorcht, will ich das Gezücht mir vom Leibe halten! Darauf denkt, auf Widerstand denkt! Auf Besiegung und Vernichtung der Rebellen! Wo nicht — von keinem andern, von keinem Antrag oder Vergleich will ich vernehmen — verrathet auch ihr mich, zu meinem milden, frommen Sohne flüchtet hin, ihr gesammt, die ich gegründet und groß gemacht!"

Mit einer flehentlichen Geberde, als werde er in die Kniee sinken, sah der Diener zu seinem Herrn auf.

„Ist gut, ist gut," sagte Friedrich sich findend, „rufe den Chirurg in mein Zimmer. Die Officiere sollen sich versammeln; in der Kürze bin ich zurück, das Weitere anzuordnen."

Ohne etwas hinzuzusetzen ging er festen, aber angestrengten Ganges der Thür zu, welche in sein Gemach führte. Als er dasselbe öffnete, sahen die Anwesenden, daß das junge Mädchen ihm todtblaß entgegeneilte und ihn leidenschaftlich umschlang — die Thür wurde schnell geschlossen.

Ein langes Stillschweigen hielt die Versammlung; dann mit bitterm Hohn wies der Bürgermeister auf die blutige Spur von des Fürsten Ausgang.

„Seht hin!" sagt' er. „Ein sprechendes Symbol seines

Lebenslaufs, der uns allerdings berühmt gemacht: sein bluttriefender Gang!“

Düster schwiegen die Männer. Energisch fuhr der Bürgermeister fort:

„Von keinem Antrag oder Vergleich will er hören, er überhebt sich seinem Geschick! Verrücktheit wär's, sein Loos zu theilen: ich verlass' ihn auch!“

Der Bürgermeister ging, und überzeugt von seinem Wort folgten ihm die Uebrigen.

11.

Die Wunde Friedrich's war auf das Neue verbunden, der Chirurg hatte das Zimmer wieder verlassen, am Eingange desselben wartete Frech auf seines Herrn fernere Befehle, der Fürst blieb mit Hersilien allein. Erschöpft saß er auf dem Divan, trotz dem Blutverluste nicht erweicht, sein blasses Ansehen war steinern, sein Inneres wie verstarrt. — Hersilie, wie sie's in der Art hatte, kniete auf den Teppichen vor ihm und sah ihn mit dem seelenvollen Blick unverwandt an. Er regte sich nicht. Von einem Gedanken ergriffen rief das Mädchen angsthaft auf:

„Wie ist dir, Herr; sprich, rede, wie dir ist.“

Da er nicht antwortete, fuhr sie fort:

„Du bist der nicht wiedergekehrt, wie du mich verlassen. Du bist hart geworden, deine Augen sind trocken und starr — lieber Herr!“

„Ach Gott!“ sagte der Fürst und stützte sein schweres Haupt.

Das Mädchen rutschte stumm auf den Knieen nah' an ihn heran und umfaßte seine Kniee.

Nach einem langen Stillschweigen sprach Friedrich vor sich hin, streng und hart:

„Ich habe das Leben von dem Gipfel seiner geistigsten Höhen durch alle Stufen bis zu den sinnlichen Tiefen seines Abgrundes kennen gelernt: die überweltliche Erhebung kenn' ich wie die gesetzliche Strenge, den Reichthum und die Schöne des Gefühls, den Genuß und das Behagen seines Zustandes, alle Wege dieses Lebens bin ich gelaufen, und siehe, ich darf mit dem großen Prediger sagen, daß es eitel ist, denn," er stand finster auf, „es ist unfähig, die Wahrheit darzustellen."

Er machte einen Gang durch das Zimmer, dann fuhr er fort:

„Wenn dieß elende Resultat wird jenen Aposteln des Glaubens und der Freiheit zur praktischen Einsicht gedeihen, dann mögen sie sich wahren mit ihrem heiligen Gut! Wer Willen und Gemüth kennt, die unbezwingliche Sprödigkeit des Stoffes, das nothwendig zerspaltene, zweierlei Thun von Wort und Leben, die reine Ueberschwenglichkeit des Glaubensreiches in jedem Augenblick eigener Thätigkeit; wer erfahren, daß das eigene Herz schlechterdings nicht eingeht auf Gott, ohne in der Hoffnung eines neuen Lebens — der, nun, — der hört auf zu declamiren, wird durch die Praxis zerstört und endigt wie ich."

„Um Gottes willen," sagte der Diener, „von welchem Ende spricht mein Herr?"

Friedrich schien ihn zu hören, er winkte, ihn beschwichtigend, ohne Antwort und ließ sich wieder auf den Divan nieder. Er versank in den Anblick Hersiliens, und ein Anflug von Theilnehmung erwärmte sein Herz. Schmerzlich sagt' er:

„Auf mir hat das Leben von Anfang mit Felsenschwere gelastet; seit ich mich besann, hat es mich entsetzt, ich halte

nichts an ihm und bin fertig. Aber dieß liebe Geschöpf — warum auch dieß liebe Geschöpf verflechten in meinen Sturz? — Mädchen, verlaß mich auch, fliehe hin und rette dich!"

„Wohin soll ich fliehen," sagte sie geängstigt, „wovor soll ich mich retten? dich verlass' ich nicht wieder. — Was hat sich begeben? Ich verstehe nichts. Nur dieß versteh' ich, daß deine Worte wie eines Scheidenden sind. Ach Herr, ich bin betäubt, sprich du mit mir."

„Sie fragt?" wendete sich Friedrich an den Diener.

„Herr, ich schonte ihrer," versetzt' er, „sie weiß von nichts."

„Sei ruhig, Kind," sprach der Fürst, „und hör *mir zu*, was sich begeben. Wenn Hersilie vor den andern einen blütheprangenden Baum bewundert, ihm ihr Herz zugewandt und auch seiner gepflegt: nun aber geht sie der Jagd nach oder was sie sonst entfernt; in einigen Tagen kehrt sie wieder, und siehe, ein Frevler, vielleicht ein Raubthier, hat den Baum in der Wurzel angegriffen und umgestürzt — dergleichen haben sie mir gethan in den Tagen meiner Abwesenheit, lieb Kind: das Gebäude meiner Kunst und Kraft ist verwüstet!"

„So eile auf den Schwingen der Rache, züchtige den Frevler," sprach das Mädchen.

Vertieft fuhr der Fürst bitter fort:

„Eine höchst kindische und plumpe Hand drückte die falsche Feder dieser kunstvollen Maschine: rasselnd fahren die Räder aus einander, und das Werk jahrelangen Fleißes und Studiums liegt zertrümmert."

„Aber der Künstler kennt den innern Bau desselben und mag es wohl wieder herstellen können," fragte schüchtern der Diener.

Friedrich stand wieder auf, ohne zu antworten fuhr er fort:

„Was die Zeit erzeugt, begräbt sie auch; doch selig der, den sein Werk überlebt, er stirbt mit einer Täuschung und Lebensregung mehr."

Er wandelte im Zimmer anf und ab und sprach wieder:

„Eins doch lass' ich in den Gemüthern zurück, und zeugen mag von mir der Menschen Sinnesart: zur Ordnung sind sie gezüchtigt!" — „Gezüchtigt!" wiederholt' er. „Herrscher, Individuen, Charaktere gehören auf die Throne, nicht moralische Personen, Nullitäten. Das Geschlecht ist keinem geistigeren Zwange gewachsen; sehen muß es, fühlen das Symbol der Majestät, oder es entartet. Ich kenne den Menschen. Dann und wann ergreift ihn der Schwindel eines Zustandes selbstthätiger Freiheit, aber weit entfernt, daß der schlafaufgerüttelte Geist eine Bildung gewänne, zerstört er nur: zurück muß er in das geflohene Joch! Auch hier wird die Geschichte also richten. Schrift- und Mundhelden, in Praxi armseligste Pfuscher, die den Menschen nicht kennen, verführen die Menge. Thöricht und toll folgt sie den überfliegenden Blindlingen; alsbald wird sie auf's Neue zu Boden liegen und die strafende Faust dessen küssen, der sie wieder auf die Beine gestellt. Alle wollen herrschen, darum müssen Alle dienen. Ich allein konnte dieß Volk beglücken, ich verschaffte und gewährte ihm ein Glück, das es zu verstehen, zu ertragen im Stande ist. Die Kriege, die Säulen seiner Stabilität, waren mit diesem Feldzug beendigt. In ehrenvollem Frieden hätten die Ameisen nach innen zu schaffen und dem Magen — mehr als Magen sind diese Gesellen nicht — fröhnen mögen. Ich allein wollte das Beste dieses niedrigen, tief versunkenen Geschlechts, das blind gehorchen muß, um glücklich zu sein. Wie weit mich selbstische Leidenschaft versucht, nicht die Natur der Sache selbst, bin ich nicht aufgefordert, mit mir abzurechnen: das Schick-

sal heischte diese meine so angethane Handlungen. Die Geschichte mag von mir erzählen, ich scheue nicht die unerbittliche Richterin."

Der Fürst stand still, sein Blick fiel auf den Diener. So fuhr er fort:

„Du zum tiefsten kennst es, und nicht rechtfertigen mag ich mein Privatleben. Allein es giebt keinen sittlich religiösen Verein einzelner Menschen, und ich lebte ohne Heuchelei. Personen, an und für sich nichtig, wurden mir Motiv der Lust, weil sie zum Motiv für die Heiligkeit untüchtig waren dem Untüchtigen. Denn der verödenden, von keinem neuen Gehalt durchdrungenen Moral entriß sich lebenbedürftig mein Gemüth, und die holde Verrätherin Natur schloß ich an den flammenden Busen. Viel Unheil ward durch mich. Was ich sein sollte, konnt' ich nicht sein, und was ich war, vielleicht durft' ich's sein — ich war Mensch!"

„Herr," platzte Frech nach seiner Art schneidend heraus, „wir sämmtlich nähen uns einen Rock zusammen von Lappen sehr verschiedener Couleur: Natur, blutroth; Gesetz, pechschwarz auch grellgelb; Christenthum, blitzblau! Mit dieser Delinquentenjacke schreiten wir in der Regel nichts bedenkend und getrost daher, zur Richtstatt! Der Welt Lauf, wer will's ändern? Kein Gott! Es sei denn, Alles ginge drunter und drüber."

„Sieh nach," sprach Friedrich, „ob die Officiere versammelt sind. Du meldest mir sogleich ihre Anwesenheit."

„Ja, Herr," sprach Frech und eilte aus dem Zimmer.—

Hersilie, die bisher nachzudenken schien, stand nun auf. Entschieden trat sie dem Fürsten unter die Augen und sprach mit unterdrückter Wallung leidenschaftlich, energisch:

„Rette dich und fliehe mit mir. Ich weiß der Stätten viele, wo wir herbergen können und Nahrung finden im

Ueberfluß. Ich will dich hegen; du wirst sie wiederempfinden, die glühende, herrliche Natur. Ich bin reich, laß mich nur zu Athem wieder, dieser lastenden, lähmenden Pein gieb mich los und du sollst erfahren, was ein liebend Herz vermag, und daß die Liebe auch das Dasein ausfüllt. Dieß aber wisse, daß es eine Vorsehung giebt, die die Verfolgten gnädig ansieht; ja, ja, es giebt eine Vorsicht, die die Zuflucht ist der Geängstigten."

Das Mädchen weinte laut auf. Frech trat herein und meldete, daß die Officiere versammelt seien. Auf Friedrich's Wink zog sich der Diener zurück.

„Beruhige dich," sagte Friedrich und nahm des Kindes Hand, „beruhige dich doch. Uns trennt weder Leben noch Tod. Ich kann dir nicht folgen, du bleibst bei mir!

„Warum kann mir mein Herr nicht folgen?" rief das Mädchen mit Heftigkeit.

„Kein Wort, Hersilie, nein!" erwiederte der Fürst. „Meine Herrschaft bin ich, mit ihrem Sturze bin auch ich verloren. Noch aber mag meine Rettung möglich sein, und mein Glück muß ich versuchen, so lang' mein Auge blickt, meine Seele athmet."

„Rettung? und du bist so sehr verzweifelt, daß du auch mich nicht mehr liebst?" rief das Mädchen und sank mit der Stirn an seine Schulter.

„Ich liebe dich," sagt' er und umschloß das liebeathmende Geschöpf mit Innigkeit, „ich fühl's. Geht es mit mir zu Grabe, in der Liebe deiner Unschuld ist meine Seele gelöst und frei."

Er entriß sich ihren verstrickenden Armen.

„Wir sehen uns noch einmal!" sagt' er fest.

Er nahm sich zusammen und schritt gefaßt in den Audienzsaal.

12.

Es war ein merkwürdiger, ja erschütternder Anblick, diesen Mann, der durch so viele, große Geschicke gegangen, auch itzt keinen Augenblick sich selbst aufgebend bei einem plötzlichen, äußersten, über Leben und Tod entscheidenden Ereigniß inmitten seiner ernsten und entschlossenen Waffengefährten seine Lebenslage berathen zu sehen. Von Blutverlust und der noch nachzitternden Erschütterung gebleicht lehnt' er auf seinem Schwert; mit dem Ausdruck hoher Apathie wider das Zerwürfniß seines irdischen Glücks schweiften seine Augen bald hinaus, bald verweilten sie auf den hochgespannten Männern; je und dann zückte krampfhaft um seine Lippe der ungeheure Schmerz, er sprach in abgerissenen, harten Sätzen, stolz und streng:

„Das Schicksal geht seine unbegreiflichen Wege: weil unbegreiflich, muß ich die meinigen verfolgen. Wer hat dieß Volk gegründet, ihm die Mittel geschafft für seine sinnliche und sittliche Existenz! Ich that's! Meine Glücksgüter, meine Zeit und Geisteskraft setzt' ich an sein Wohlergehen, mit meinem Blute hab' ich es als mein versiegelt! Einen ehrenvollen und berühmten Frieden errang' ich, mein Ruhm ist der seine! Sind seine Hülfsquellen erschöpft, überschwenglich werden sie wieder strömen! Ich gebe mich nicht auf! Ich will den schwärzesten Undank, die Niedertracht einer Treulosigkeit ohne Gleichen nicht ahnden. Das Volk ist dumm, es folgt der Lockpfeife seichter Empörer, die ohne Menschenkenntniß und Geschichtsverständniß politische Idealträume verfolgen, deren Verwirklichung in der jetzigen Epoche der Geschichte unmöglich ist. Das Volk urtheilt engbrüstig und thöricht, mein Dasein liegt nicht in seinem Verständniß.

Ich kann's nicht leugnen, ich fand keinen Frieden auf der Welt, auch in den erhabensten Verheißungen nicht, die je von Menschenlippen getönt; der Ernst ihrer Aneignung macht absolut, hebt hinaus über die relative Welt, will zur Bedingung seiner Existenz den Tod; meine Hoffnung ermangelte der Geduld, sie hielt mich nicht! Oede, traurig hinzuleben in einer todten Pflichterfüllung, entseelte mich. Lebendig hab' ich gelebt; mich keinem Menschlichen verschlossen, die Tiefen und Höhen meines Daseins ermaß ich, ich habe der treibenden Unruhe in mir Raum gegönnt. Jener, der sich meinen Sohn nennt und die Herzen der blödsinnigen Menge verstrickt, soll von einer ungetrübten Begeisterung für das Ideal der Menschheit glühen. Was Wunder, wenn Kinder und Thoren ihm zuflüchten! Durchleb' er zuvor dieß unaussprechlich jammervolle Leben und gebe dann Rechenschaft von seiner ungetrübten Begeisterung. Ich wiederhol' es, die Treulosigkeit des verblendeten Volks will ich nicht ahnden, allein mein Geschick ist fürchterlich! Versuchen muß ich, ob ich es wältige. Ich habe im Rath, zur Stunde mit den Truppen, deren Tapferkeit ihr Dasein überdauert, jene Abtrünnigen, Ränkevollen, die Marcellus' und Angers' in ihren Schlupfwinkeln anzugreifen. Mit mir geht der Sieg, Ihr wißt es, und unterliegen kann ich nur mit meinem Tode!"

Die Officiere betheuerten erschüttert ihre Ergebenheit, aber sie stellten vor: „die Truppen, von den Strapazen des anhaltenden Eilmarsches, seien auf den Tod ermüdet; sie selbst bedürften der Ruhe; die Nothwendigkeit heische gebieterisch, daß dieser Tag, die nächste Nacht die erschöpfte Kraft erhole; nichts ermuthige mehr als Schlaf, Speise und Trank."

„Aus dem Willen stammt der Muth," antwortete der Fürst. „Allein Sie haben Recht, der Wille wird auf dem

großen Markt nicht angetroffen. Morgen brechen wir auf, verkündigen Sie das den Truppen. Auf die Morgenstunde die weitere Berathung! — Du befiehlst an den Hausmeister offene Abendtafel," sprach er zu dem sogleich forteilenden Diener. „Meine braven Officiere sind geladen," fuhr er mit einem Anflug gutmüthiger Ironie fort, „weil — nun, weil Speis' und Trank ermuthigen. — Im Uebrigen, treffen Sie Ihre Arrangements. Vorposten werden aufgestellt, die Wache des Palastes um das Vierfache vermehrt: ich werde zur Zeit selbst Ihre Dispositionen recherchiren. Zur Tafel also — auf's Wiedersehen."

Er ging in das Zimmer zurück; die Officiere eilten in den Dienst.

13.

Nach der Ankunft des Bürgermeisters und seines großen Gefolges bei dem Heere der Insurgenten ergab eine sofortige, allgemeine Schätzung, daß außer den ermüdeten und zum Theil kampfunfähigen Söldnern der Colonie die waffenfähige Mannschaft derselben hier versammelt war. Bei dieser Lage der Dinge verlangte Julius trotz des Bürgermeisters Aussage von des Fürsten Ingrimm — die Uebersendung von Unterhändlern. Alle, außer Marcellus, stimmten dagegen. Dieß geschah in einer Berathung der Vornehmsten des Volks, die, getrennt von dem Heer durch eine von Baum zu Baum dicht verschlungene grüne Wand, den jungen Grafen umgaben. Fugger führte an, daß die allgemeine Stimmung wider den bisher tief aber passiv gehaßten Gewaltherrn zu rächerisch sei, daß man dessen Vernichtung wolle. Olearius behauptete, daß sie, bedächte man die Gemüthsstellung des

Fürsten, von einer Sendung der Art sich keines Guten versehen könnten. Der Bürgermeister schwur, es werde sich kein Parlamentair zu diesem augenfällig halsgefährlichen Dienst finden. Angers aber sagte entschieden:

„Die Unruhe und Aufspannung der Gemüther ist so groß, daß sie den Tag nicht überdauern kann. Entweder muß der Angriff jetzt geschehen, oder die günstige Stunde für eine radicale Katastrophe der Dinge ist verloren."

Marcellus gab nach; Julius beruhigte sich schwer.

„Dieß Unternehmen verlangt eine mir abstracte Entschlossenheit," sagt' er. „Ein gütlicher Vergleich mit meinem Vater schwebte mir immer als das äußerste Ergebniß unseres Conflictes vor, und ich war mir weder dieses unglaublichen Zulaufs noch der räthselhaften Beharrlichkeit meines Vaters vermuthend. Ich sehe ein, was einmal begonnen, muß vollendet werden; aber mich selbst dispensire ich von diesem Zuge. Es sind der kriegsverständigen Männer viele hier, entwerfen Sie Ihren Plan und vollführen ihn. Mein Amt sei, Ihre zurückgelassenen Familien gegen die Willkür und grimme Absicht des Krieges zu schützen, Schonung zu üben."

Der Kreis wollte sich lösen; mit einem Nachdruck, der ihm außerordentlich war, sprach Julius:

„Verweilen Sie noch! Wofern mich Ihr Vertrauen zu einer Würde erhub, der ich mich genugsam fühle: nehme ich Ihnen das ausdrückliche Versprechen ab, daß Sie an das gesammte Heer unter Androhung härtester Strafen den eindringlichsten Befehl ergehen lassen, weder das Leben noch die Freiheit meines Vaters und meiner Schwester zu gefährden. Ich zittre ohnehin, da die That vorhanden ist, wie ich mit diesem, wenngleich subjectiv lautern, Zug meines Innern vor dem Weltgericht bestehen will; mehr aber, als daß meine Erscheinung der Anlaß worden, durch welchen die Herrschaft

meines verirrten Vaters sich in sich selbst auflöst, weiß ich bei meinem Gott nicht zu vertreten. Ihren Schwur fordr' ich in dieser hochwichtigen Sache."

Er ward willig geleistet. Julius ging zurück, Marcellus begleitete ihn. — Unter der Anleitung des Angers wurde der Plan zum Angriff entworfen, und dessen sofortiger Beginn beschlossen.

In der Kürze schritten die gewaltigen Massen schwer aber unregelmäßig gerüsteter, gereizter Männer durch den erbrausenden Urwald wider ihre Wohnstatt hin, entschlossen, ihre Freiheit mit Gut und Blut wieder zu erobern. Gegen Abend erreichten sie des Waldes Saum. Hier, von den Bäumen umschattet, machte das Heer Halt; seine Führer versammelten sich auf das Neue, und die untergehende Sonne fand sie noch in detaillirter Berathung.

14.

Der Fürst selbst hatte die Vorposten recognoscirt. Den todtmüden Truppen erlaubte er nur die Ruhe: mit dem Befehl, die Rüstung nicht abzulegen, mit der Verwarnung, in jedem Moment der Allarmirung gewärtig zu sein.

„Auf alle Fälle!" sprach er zu den Officieren. „Es ist nicht wahrscheinlich, daß die zusammengelaufene Menge über irgend eine Operation des Nächsten mit sich einig werde. Diese Volkscongregationen, weil irrational, particularistisch, sind das Lächerlichste, was die Geschichte hat."

Nachdem er sich auch versichert, daß die Bemannung der Wache seines Schlosses stark und im Stande war, begab er sich mit einer Brust voll Qual und Liebe unverzüglich zu Hersilien. Sie durfte der Tafel nicht fehlen, die er seinen Officieren zu geben vorhatte. —

Der Journalist hatte indessen dem schönen, tiefleidenden Mädchen einen Besuch gemacht. In der richtigen Voraussicht der allernächsten Zukunft, welche auch Hersilie in seinem Sinne ahnte, verführte er ein wunderliches Gerede.

„Wisse, du ernstes, tiefes Kind," hatte er unter Anderem gesagt, „es lebte einst ein herrlicher Poet, der unter vielen, wunderbaren Gestalten auch einen melancholischen Prinzen schuf, einen Jüngling von erhaben scharfer Stimmung: dieser Prinz spricht in der Vorempfindung seines nahen Todes, der auch zutraf, folgende Worte: „Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft, geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft: in Bereitschaft sein ist Alles. Da kein Mensch irgend besitzt, was er verläßt, was kommt darauf an, frühzeitig zu verlassen. Mag's sein!" Sein Tod aber traf zu — es geschah jetzt!"

Untheilnehmend sah ihn das Mädchen an, ohne zu antworten. Er fuhr fort:

„Ja, ja. Große Menschen starben selten oder nie solide im Federbett, an Altersschwäche nicht ein einziger: der Geist zerrüttete sie. Erhabene Seelen arbeiten dem Geschick in die Hände, so oder so ist ihr Tod gewaltsam. Leb' wohl, du feines Kind — o schöne Nymphe des Waldes! Pah, alles Uebrige möchten die Raben holen, wenn nur die Schönheit nicht stürbe. — Gedenk' an mich: in Bereitschaft sein ist Alles!"

Als der Journalist bewegt aus dem Zimmer eilte, trat der Fürst herein.

Wenn das Schicksal die Leidensfähigkeit des Menschen auf ihren höchsten Gipfel treibt, bemächtigt sich der Seele eine widerstandslose, fürchterliche Gelassenheit: blaß und starr, passiv im Aeußersten, läßt der Dulder das Gericht über sich ergehen.

In dieser Seelenlage fand der unselige Friedrich das Kind. Auch ihm rann Entsetzen und Tod durch die Adern, allein die Action, zu welcher ihn seine äußeren Verhältnisse herausforderten, erhielten ihn bei Selbstbewußtsein und Selbstgefühl. Natürlich war daher seine Erschütterung, als er Hersilien so wiederfand.

„Noch einmal," sprach er sogleich, „rette dich!"

„Ich? Wie? Und du?" sprach sie und sah' ihm wild unter die Augen.

„Nein, bleibe!" erwiederte er. „Aber Mädchen," sagt' er und faßte sie in die Arme, und da er sie so sah, blaß und zerstört, stürzten die Thränen aus seinen Augen, „weine auch!"

„Schone mich, wenn du mich nicht tödten willst," erwiederte sie trocken; sie entriß sich seinen Armen und faßte krampfhaft mit beiden Händen nach dem Herzen. So sagte sie und ihre irren Augen schweiften nach seinem Schwert:

„Wenn du mich recht liebtest, du stießest mir das Eisen da in mein Herz."

Er schlug stumm die Hände zusammen. Sie wendete sich still von ihm und sagte:

„Ich quäle dich wohl sehr. Allein mir hat's das Leben angethan, ich hätte nicht geboren werden müssen."

„Schöne Sibylle," sprach er mit krampfhaftem Lächeln, „du sagst recht: wir hätten beide nicht geboren werden müssen."

„Nun denn und du zauderst," sagte sie, ihm den Rücken gekehrt.

Die grasse Stimmung zerrüttete sein Gehirn. Der hehre Wahnsinn seiner Natur, mit dem er stets zu kämpfen gehabt, schien die Oberhand zu gewinnen: er machte eine auffallende Geberde. Die Flügelthüren sprangen auf, eine Reihe hellerleuchteter Gemächer eröffnete die Aussicht in jenen fürch-

terlichen Speisesaal, woselbst die versammelten Officiere seiner harrten. Zu sich selbst gekommen sprach Friedrich laut:

„Nichts Tolles!"

Er ließ ab, trat zu Hersilien, löste ihre Hände von dem Herzen und fragte flehentlich:

„Willst du nicht leben, derweil ich lebe?"

Eine hohe Gluth übergoß auf einmal ihre Gestalt. Ganz gelöst, ganz Leben sagte sie:

„Für dich!" und gab ihm ihre Hand, „ja!"

Nach einem langen Blick auf sie sprach er tief aufathmend:

„Doch einen Trunk wieder aus der Schale des Lebens — Siehst du nicht, sie warten! Komm, komm!"

15.

Die Officiere empfingen die Eintretenden mit einem kriegerischen Ruf. Allerdings war diese Begrüßungsweise die natürlichste; denn weder in ihrer Art, noch in ihrer Darstellung hatte diese Versammlung irgend etwas, das friedlich, festlich mahnte. Wie als erwarteten sie etwas Entscheidendes, entschlossen, herausfordernd, vorsehend war Blick und Miene dieser Gäste. Ihre nicht selten zerhauenen, blutbespritzten, staubichten Uniformen, in welchen sie vor kaum zwei Stunden aus dem Felde zurückgekehrt, hatten sie zu wechseln nicht Zeit gefunden. Sie nahmen den erlesen und reich servirten Tisch ein, und es hatte das Ansehen, als ob diese Tafel friedlicheren Gesellen zubereitet, von ihnen aber erobert worden. Hersilie auch — von den Bebungen und Wallungen der letzten Stunde war ihr Gewand verschoben, die eine Schulter nackt, die andere ganz verhüllt, ihr Haar

nur zum Theil aufgewunden, ihr Mund nicht geschlossen, das Auge schwärmend, ungewiß, die ganze Gestalt erathmend, unruhig — auch sie glich eher einer Leidenschaft, die an den Grenzen des Wahnsinns schweift, als einem festlichen Gast. — Kriegsscenen, die vor nur wenigen Tagen erlebten gewaltsamen, tödtlichen Geschichten gaben den Stoff her für eine berauschende Unterhaltung. Friedrich schürt' und concentrirte diese Flammen, des Weines wurde nicht geschont, der Geist der Gesellschaft ward zum Taumeln wild und fassungslos. — Je und dann wendete sich der Fürst den Gästen ab, zu dem theilnahmlosen Kinde herum, und sah sie hell und durchdringlich an. Wenn sie dann, in seinem Anblick zu sich selbst gekommen, wieder gehalten und bestimmt, ihm mit wilder Freundlichkeit nickte, preßt' er unbemerkt lebhaft ihre schlanke, passive Hand, kehrte sich wieder ab und sprach seinen Gästen zu. So tafelten diese.

Frech schlich um den geräuschvollen Tisch; ein tragischer Sarkasmus spielte in seinem leidenschaftszerrütteten Antlitz. Mit eins stand er aufhorchend still, zu gleicher Zeit fuhr Hersilie von ihrem Sitz, im nächsten Momente erfüllte Schwertergeklirr das ganze Schloß. Entsetzt, wüthend sprang Friedrich auf, ihm nach die Officiere — — Die Empörer, nach ihrem wohlentworfenen Plane, in Masse strengen Laufs die Vorposten hindurch auf der Gasse her grad einrennend auf das Schloß, waren mit der Wache handgemein, bevor Horn und Trommel das schlafende Heer zum Kampf auflärmen konnte! Gleichzeitig mit dem Waffenlärm im Schlosse vernahm man von Straße und Markt Kriegssignale, die aber wie abgerissene Laute der Angst schnell wieder verstummten.

Friedrich durchschaute seine Lage; er fühlte, daß die Stunde seines Verderbens vorhanden. Ergrimmend, finster sprach er:

„Das todtmüde Heer kann uns nicht aushalten, mensch-

liche Maaßregeln waren umsonst, nichts durfte zur Entwickelung gedeihen: von allen Seiten überfiel uns das Geschick, mein Untergang ist beschlossen."

Er riß sein Schwert heraus, entschlossen folgten seinem Beispiele die Officiere. Auf den vollen Gängen strömte mit wildem Geschrei das bewaffnete Volk dem hellerleuchteten Speisesaal zu.

Friedrich lachte graß auf:

„Der neidenden, hämischen Bestie gefällt es wohl in den Palästen, sie ist lüstern nach Fürstenblut. Ihr Herrn, verkaufen wir unser Leben theuer; das Gedächtniß von ihres Fürsten Tode vererbe auf Generationen — zu ihrer Witzigung!"

Friedrich stürzte nach dem Eingange zu, gefolgt von seinen Officieren; allein die hereinstürmende Masse überdrang sie, im Nu war der Saal von Bewaffneten voll. Ein scheußliches Gemetzel fing an. Kampfgeschrei, Wimmern Sterbender, Ruf und Kreischen der Wuth, der Angst — elendes Schauspiel! Die Leichen lagen herum, von Blute schwamm der Saal, noch währte der Kampf. Da ertönte wie eines Tollen ein kurzer, übertäubender Schrei. Dem Kampfe geschah Einhalt, mit Grauen wichen die Krieger zurück, eine Todtenstille trat ein. Der Fürst hatte so sehr geschrieen, das Schwert war ihm entsunken, mit ausgereckten Armen und geballten Fäusten stand er da: vor ihm lag Hersilie entseelt, in den Hals gehauen! Ein altes Weib, ihre Pflegerin einst, kniete bei ihr.

„Mörder!" schrie das phantastische Weib, „das hast du angestiftet, deine Tochter" — — sie verstummte entsetzt, denn sie hatte ihn angesehen.

Er blieb in der Stellung, in ihm rang etwas, aber er

kriegte die Sprache nicht wieder; abermals schrie er fürchterlich auf, sein Hirn war zerrüttet.

Riesenkräftig, rasend raffte er die Leiche seines Kindes auf und warf sie über seine Schulter.

„Raum dem Fürsten!" sagt' er mit völlig verändertem Wesen und Ton, „Ehrfurcht dem Unglück, wir bluten!"

Stolzen Ganges schritt er nach dem Ausgang, hier aber sank er in sich ein, blickte scheu um sich wie ein Dieb und flog pfeilschnell aus dem Saal.

Frech allein folgte ihm stumm, unmittelbar auf der Ferse.

In den eroberten Saal traten *Marcellus ein und seine* Genossen. Julius aber hatte die Colonie, deren er nun der Fürst war, noch nicht betreten. Das Heer Friedrich's unterwarf sich dem überstürmenden Feinde, eigentlich dem Gesammtwillen der Colonie, gehorsam, ohne Widerstand.

Fünftes Buch.

1.

Welch eine einzelne, wahnsinnige Vorstellung Friedrich auch antreiben mochte, die Leiche im Arm den Wohnsitz der Menschen querfeldein zu fliehen: im Allgemeinen war das dumpfe Gefühl, Alle wider sich zu haben, seinen Feinden eine kostbare Beute, sein Theuerstes zu entreißen, die Ursache seiner grauenhaften Flucht. Die Schnelligkeit seines Laufs war ungeheuer, und erst jenseit des Waldsaums, in dem Urwalde selbst, gehemmt von Schlinggewächsen, Buschwerk und Gestrüpp, hielt er denselben plötzlich auf. — Der treue Diener, auf seiner Spur ihm nach, betrat mit Zähnklappen den monddurchglänzten Wald. Unfern von ihm sah er seinen Herrn unter der Krone eines ungeheuern Baumes unthätig stehen, immer noch die Leiche im Arm, selbst blutend, von dem Blute des Mädchens überströmt, in Mienen und Haltung thierisch stumpfsinnig.

Dieser Anblick, dieß Erlebniß im elektrischen Bunde mit der Erinnerung von Friedrich's großem Streben und Handeln ergriff den Journalisten so sehr, daß er wie betend in die Kniee stürzte und laut aufweinte:

„Soll der große Mann solch ein elendes Ende haben!"

Unverrückt blieb der Fürst unter dem Baume stehen, und preßte die Leiche des umhergerissenen, armen Geschöpfs krampfhaft innig an sich; aber sein Ohr vernahm nichts, es war keine Sehkraft in seinen Augen.

„Was will das werden," sagte Frech wieder aufstehend. „Er glaubt wohl nicht, daß sie todt sei, ach! und hält er sie für sein kleines Töchterchen Clara, weil er das Kind nicht heranwachsen gesehen und nun erwachsen wiedergefunden! — Jesus Christus, daß ich dieß sehen muß!"

„St! sie erwacht," rief Friedrich tonlos heftig, dann wägte er Hersilien wieder wie eine Wärterin und summte ein Wiegenlied; allein er brachte kein recht verständliches Wort hervor, und sein Gesumme verlor sich je länger, je mehr in ein monotones Wimmern, das endlich einem offenbaren Herausweinen Raum gab.

Frech ertrug es nicht; er eilte auf ihn zu und umschloß flehend seine Kniee.

„Besinne sich mein Fürst," sagt' er. „Das Kind ist leider erschlagen und Sie müssen auf sich selbst Bedacht nehmen."

„Mein Sohn lebt!" sagte der Fürst mit schauderndem Ernst; „er wird regieren und ist ein frommer Christ! Willst du etwas wissen?"

„Ach Jesus!" rief Frech aus. „Nehmt euch seiner an, ihr Himmelsmächte!"

„Sie sagen, daß sie glauben," fuhr Friedrich fort. „Trau' ihnen nicht. Kein Menschenkind, derweil es lebt und bei Sinnen ist, glaubt. Hei, es sind leichtsinnige, seichte Bursche, die den Tod nicht verstehen und den Glauben und was mich verrückt gemacht. Ich sage, Gott behüte sie in ihren fünf Sinnen, denn es steht schlimm mit ihnen. Zwar hab' ich nie Leichen sehen mögen, auch ist mir der Blutgeruch

verhaßt: dafür bin ich nun auch mit beiden behaftet. Wie das riecht — Pah! Um und um bin ich mit Verwesung bekleibt — Pfui, pfui, pfui!"

Der Diener sah jetzt erst, daß sein Herr aus mehreren Wunden blute. Auf seine Beschwörung, des Mädchens Leiche niederzulassen, dem eigenen, tödtlichen Zustande nachzusehen, hörte er nicht. Entschlossen sprang der Diener auf und legte Hand an, um den Körper ihm zu entreißen — ein Faustschlag des Fürsten stürzte ihn zurück.

„Elend müsse umkommen, wer den Fürsten anzutasten wagt!" sagte der Unselige. „Wer hat ihre Wohlfahrt gegründet, wer ist das Geschick von Millionen? Ich bin's! Und dafür — ein ganzes Volk von Verräthern! Verruchte Unart, Niedertracht ohne Gleichen, Schmach, einzig ihrer Art! Wann erlebte man so etwas — ich hab's erfahren! — Zurück! Wenn ich sagte, der Schlaf der Todten sei lang und tief, so schläft meine Taube" — —

Das Wort erstarb ihm, er fuhr graß auf, er stürzte zurück, er schmiß die schwer niederschlagende Leiche von sich: selbstbewußt stand er, funkelnd starrten seine Augen. Der Journalist sah gleichfalls hin, er sank ohnmächtig um.

Satanas im Schatten seines Wesens redete:

„Dein Ende ist vorhanden! Verfluche dich und sei frei!"

Friedrich rang nach Worten:

„Mörder!" stotterte er, „Lügner von Anfang! Mein Herz ist verblutet, zerrüttet ist mein Geist, ich bin zerstört!!"

Satanas redete:

„Das gemeine Loos Aller, welche leben und sterben. Sei wahr, bekenne die Zerstörung, höre auf zu sein!"

Friedrich wollte antworten; der Geist der Krankheit schrie unarticulirt aus ihm, vom Schlage getroffen sank er entseelt zu Boden. Satanas verschwand.

2.

Die schwarze Sonne strahlte ihre Schatten durch den ungeheuern, von fremden, unterirdischen Lichtscheinen ungewiß erhellten Raum. Ein Geschrei wie von stürmenden Kriegsheeren erfüllte die Luft, in Tausend und Tausenden rannte der Haß vereinzelt durch einander. Aber die brennenden Augen Aller wurden in Furcht gefesselt von einer schwarzstrahlenden Gestalt, die hoch thronte. Ihr galt das Hohn- und Triumphgeschrei der Dämonen und zerstörenden Geister in Natur und Menschengeschichte. Sie riefen und sprachen:

„Sohn der uralten Nacht, Freier, Selbstbeständiger! So lange sie dauert, ist dein die Natur, wir aber halten auf in deinem Dienst das Werk des Gekreuzigten! — Ob er auch nach dem neuen Leben sehne, der Menschengeist dient dir, dein ist seine Geschichte! Dein ist die Welt, Sohn der uralten Nacht, Freier, Selbstbeständiger!“

Einer aber der Schatten, dem Throne gegenüber groß aufgerichtet, blieb stumm.

Satanas redete, und der brausende, gellende Ruf und Gegenruf schwieg plötzlich:

„Beharre! bleibe dir treu! Kein Sohn vom Weibe erlebt bei seinem Leben die Wiedergeburt: du hast den Glauben nicht geheuchelt, ein Verzweifelter hast du gelebt! Siehe, im Wechsel von ödem Gehorsam und nichtiger Widersetzlichkeit ist dein Dasein zerstört, ich halte dich! Wohlan, was du bist, verleugne nicht: durch den Ausspruch deines Mundes sei frei, der Unsern einer, bekenne mich!“

Satanas verstummte. Aufschaudernd faßte sich der Angeredete zusammen, und der Donner seiner Worte erschütterte die Hölle in ihren Grundfesten.

„Keineswegs hast du, o Hölle, die Macht, mich zu halten! — Wahr, Gesetz und Gewissen, ohnmächtige Schatten in der gemeinen Creatürlichkeit, selbstische Persönlichkeit, eine lügnerische Existenz der Pein und Angst: sie schirmen kein Geschöpf wider dich, und ich habe sie von Anbeginn verflucht! Allein den Kern ewigen Lebens, unzerstörlich deiner Alles zerstörenden Kraft, birgt jedes Menschenkind, ich barg ihn in mir: die Sehnsucht nach dem Glauben, den Drang nach dem Einessein von Gewissen und Herz in der ewigen Persönlichkeit! In diesem Drang meiner immerdauernden Unruhe, in dieser Qual einer unendlichen Entbehrung in nie versiegender Hoffnung hab' ich gelebt, große Kräfte der Menschenwelt hervorgerufen, bewegt und gestaltet; welche mir vorbestimmte Thaten, entsprungen aus dem Quell meiner Sehnsucht nach Gott, zitternd denk' ich's, die Missethaten wägen werden, die meiner nun zerstörten Leiblichkeit Erbe gewesen. — Hölle, dir entreiß' ich mich! Elendes Nichts, einem Geiste meines Gleichen bist du zu gering!" —

3.

Und Friedrich lag hingestreckt auf seinem Angesichte vor dem Thron der Majestät und anbetete stumm.

Er glaubte, seine Natur war verneut. Er liebte, die Gemeinschaft der Heiligen war sein. Er hatte Ruhe, in den Sieg verschlungen war sein Tod. Er war selig und vollendet, Christus wohnte bei ihm.

Und Gott der heilige Geist feierte über die Macht von Hölle, Tod und Teufel den Triumph der Menschheit in Gott Sohn, und sein Triumph spiegelte sich in Gott Vater. Und Gott Sohn freuete sich in dieser Freude über den, der

20

todt gewesen und *wieder lebendig* geworden, der verloren war und nun *wiedergefunden*. Und der stumm anbetende Mensch war in der Freude seines Heilandes verklärt.

Und ein Loberuf ging durch den ganzen Himmel, Ein Herz und Eine Seele flutheten der Engel und Heiligen unendliche Reihen und Scharen in den Dreieinen ein völliges Leben: erbrausend, ihres Geistes inne, ertönte die Vollendung! Und das neue Licht, in Allen verbreitet, wogte allumfassend ein zitternd Glanzmeer, und in hehrer Wollust, der Seligen Sein und Wesen ein lebendes Entzücken, riefen sie, priesen und sprachen:

„Heil, der da war und ist, Heil, der da **kommt!**"


HDI
HW 2RWK R



